

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Hauptartikel aus Jahrgang
Dezember 2018 bis November 2019

Jahresthema
„Heimat“

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Dezember 2018

Heimat
Familie

Wohin du gehst, dahin gehe auch ich,
und wo du bleibst, da bleibe auch ich.

Buch Rut – Kapitel 1, Vers 16

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

ZUM TITELBILD

Geburt Christi und Verkündigung an die Hirten

Bamberger Psalter,
Regensburg (?), 1220–1230,
Staatsbibliothek Bamberg, Msc. Bibl. 48, fol. 8r,
© Staatsbibliothek Bamberg, Foto: Gerhard Raab

Der Bamberger Psalter enthält auf insgesamt 208 Pergamentblättern den Text der 150 Psalmen und ist mit reichen Deckfarbenmalereien ausgestattet. Zu Beginn findet sich ein Kalendarium mit zwei Medaillons pro Monat. Acht ganzseitige Zierinitialen und drei Bildsequenzen mit insgesamt 15 Miniaturen zum Leben Jesu vor den Psalmen 1, 51 und 101 (neuer Zählung) gliedern den Text. Unser Titelbild befindet sich in der ersten Bildfolge als zweite Miniatur.

Besonders eindrucksvoll ist der zeitgenössische Einband mit Hornplatten und silbernen Stegen. Die Hornplatten sind durchsichtig und lassen die darunterliegenden Deckfarbenmalereien auf Pergament durchscheinen: auf dem Vorderdeckel Christus in der Mandorla und auf dem Rückendeckel Maria mit Kind in der Mandorla.

Während die Buchwerkstatt früher in Bamberg lokalisiert wurde, sehen sie die Kunsthistoriker heute eher in Regensburg. Wegen eines späteren Eintrags auf fol. 3r im Kalender, der sich auf die Ermordung eines Vogts des Hochstifts Eichstätt im Jahr 1245 bezieht, nimmt man an, dass der Codex zu dieser Zeit im Eichstätt Raum aufbewahrt wurde. Ab 1430/31 ist er in der Domsakristei Bamberg und 1743 im dortigen Domschatz belegt. Mit der Säkularisation gelangte die Handschrift Anfang des 19. Jahrhunderts in die heutige Staatsbibliothek Bamberg.

Während unser Titelbild den ruhigen unteren Teil der Miniatur mit der liegenden Maria, dem Kind in der Krippe, Ochs, Esel und dem nachsinnenden Josef zeigt, ist der obere Teil der Miniatur mit den Hirten, welche die Botschaft von der Geburt des Kindes von einem Engel erfahren, stark bewegt.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Für den neuen Jahrgang haben wir das Thema *Heimat* gewählt – ein Thema, das in diesen Jahren ungeahnte Dynamik entwickelt. Nicht allein die vielen Menschen, die ihr Zuhause verlassen, um bei uns ein neues Leben zu beginnen, setzen es auf die Tagesordnung. Auch die Fragen, wie Heimat in einer globalisierten Welt aussehen und wie ein Europa in der Krise Heimat für die so unterschiedlichen Europäer werden kann, warten auf Antwort. Wir möchten in den nächsten 13 Ausgaben entfalten, was die christliche Überlieferung dazu beitragen kann.

Im Dezember den Blick auf die *Familie* zu richten, liegt durch Weihnachten, *das* Familienfest schlechthin, besonders nahe. Mir steht jedoch kein Festtagsidyll vor Augen, sondern eine Familie, die im 20. Jahrhundert schwer gebeutelt wurde. Der Marineoffizier Heinz Kraschutzki war noch im Ersten Weltkrieg zum Pazifisten geworden. Als er Ende der 1920er-Jahre die illegale Aufrüstung der Reichswehr mit aufdeckte, wurde er wegen Landesverrats angeklagt und floh 1932 mit seiner Familie nach Mallorca. Die Familie ließ sich in Cala Ratjada nieder und baute mit Bezug auf die vier Kinder die kunsthandwerkliche Firma „Las cuatro estrellas“ („Die vier Sterne“) auf. Als 1936 der spanische Bürgerkrieg ausbrach, wurde Kraschutzki inhaftiert. Seine Frau wurde mit den Kindern nach Nazideutschland zurückgeschickt und zur Scheidung gezwungen. Als der Vater nach Kriegsende frei kam, fand die Familie wieder zusammen; ab den frühen 1950ern war man wieder regelmäßig auf Mallorca. So weit, so bewegt. Mich berührt an der Geschichte der Kraschutzkis: Sie haben nicht nur selbst in der Fremde Heimat gefunden, sondern durch ihre Einsatzfreude vielen armen Fischerfamilien eine wirtschaftliche Perspektive geschaffen. Ein Engagement, durch das sie heute noch vielen Mallorquinern bekannt sind.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

Das Kind in der Mitte

Lk 2, 1–20

Auch wenn der Bamberger Psalter nicht die Geschichte von der Geburt Jesu enthält, kommt der Maler, wenn er diese Szene darstellen will, an der Weihnachtserzählung des Evangelisten Lukas (2, 1–20) nicht vorbei. Wie ein Komponist eine Symphonie mit Sätzen in unterschiedlichen Tempi aufbaut und diese mit Gemütszuständen beschreibt, so komponiert der unbekannte Buchmaler die Weihnachtsgeschichte in zwei voneinander getrennten Szenen mit unterschiedlichem Ausdruck innerer Bewegung.

Ruhe nach der Geburt

Im unteren Teil ist die Anspannung der Geburt des Kindes einer gefüllten Ruhe gewichen. Maria liegt bildparallel auf einem Möbelstück, dessen Beine unter einem gelben Laken hervorschauen. Ein Kissen stützt und ein goldener Nimbus umrahmt ihren Kopf. Sie ist in blau und grün gewandet. Die ganze Körperhaltung ist von einer gewissen Steifheit geprägt, die noch von der Anspannung der Geburt erzählt. In der Mitte des unteren Teils ist das Kind in Windeln gewickelt (vgl. Lk 2, 12) zu sehen. Es trägt zwar einen goldenen Heiligenschein, aber der ganze Körper ist von Gold umgeben; rote Linien schreiben dem Nimbus ein Kreuz und den Tüchern die Falten ein. Mit ernstem Ausdruck blickt das Jesuskind in dieselbe Richtung wie die Mutter. Über ihm deuten graue Farbflächen eher die östliche Tradition einer Geburtshöhle als den Stall an. Darüber sehen wir Ochs und Esel, die erwartungsvoll die Hälse recken, aber eher zu Josef als zu Jesus schauen. Ochs und Esel sind freilich in der Weihnachtsgeschichte nicht erwähnt. Sie sind dem Alten Testament entnommen, wo es in Jes 1, 3 heißt: „Der Ochse kennt seinen

Besitzer und der Esel die Krippe seines Herrn. Israel aber hat keine Erkenntnis, mein Volk hat keine Einsicht.“ Diesen Vers hat die christliche Kunst, sicher auf dem Hintergrund von Joh 1, 11 („Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf“ – das Evangelium wird am ersten Weihnachtsfeiertag verkündet) immer auf das Weihnachtsgeschehen gedeutet, so dass Ochs und Esel zur Standardausstattung jeder Krippenszene wurden.

Besonders interessant aber ist die Gestalt des Josef neben dem Kind. Er sitzt mit übergeschlagenen Unterschenkeln und hat beide Hände so erhoben, dass klar wird: Er hatte den Kopf gerade noch in die geöffnete rechte Hand gestützt und schaut nun auf. Dahinter steht ein Motiv, das in der westlichen Kunst häufig in Weihnachtsdarstellungen zu finden ist: Josef legt eine Hand an seine Wange. Dies ist ein antiker Trauergestus und drückt in den Weihnachtsbildern Nachdenklichkeit, ja sogar Niedergeschlagenheit aus. Josef überlegt voller Sorgen, wie es nun weitergehen soll mit dem Kind und seiner Mutter, da doch der Beginn der gemeinsamen Geschichte schon so belastet und schwierig ist. Hier aber schaut Josef auf, weil „über“ ihm etwas passiert, was seine ganze Aufmerksamkeit fordert. So wie in der Musik mit der Anweisung des Komponisten „attacca“ ein Satz mit dem darauf folgenden verbunden werden kann, so werden hier beide eigentlich getrennten Szenen durch die Figur des Josef miteinander verbunden.

Die Aufregung der Hirten

Im oberen Teil der Miniatur (vgl. hierzu die Innenkarte) wird eine ganz andere Szene dargestellt, die Lukas ab Vers 8 beschreibt. Der Engel des Herrn (hier ganz textgetreu nur *ein* Engel) tritt den Hirten entgegen, „und die Herrlichkeit des Herrn umstrahlte sie“ (Lk 2, 9). Diese strahlende Herrlichkeit wird durch den Goldgrund ausgedrückt, der den ganzen oberen

Teil der Miniatur erfüllt. Der Engel mit Nimbus und weiß-grün-roten Flügeln (Glaube-Hoffnung-Liebe) spricht die Hirten an, sichtbar an der ausgestreckten Hand, und zeigt auf das Zeichen des neugeborenen Kindes „unter“ ihm. Die Körperhaltung der beiden Hirten, die ausgestreckten Arme, der vom Kopf rutschende Hut des einen, zeugen von ihrer Aufregung, von ihrer inneren Bewegung. Der linke Hirt reagiert bereits auf die Botschaft vom Kind und zeigt mit beiden Armen in dessen Richtung. Der andere, jüngere Hirt bildet mit seinem ganzen Körper eine große Klammer, er zeigt nach oben und nach unten, zur Erde und zum Himmel, zum neugeborenen Kind und zu seinem göttlichen Vater. Genau in der Fluchtlinie seiner nach oben gestreckten Rechten sehen wir außerhalb der Miniatur aber einen Stern auf dem nackten Pergament. Da dieser nicht mit Deckfarben, sondern mit Tinte gemalt ist, hat hier vielleicht ein anderer (späterer?) Maler die ausladende Geste des Hirten verständlich machen wollen, indem er ihr ein Ziel gab. Der Verweis auf das innere Oben, auf Gott, hat ihm wohl nicht mehr ausgereicht, war ihm zu unkonkret. In der Szene der Geburt Jesu kommt der Stern aber nicht vor, er gehört zur Geschichte der Sterndeuter, die uns nur Matthäus erzählt (vgl. Mt 2,2.9). Wahrscheinlich gehört dieser Stern also nicht zur ursprünglichen Komposition des Malers.

Das Kind als Dreh- und Angelpunkt

Es gehört zu den Charakteristiken des Meisters des Bamberger Psalters, dass er Szenen malt, die im wahrsten Sinne des Wortes den Rahmen sprengen. Immer wieder überschneiden seine Figuren den gemalten, ornamental gestalteten Rahmen. Hier ist es das Bett der Gottesmutter, aber es sind auch die Flügel des Engels und die ausgestreckte Hand des jungen Hirten, der ein Horn an der Seite trägt, die über das eigentliche Bildfeld hinausragen und den Rahmen überschneiden. Dadurch erhält

die Szene eine besondere Kraft, wird mit Energie aufgeladen. Umso wichtiger ist es, dass sie ein klares Zentrum hat, sich zentriert um die unscheinbare Figur des neugeborenen Kindes. Wie angedeutete konzentrische Kreise umgeben graue Farbflächen, aber auch basaltblockähnliche Felswände das Kind und unterstreichen seine zentrale Stellung. In diese Komposition sind auch die langen Hälse von Ochs und Esel mit eingebaut. So wird das kleine Kind zur Mitte einer kreisenden Bewegung; seine leise Stimme wird verstärkt. Die Komposition verhilft dem Pianissimo des Wickelkindes zu seiner Wirkung. Und durch die Klammerstellung des jüngeren Hirten wird klar: Hier ist Gott zur Welt gekommen, hier ist die Mitte der Welt.

Heinz Detlef Stäps

Familienbilder

Geht es Ihnen auch so? Seit einigen Jahren erhalte ich Weihnachtsgrüße, auf denen nicht etwa Motive wie Krippe, Anbetung der Hirten oder Huldigung der Weisen zu sehen sind, sondern – Familienbilder. Manchmal ein großes, jetzt häufiger mehrere kleine Fotos aus dem Familienleben des zu Ende gehenden Jahres, manchmal beides kombiniert, gerne mit Sternchen, Schneeflocken, Santa-Claus-Schlitten oder Rentieren dekoriert. Alle sind schön anzusehen, ansprechend, Bilderbuch-Familien. Manche auch witzig, unerschrocken, je nach Familienstil. Die Facebookisierung der Weihnachtspost nenne ich das. Weihnachten als Gelegenheit, das eigene Familien-Bild zu zeigen. Ein schönes Bild. Ja, manche Karten sprechen mich mehr an, manche weniger, ist ja auch eine Geschmacksfrage. Ich freue mich aber spontan, denn so werde ich einbezogen, gerade, wenn wir uns länger nicht gesehen haben. Oh, so groß sind die Kinder jetzt, die Mutter ist die Kleinste, was, das ist Max, was für ein toller Urlaub in Miami, ist das ihr neues Haus?, Mina vor dem Abiball – und schaue lange darauf.

Gemischte Gesellschaft

Wer nicht mit geschlossenen Augen durchs Leben geht, stellt fest, dass in unserer Gesellschaft verschiedene, manchmal unvereinbare Vorstellungen darüber existieren, was Familie ist, welche Normen und Werte sie bestimmen und wie das Familienleben gestaltet sein soll. Neben der klassischen Kernfamilie, der meist gelebten Familienform in unserer Gesellschaft, gibt es viele andere Familienmodelle – Patchworkfamilien, Mehrgenerationenfamilien, Groß- und Kleinfamilien, Stieffamilien, Adoptions- und Pflegefamilien, Alleinerziehende ... –, die in unterschiedlichem Maße und abhängig vom sozialen Milieu gesellschaftlich anerkannt werden.

Das ganze Haus

Da stellt sich doch die Frage: Was ist denn eigentlich eine Familie? Das Wort „Familie“ wurde bis ins 18. Jahrhundert gleichbedeutend mit „Haus“ und zugehörigem Personal, den Hausgenossen bzw. dem „Hofgesind“, wie es etwa in Friedrich Spees Epiphanie-Lied „Es führt drei König Gottes Hand“ heißt, sowie den zum Haus gehörigen Sachen gebraucht. Haus im alten Sinne bezeichnete nicht nur die Wohnung, die Behausung, sondern den Hausstand und die Hausgemeinschaft. Erst nach der Auflösung der institutionellen Einheit des Hauses durch die Trennung von Produktions- und Konsumtionsbereich in der bürgerlichen Gesellschaft entsteht das Phänomen der modernen Familie.

Innige Gemeinschaft

Die alte Formel „Weib und Kind“ wird nun durch das Fremdwort „Familie“ ersetzt. Der Kern der Familie, die Ehe – das Wort kommt vom althochdeutschen „ewa“, Gesetz –, wird erst jetzt als Sphäre intimer Privatheit zu einer aus dem Zusammenhang der alten „Familie“ herauslösbaren Eigenwirklichkeit. Das Ehe- und Familienbild der Romantik ist in der Folge antiinstitutionell eingefärbt, es ästhetisiert und verklärt die gesellschaftliche Wirklichkeit der Ehe zur konfliktfreien Wahlverwandtschaft und begreift Familie als Projekt gemeinschaftlicher Selbstoptimierung; Sichtweisen, die das Leitbild von Ehe und Familie bis heute nachhaltig prägen.

Schützenswerte und schutzbedürftige Familie

Zu allen Zeiten erfüllte die Familie eine gesellschaftliche Integrationsfunktion. Gewiss haben Staat und Gesellschaft heute (Schule und vorschulische Erziehung) auch hier ehemals rein familiäre Aufgaben übernommen. Doch Gesellschaft und Staat

sind bleibend dem Schutz von Familie und Ehe verpflichtet. Diese Auffassung hat in die Menschenrechtsdeklaration der UNO und in viele Verfassungen Eingang gefunden. Im Unterschied zu allen vorindustriellen Epochen ist die Familie der Gegenwart nicht mehr Produktions- und Besitzgemeinschaft mit Sippencharakter, sondern affektiv getönte Lebensgemeinschaft der Eltern mit ihren Kindern. Der objektive Funktionsverlust und die Kontraktion der Familie zur Kleinfamilie lassen sie in einer säkularisierten, pluralen Gesellschaft prekär erscheinen.

Familie – zum Glück

Doch die Geschichte der Familien-Bilder – von der durch wirtschaftliche Notwendigkeiten verklammerten „Familie“ als ökonomischer (das griechische Wort oikos bedeutet „Haus“) Zweckgemeinschaft zur in Liebe verbundenen Kern- bzw. Kleinfamilie sich miteinander frei entfaltender Individuen – ist aber nicht nur eine Verlustgeschichte! Für mehr als zwei Drittel (71 %) der heutigen Jugendlichen sind Kinder ein wesentlicher Bestandteil von Familie. Dabei ist bei Jugendlichen unterer sozialer Milieus seit 2002 der Kinderwunsch rückläufig, während er bei Jugendlichen höherer Milieus leicht ansteigt, aber vielfach auf einen Zeitpunkt im Lebenslauf verschoben wird, zu dem ausreichende, v. a. finanzielle, Sicherheiten gegeben sind. Insgesamt hat die Bedeutung von Familie für Jugendliche in den letzten Jahren klar zugenommen. Nach der Shell-Jugendstudie (2010) sind 76 % davon überzeugt, für das eigene Glück eine Familie zu brauchen.

Kirchliches Familienbild – im Wandel

In der katholischen Kirche ist seit dem 12. Jahrhundert die Ehe als eines der sieben Sakramente anerkannt. Dieser bedeutsame Schritt war aber alles andere als selbstverständlich. Bis ins

Hochmittelalter begegnete man dem Ehe- und Familienleben kirchlich mit großer Skepsis. Nimmt die Sorge um Ehepartner und Kinder Gott nicht weg, was Gottes ist? Sind nicht Ehe- und Familienlosigkeit der erste und einzige Weg zum Heil? „Wenn die Ehe ein Sakrament ist, dann bedeutet das, dass auch das Ehe- und Familienleben ein möglicher Weg der Christusnachfolge ist“, betont darum der katholische Moraltheologe Hans-Günter Gruber. Das Leben in Ehe und Familie ist heilsbedeutsam, wobei nach katholischer Lehre nicht die Familie, sondern die Ehe sakramentalen Rang hat. Gewiss, es gilt, hier zu differenzieren. Der Segen der kirchlichen Trauung ist „kein Fruchtbarkeitssegnen, sondern der Segen des Ehebundes zweier sich liebender und einander unbedingt annehmender Menschen“, so der Münchner Familienethiker. Und doch gilt: die Familie ist mitgesegnet in diesem Segen. Das ganze Haus.

Susanne Sandherr

Heilige Familie

Maria, Josef und das Jesuskind – hat es eine Verehrung der Heiligen Familie nicht schon immer gegeben? Ist sie nicht mindestens so alt wie die biblischen Familienszenen, bei Matthäus Verlobung, Engel im Traum, Huldigung der Sterndeuter und Flucht nach Ägypten, bei Lukas die Erzählungen von der Geburt zu Betlehem, von Simeon und Hannas Zeugnis vor Josef und Maria, vom Zwölfjährigen im Tempel und den Sorgen und dem Unverständnis der Eltern? Das klingt einleuchtend und trifft in gewisser Weise zu. Und doch, auch die Verehrung der Heiligen Familie hat eine Geschichte!

In Josefs Schreinerei

In der bildenden Kunst löste sich die Gruppe der Heiligen Familie erst im späteren Mittelalter als eigenständiges Bildthema aus den erzählenden Bildszenen heraus. Im Zuge einer franziskanisch beeinflussten Frömmigkeit, die zunehmend das Kind Jesus entdeckte, wird das Alltagsleben der Heiligen Familie entdeckt und ins Bild gesetzt. Josefs Schreinerwerkstatt, aber auch häusliche Verrichtungen werden zum beliebten Bildsujet. Manchmal wird die Heilige Familie noch um Elisabet und den Johannesknaben erweitert. In der Neuzeit, etwa bei Rubens und Murillo, begegnet das Bildmotiv des „Heiligen Wandels“: Maria und Josef führen das Jesuskind zwischen sich, über ihnen Gottvater und der Heilige Geist. Das 19. Jahrhundert kehrte zu häuslichen Szenen zurück, die in ihrer Idealität und nicht selten wirklichkeitsfremden Idyllik der religiösen Auferbauung und Belehrung dienen sollten und in populärer Kleingrafik weite Verbreitung fanden.

Weltweiter Aufschwung im 19. Jahrhundert

Die katholische Verehrung der Heiligen Familie setzte verstärkt im 17. Jahrhundert ein und nahm im 19. Jahrhundert einen weltweiten Aufschwung, der sich etwa in der Gründung einer „Bruderschaft von der Heiligen Familie“ in Lüttich (1844) und des durch Papst Leo XIII. geförderten und weltweit ausgedehnten „Vereins der christlichen Familie“ (1861) niederschlug. Zahlreiche, zumeist weibliche, religiöse Genossenschaften unter dem Patronat der Heiligen Familie entstanden, vor allem im 19., aber noch weit ins 20. Jahrhundert hinein. Bisweilen verband sich die besondere Verehrung der Heiligen Familie auch mit älteren Ordenstraditionen, wie bei den Franziskanerinnen bzw. Dominikanerinnen von der Heiligen Familie.

Fest der Heiligen Familie

Im 30 Jahre währenden verborgenen Leben Jesu in der Heiligen Familie sah man ein bedeutungsvolles Heilsmysterium, das dem vielfach gefährdeten zeitgenössischen Familienleben Orientierung geben sollte. Das Fest der Heiligen Familie durfte seit 1893 auf Antrag von Diözesen und Orden am 3. Sonntag nach Epiphanie begangen werden. Unter Pius X. wurde diese Regelung 1911 ausgesetzt. Benedikt XV. führte 1920 das Fest der Heiligen Familie für die ganze lateinische Kirche ein (Sonntag nach Epiphanie). Der Römische Kalender von 1969 legte es auf den Sonntag in der Weihnachtsoktav bzw., falls kein Sonntag in die Oktav fällt, auf den 30. Dezember. Das Tagesgebet nennt die Heilige Familie ein leuchtendes Vorbild in Frömmigkeit, Eintracht und verbindender Liebe.

Die Heilige Familie der Gotteskinder

Folgt man dem Münsteraner Kirchenhistoriker Hubertus Lutterbach, so verstanden sich die Katholiken im 19. Jahrhundert insgesamt als Verkörperung der Heiligen Familie der Gotteskinder. Sie bildeten eine Sakralgemeinschaft gegen die als schwere Bedrohung erlebte Moderne, gegen die Profanierungen von Aufklärung und Revolution. Kurialismus und Konservatismus gehörten, so schien es, zur DNA der Heiligen Familie der katholischen Christen, schließlich auch der konkreten katholischen Familie. Ein wichtiger Faktor des Aufschwungs dieser besonderen Frömmigkeit war gewiss die romantische Kinderliebe, das romantische Bild des Kindes. Wurde im Kinde nicht alles neu, gegen die Verderbnis der Zivilisation? Und diese Unschuld des Kindes konnte nur die Familie hegen und vor den Versuchungen einer als gefährlich und – gerade in der Zeit des Kulturkampfes – feindselig empfundenen Welt hüten.

Katholische Familie

Meine Herkunftsfamilie ist vermutlich eine nicht untypische katholische Familie. Unsere Mutter, die allerdings einer konfessionsverschiedenen Ehe entstammte – ihre Eltern hatten sich im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts in Kairo kennen- und lieben gelernt, wo die Auswahl an konfessionell korrekten Partnern zweifellos etwas eingeschränkt war –, war in ihrer schwäbischen Diasporagemeinde früh engagiert. Beuron wurde der Elfjährigen nach dem Tod des Vaters ein weiterer Lebensort, den Kontakt hatte eine geistig aufgeschlossene mütterliche Freundin gebahnt. Unsere Mutter entschied sich als junge Lehrerin gegen einen „Karriereweg“ in der katholischen Jugend und für die Ehe mit einem Mann aus „gutem katholischem Hause“, der Schwager bereitete sich auf das Priesteramt vor, der Schwiegervater, unser Großvater, einst Zentrumsmann, engagierte sich nun bei der Gründung der CDU. Rasch kamen Kinder; so war es willkommen. Klar war, was man glaubte. Wie man wählte. Und doch, zugleich, eine für zeitgenössische Kunst und Kultur offene, eine weltoffene Katholizität. Das bewusste Erleben der Liturgiereform, die Freude über das Zweite Vatikanische Konzil. Die aufgestoßenen Fenster zum Heute.

Heimat Familie

Keine Familie ist ohne Hürden, Hindernisse, Geheimnisse. Keine lebt ohne Schmerzen, ohne Erfahrungen von Schuld und Scham, keine ohne Fremdheit und Dunkelheiten. Es geht nicht darum, Familie zu idyllisieren, zu idealisieren, gar zu sakralisieren. Wer Konflikte und Brüche, Schwierigkeiten und Scheitern verneint, hat nie gelebt, hat nie in einer Familie gelebt. Aber keine Familie ist, so dürfen wir hoffen, auch ohne Freude und Lachen, ohne Hoffnung und Trost. Die Heilige Familie hat zweifellos all dies erfahren. Durchlitten, durchlebt, durchgestanden.

Mit ihr können wir Heimat finden. In unseren Familien, in der Glaubensfamilie, nicht weltflüchtig oder weltfern, sondern solidarisch mit und mitten in der Welt.

Susanne Sandherr

Dein König kommt in niedern Hüllen

Nicht nur zur Weihnachtszeit

Den Text des Liedes finden Sie auf den Seiten 226f. und 232.

Friedrich Rückert, geboren 1788 in Schweinfurt, gestorben 1866 in Neuseß bei Coburg, Professor für orientalische Sprachen in Erlangen und Berlin, Liebhaber der Sprache und der Sprachen, wirkte auch als Redakteur, Herausgeber und als Übersetzer, u. a. des Korans, und er trat zeitlebens mit eigenen Dichtungen hervor. Einem größeren Kreis sind Rückerts erschütternde „Kindertodtenlieder“ bekannt.

Empfang ihn froh, Jerusalem

Rückerts „Dein König kommt in niedern Hüllen“ (EG 14, RG 371) ist erstmals 1834 veröffentlicht worden. Zwölf Vertonungen lassen sich nachweisen, darunter ein Chorsatz von Robert Schumann. Im „Evangelischen Gesangbuch“ findet es sich als Adventslied mit einer Melodie von Johannes Zahn aus dem Jahre 1853. Das Lied ist in sechs sechszeilige Strophen mit jambischem Schweifreim gegliedert, jeweils drei Zeilen bilden eine Sinneinheit. Jesu Einzug in Jerusalem stellt das Lied in Anlehnung an den Abschnitt aus dem Matthäus-Evangelium dar (Mt 21, 1–11), der in der evangelischen Leseordnung für den ersten Adventssonntag vorgesehen ist. Matthäus greift bei seiner Schil-

derung auf den Einzug des Friedenskönigs für Israel und die Völker bei Sach 9,9 und Jes 62,11 zurück: *„Sagt der Tochter Zion: / Siehe, dein König kommt zu dir. // Er ist sanftmütig / und er reitet auf einer Eselin / und auf einem Fohlen, / dem Jungen eines Lasttiers.“* (Mt 21,5)

Bestreu den Pfad mit grünen Halmen

Ein eindrucksvolles, starkes Bild, das Rückerts erste Strophe da aufgreift! Der Heiland reitet auf einer Eselin bzw. ihrem Füllen, das begeisterte Volk soll ihm mit Palmzweigen begegnen und ihm grüne Zweige auf den Weg legen. Einzug des messianischen Königs! Doch das Bild dieses Einzugs ist vielschichtig, es erfüllt nicht einfach unsere hochgesteckten und vor allem stereotypen Erwartungen. Dieser König „kommt in niedern Hüllen“, also unscheinbar. Er reitet auf dem Tragtier der Armen – auf Eseln ritten aber auch die Richter Israels in Jerusalem ein. Ein Vexierbild also, ein Rätselbild. Das Volk jedenfalls erkennt ihn wunderbar als den angekündigten endzeitlichen Herrscher – und Jerusalem „erbebt“, ein Hinweis auf Gottes endzeitliches Handeln hier und eben jetzt, im Einzug des Friedenskönigs Jesus in Jerusalem. Erbeben wir?

Herrscher ohne Heere

Die zweite Strophe entfaltet das Geheimnis dieses Königs weiter: Er ist „Herrscher ohne Heere“, „Kämpfer ohne Speere“; er siegt „ohne Schlacht“. Sein Reich, so sagt es die dritte Strophe, „ist nicht von dieser Erden“ (vgl. Joh 18,36), und doch ist dieses Reich kein Königreich aus einem Märchenfilm, keine Luftnummer, keine Chimäre, sondern wirklichste und wirksamste Wirklichkeit. „Doch aller Erde Reiche werden / Dem, was du gründest, untertan.“ Grund aller Wirklichkeit. Das Evangelium wird in die Welt getragen, aber die Boten des Friedenskönigs

sind nur „Bewaffnet mit des Glaubens Worten“. Gewaltlos und zwanglos bezwingen sie „der Erde Herren“ (zweite Strophe), Mächte und Gewalten, all die Zwingherren dieser Welt.

Da ebnen sich des Meeres Wogen

Die Glaubensboten sind unwiderruflich dies: Friedensboten, gesandt, dem Herrn den Weg zu bereiten: „und macht dir Bahn“ (dritte Strophe). Dieses Stichwort greift die vierte Strophe auf und verbindet es mit der Stillung des Seesturms (Lk 8,27). Jesus selbst schafft einen ebenen Weg, die aufgewühlten Meereswogen glätten sich. „Und wo du kommest hergezogen, / Da ebnen sich des Meeres Wogen.“ Jesus befreit und befriedet die friedlose, die von Unrecht und Gewalt aufgewühlte Welt.

Zu uns, die wir sind schwer verstört

Die beiden letzten Strophen beten, bitten um Frieden für die eigene Zeit. „Zu uns, die wir sind schwer verstört“, möge der „Herr von großer Huld und Treue“ kommen – „zu erneuen deinen Frieden“! Denn gegen den Frieden des Gewaltlosen, des nach den Maßstäben der Welt Machtlosen, dieses seltsamen Herrschers ohne Heere, empört sich die Welt. Über diesen Frieden lacht die Welt. Ein geschwisterliches Zusammenleben aller Menschen, von ihrem gemeinsamen Schöpfer-Gott her, vom Gesalbten und Gesandten dieses schöpferischen Gottes her – wie ist es möglich? Ist es möglich? Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Nicht nur zur Weihnachtszeit.

Susanne Sandherr

Anwalt der Familie: Familienbund der Katholiken

Wer sich in diesen Tagen für Kinder und eine Familie entscheidet, geht viele Pflichten ein und trägt ein hohes Maß an Verantwortung. Um ein sicheres Familienleben aufbauen und auch pflegen zu können, brauchen junge Menschen aber vor allem Rechte. Davon ist der Familienbund der Katholiken (FDK) überzeugt. Seit rund 65 Jahren setzt sich die Interessengemeinschaft für die Anliegen von Familien in Kirche, Staat und Politik ein. Schließlich gehe es um nichts weniger als um unsere Zukunft: „Familien sind ein unentbehrlicher Pfeiler unserer Gesellschaft“, heißt es im Grundsatzprogramm des konfessionellen Verbandes. Familienfreundlichkeit und Familiengerechtigkeit sind daher die zentralen Anliegen des FDK.

Familien im Fokus der Nachkriegszeit

In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg war die Situation für Familien schwierig. Das Wohnraumangebot war knapp, ebenso fehlte es an Lebensmitteln und Arbeit. In den ersten Jahren nach dem Krieg ging es für viele Familien zunächst um das nackte Überleben. Allerdings konnte das katholische Verbandsleben, das durch die Nationalsozialisten weitgehend verboten worden war, rasch wieder aufgebaut und belebt werden. So sahen die deutschen Bischöfe in einer verbandlich organisierten Familienarbeit eine Chance, die Stütze der Gesellschaft und ihre Rechte mehr zu stärken. Am 8. April 1953 wurde daher in Würzburg der Familienbund der Katholiken gegründet. Ihm gehörten sowohl bischöfliche Vertreter als auch Laien an. Rasch machte die Idee in den Diözesen die Runde und fand viele Interessenten. In einigen Hirtenbriefen dieses Jahres hatten die Bischöfe empfohlen, sich dem neuen Familienbund anzuschließen. Zudem wurde mit Unterschriftenlisten in den Diözesen

für den Familienbund geworben. Rund eine Million Familien beauftragten schließlich mit ihrer Unterschrift den FDK, sich für ihre Interessen in Politik, Gesellschaft und Kirche einzusetzen. Im gleichen Jahr wurde auch das Bundesfamilienministerium gegründet, dessen erster Minister Franz-Josef Wuermeling (CDU) war.

Koordinierung familienbezogener Anliegen

Bereits in den Anfangsjahren wuchs der Familienbund zu einer starken Stimme im politischen und gesellschaftlichen Leben heran. Bei vielen Entscheidungen des noch jungen Bundestages, so etwa bei der Einführung des Kindergeldes, machte der Familienbund seinen Einfluss geltend und konnte immer wieder aufzeigen, wie wichtig eine ausreichende Förderung von Familien für den gesellschaftlichen Zusammenhalt ist. Bis heute geht es dem FDK darum, insbesondere für Kinder einen sozial und wirtschaftlich gesicherten Raum zu schaffen, in dem sie sich frei entwickeln können. Wenn Familien benachteiligt werden, säge die Gesellschaft schließlich an ihren eigenen Wurzeln, ist der FDK überzeugt. Um diese Interessen stärken zu können, versucht der Familienbund, alle familienbezogenen Themen und Anliegen zu bündeln und zu koordinieren, um sie dann verstärkt in die politischen, aber auch die kirchlichen Diskussionen einzubringen.

Keine Gesellschaft ohne Familie

Familienpolitik muss aus Sicht des FDK die strukturellen Bedingungen stärken, mit denen günstige Voraussetzungen für gelingendes Familienleben und den Erziehungs- und Bildungsprozess der Kinder verbunden sind. Dazu gehört auch die Sorge und Mitverantwortlichkeit für Familien in besonderen Belastungssituationen wie Krankheit, Behinderung oder Arbeitslosigkeit.

Es braucht die Stärkung der Solidarität zwischen den Generationen. Die Familie ist schließlich der Ort, an dem am ehesten Glaubens- und Lebenswelt, Spiritualität und profane Alltäglichkeit, Lehre und Leben zusammenkommen können. Mit ihrem vielfältigen Leistungsspektrum versteht der FDK die Familie als Basis einer freiheitlichen Gesellschaft: „Der Rechtsstaat könnte ohne Familien seine Freiheitlichkeit nicht bewahren und der Sozialstaat würde seine Leistungskraft überfordern“, heißt es im Grundsatzprogramm. Diese unentbehrlichen Leistungen der Familien will der Bund in der Öffentlichkeit noch bewusster machen.

Mit Kampagnen Lobbyarbeit für Familie

„Wir jammern nicht, wir klagen!“, so lautet eine aktuelle Kampagne des Familienbundes, mit der er für die Beitragsgerechtigkeit in sozialen Sicherungssystemen wirbt. Wer Kinder hat, soll nicht doppelt Beiträge zahlen müssen. Daher ermutigt der Familienbund Eltern, gegen diese Ungerechtigkeit zu klagen (www.elternklagen.de). Mit solchen und anderen Kampagnen tritt der FDK in die Öffentlichkeit und setzt sich für den Schutz und das Gelingen von Familie ein. Dabei tritt er auf nationaler und internationaler Ebene im Dialog mit Parlamenten, Regierungen, politischen Administrationen und gesellschaftlichen Gruppen als Sprecher von Familien auf und fördert die Mehr-Generationen-Solidarität. Der FDK sowie die Diözesan- und Landesverbände sind aber auch Träger von Angeboten der Familienbildung, Familienpastoral und Familienerholung. Außerdem engagiert sich der FDK in der familienwissenschaftlichen Forschung. Themen und Angebote des Familienbundes sowie aktuelle Veröffentlichungen sind unter www.familienbund.org zu finden.

Marc Witzenbacher

Liturgie-„Familien“

Zum Themenkomplex der Beheimatung – der Heimatlosigkeit, Entfremdung, Flucht und Vertreibung mit beinhaltet – bieten sich im liturgischen Bereich zahlreiche Anknüpfungspunkte an, denen wir in „Die Mitte erschließen“ in den nächsten Monaten nachgehen wollen. Schon das Monatsthema „Familie“ zeigt einige liturgische Anklänge, an denen bereits wichtige Dimensionen des Themenkomplexes deutlich werden können.

Die häusliche Liturgie: Quelle des christlichen Gottesdienstes

Ein familiärer Charakter der frühen Gottesdienste der Christenheit steht außer Zweifel, denn man traf sich in Wohnhäusern, so dass es immer familiäre Gastgeberinnen und Gastgeber gab. Die häusliche Feier, speziell an Sabbat und Pessach, gehörte neben den Feiern in der Synagoge und dem – im ersten Jahrhundert weggefallenen – Tempelkult zu den grundlegenden liturgischen Formen des Judentums. Das Christentum knüpfte daran an, bildete aber auch aufgrund seiner Minderheitensituation sogenannte „Hauskirchen“. Ein weiterer Einfluss könnte die heidnische Tradition des religiösen Gastmahls sein, das in Privathäusern stattfand. Es gibt archäologische Belege für christliche Versammlungen in Wohnhäusern wohlhabender Gemeindemitglieder – etwa im syrischen Dura-Europos –, bei denen der Hausvorstand sicher eine Rolle spielte. Das Haus musste eine gewisse Größe besitzen, um auch Menschen von außerhalb aufnehmen zu können. Wortgottesdienst und Eucharistie (zunächst verbunden mit einer Mahlzeit) dürften zur Feier gehört haben. Andererseits müssen wir von einer Vielgestaltigkeit der Feiern ausgehen, denn es gab noch keine liturgischen Bücher, die die Feier genauer festlegten. Die junge Überlieferung, die man sich durch Lesen der Apostelbriefe und der Evangelien regelmäßig vor Augen führte, war die inhaltliche Richtschnur und die Verbindung zwischen den Gemeinden,

die zugleich Eigenheiten und Unterschiede (etwa judenchristliche oder heidenchristliche Prägung) zuließ.

Als die Christengemeinden wuchsen und sich nicht mehr bedroht fühlen mussten (speziell nach der „Konstantinischen Wende“ zu Anfang des 4. Jahrhunderts), wurden öffentliche Räume für den Gottesdienst genutzt und umgestaltet. Die Christen knüpften nicht an Tempelanlagen an, sondern an die Basilika, den öffentlichen Versammlungsraum einer Stadt, und bauten sie für ihre Gottesdienste um. In einer solchen Basilika konnten sich alle christlichen Bewohner einer Stadt versammeln, die sich weiterhin kannten, auch wenn es kein häusliches Ambiente mehr gab. Mit der „Apostolischen Überlieferung“ liegt uns ein Dokument dieser Phase vor. Sie hält neben der „guten Ordnung“ der Gemeinde auch Entwürfe für bestimmte liturgische Feiern bereit, die durch die Bewährtheit eine gewisse Normativität ausüben. Ausdrücklich wird aber verboten, dass die Texte vom Zelebranten verwandt werden, „als hätte er sie auswendig gelernt“, sondern jeder soll gemäß seinen Fähigkeiten beten.

Die großen Liturgiefamilien

Durch kirchlichen und gesellschaftlichen Wandel entstanden bald in Ost und West wenige Zentren. Neben theologischen Schulen wurden Sprachgrenzen zu wichtigen Impulsen der Ausbildung von „Liturgiefamilien“. So grenzte sich die römische Liturgie von den östlichen ab, als sie im 4. Jahrhundert den Sprachwechsel vom Griechischen zum Lateinischen in der römischen Gesellschaft mitvollzog. Neben Rom und Mailand als liturgischen Zentren gab es eine nordafrikanische, eine gallisch-keltische und eine altspanische Liturgie, die weitgehend untergegangen sind. Zu diskutieren ist, ob nicht die aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen im Westen neue Liturgiefamilien ausgebildet haben.

Im Osten haben sich ebenfalls Liturgiefamilien entwickelt. Die „byzantinische Liturgie“ mit dem Zentrum Konstantinopel ist

auch der Ausgangspunkt der europäisch-slavisches Riten. Jerusalem als frühes Zentrum wurde mit der Zeit von Antiochia abgelöst, das das Zentrum der „westsyrischen Liturgie“ bildet (z. B. griechisch-sprachige Melkiten und syrisch-sprachige Jakobiten, daneben Armenier und Maroniten). Zur „ostsyrischen Liturgiefamilie“, die sich außerhalb des Imperiums entwickelte, gehören die Nestorianer in Persien, die Chaldäer im Irak oder die Syro-Malabaren in Indien. Die Alexandrinische Liturgiefamilie wird von Kopten und Äthiopiern gebildet.

Jede Liturgiefamilie hat ihr eigenes Gepräge, das durch Sprache, theologische Sichtweisen und Traditionen bestimmt ist und insofern eine gewisse Identität und Beheimatung bietet. Zugleich ist sie nicht selten der Austragungsort von theologischen, liturgischen oder politischen Streitigkeiten, während die anderen „Familien“ viel zu weit weg sind. Über solche „Familien-Kräche“ wurde so manche liturgische Entwicklung vorangetrieben.

Der Gottesdienst in der Pfarrfamilie

Dennoch bildeten über die ganzen Jahrhunderte, die wir hier im Blick haben, die Kirchen vor Ort, in einer Stadt, in einem Dorf, die gottesdienstlichen Erfahrungsräume, die wirkliche Beheimatung boten, so unterschiedlich sie sein konnten. Gottesdienst feiern kann man immer nur in einer überschaubaren Gemeinschaft. Bei aller Relevanz, die die Herausbildung von Liturgiefamilien für die Geschichte und die Entwicklung der Liturgie hat, bleibt der überschaubare Rahmen der Feiergemeinde eine unersetzbare Größe: die „Familie“, in der sich gottesdienstliches Leben wie auch jedes andere Glaubensleben vollzieht.

Heute sehen wir dies insofern mit einer neuen und größeren Sensibilität, als momentan die Tendenz herrscht, immer mehr Gemeinden zusammenzulegen und Großgemeinden zu bilden. Impuls für diese Tendenz ist primär der Priestermangel, den man ausgleichen möchte, sekundär wohl auch die schwindende Grö-

ße von Fei ergemeinden. Problematisch wird dieser Trend, wenn die geschaffenen Gottesdiensteinheiten so groß werden, dass sie mit den Einheiten der Lebenswelt nicht mehr übereinstimmen. Gerade in ländlichen Räumen entstehen durch immer größere Pfarrgemeinden Einheiten, die eine Beheimatung erschweren.

Friedrich Lurz

Ein neues Lesejahr: Das Evangelium nach Lukas

Erster Adventssonntag 2018: nun beginnt im dreijährigen kirchlichen Lesezyklus das Lukasjahr (C). Eine erste Besonderheit des Lukas-Evangelisten: Aus seiner Feder stammt eine weitere bedeutende erzählende Schrift der Bibel, die Apostelgeschichte. Hier wie dort will der Autor verlässlich den wunderbaren Weg aufzeigen, den die Heilsbotschaft des jüdischen Messias Jesus von den kleinen Orten Nazaret und Betlehem ins große, mächtige Rom genommen hat, ins Herz der Heidenwelt – ohne je die Verbindung zum Volk Jesu und zur biblischen und bleibenden Gottesgeschichte und Gottesbeziehung Israels und des Judentums zu verlieren.

Das Lukas-Evangelium ist zwischen 80 und 90 n. Chr. entstanden. Der uns namentlich nicht bekannte Verfasser, den die altkirchliche Tradition ab dem 2. Jahrhundert Lukas nennt, da sie in ihm den Paulusbegleiter Lukas (Phlm 24; Kol 4, 14; 2 Tim 4, 11) sieht, wendet sich an alle Gemeinden und Leser der damaligen Welt, aus dem Heidentum wie aus dem Judentum. Der souverän griechisch schreibende Evangelist verfügt über eine bemerkenswerte hellenistische Bildung. Er zeigt aber nicht minder enge Vertrautheit mit der Septuaginta, der griechischen Bibelübersetzung, mit Gesetz und Propheten, mit Synagogengottesdienst und frommen frühjüdischen Milieus. Lukas wendet sich in seinem

Evangelium von der anbrechenden göttlichen Königsherrschaft gegen den heidnischen, sich selbst vergöttlichenden Kaiser und Staat und zeigt auf, wo die wahren Zukunftsperspektiven für eine neue Welt zu finden sind: im Handeln des einen Gottes in seinem Christus Jesus von Nazaret.

Außer dem Evangelium nach Markus, das Lukas verwendet, und weiteren, nur in sein Evangelium eingegangenen Jesusüberlieferungen, konnte Lukas auf eine besondere, Reden und Worte Jesu enthaltende Quelle zurückgreifen, die auch Matthäus benutzt.

Lukas, der Maler – dieser Evangelist verfügt über die Kunst anschaulicher Schilderung. Johannes, der schon im Mutterleib auf das noch ungeborene Jesuskind mit freudigem Hüpfen reagiert, die armselige und doch von Gottes Licht überstrahlte Geburt im Stall, der Engel über Betlehems Fluren, diese und viele andere einprägsame Bilder verdanken wir ihm.

Evangelist der Armen – auch dies charakterisiert den Lukas-Evangelisten. Er legt Wert auf Jesu Wirken „in Tat und Wort“ (Lk 24, 19). In Jesu Hinwendung zu den Kleinen und Niedrigen, den Armen, Hungernden, Trauernden und Verfolgten (Lk 6, 20–22), zu Frauen (Lk 8, 1–3; 13, 10–17) und zu Zöllnern und Sündern (Lk 5, 27–32; 19, 1–10) wird Erlösung erwirkt, naht das Heil. Das Magnificat (Lk 1, 46–55) singt davon, dass Gott hier und jetzt und zu jeder Zeit Partei ergreift für die Schwachen, die Armen, die Erniedrigten.

Lukas, Evangelist der Armen, ist auch Evangelist der Reichen – Nachfolge und Besitzverzicht gehören zusammen, so Jesu Mahnung (Lk 18, 25). Freiheit von Besitz und Habenwollen wie die Bereitschaft zum Liebesdienst am Nächsten sollen das Zusammenleben in der Gemeinde für immer prägen. Die Vergötzung des Besitzes ist eine tödliche Gefahr: für Arme und für Reiche. „Lukas schrieb insofern ein Evangelium an die Reichen für die Armen“, notiert der evangelische Bibelwissenschaftler Udo Schnelle.

Evangelist des Gebets und des Heiligen Geistes – der lukianische Jesus betet und lehrt die Freunde beten; die Urgemeinde hält am Gebet fest. Bei der Taufe Jesu ergänzt Lukas Markus um die bedeutsame Nachricht, dass Jesus betete und dass der Heilige Geist Gottes in sichtbarer Gestalt aus dem geöffneten Himmel herabkommt. So wird die engste Verbindung zwischen Jesus und dem Vater hervorgehoben und anschaulich gesichert. Jesu Lebensbeginn verdankt sich dem Wirken des Gottesgeistes (Lk 1,35), und der heilige Lebensgeist führt ihn treu. Diese Erfahrung darf auf ihrem Weg auch die Gemeinde Jesu machen.

Lukas der Arzt – er stellt das heilende Handeln Jesu ganz besonders heraus. Unser Wort Heiland meint ja eben dies: Heiler, Therapeut, Arzt. Jesus ist bei Lukas aber kein „Gott in Weiß“. Sein Heilen ist Dienen. Sein Leben ist Heilen. Und dieses Heil, das den ganzen Menschen meint, kommt ganz von Gott her und ganz von Jesu Durchlässigkeit für Gottes Güte und sein machtvoll und gewaltlos nahendes Reich.

Susanne Sandherr

Neues Lektionar wird eingeführt

Am ersten Adventssonntag beginnt für die Sonn- und Festtage nicht allein das neue Lesejahr C (*siehe vorhergehenden Beitrag*). Zugleich wird ein neues Lektionar eingeführt – das Buch, aus dem Lesungen, Antwortpsalmen und Evangelien vorgetragen werden. Damit liegt der erste Band vor, mit dem die neue Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift von 2016 in den gottesdienstlichen Gebrauch überführt wird. Die weiteren Bände zu den Lesejahren A und B sowie zu den Wochentagen sollen über die nächsten Jahre erscheinen. Eine Bearbeitung des Stundenbuches wird wohl noch längere Zeit auf sich warten lassen.

Dies bedeutet, dass wir im Gottesdienst in den nächsten Jahren die alte und die neue Einheitsübersetzung nebeneinander antreffen werden, je nachdem, ob schon ein revidiertes liturgisches Buch erschienen ist. Entsprechend werden Sie auch in MAGNIFICAT ab diesem Monat an den Sonntagen und Festtagen die Lesungen, Antwortpsalmen und Evangelien jeweils in der revidierten Fassung finden. Daneben werden Sie an den Wochentagen wie im Morgen- und Abendgebet noch die bisherige Bibelfassung antreffen. Wir werden dort die neue Version einführen, sobald das entsprechende liturgische Buch vorliegt.

Sie werden sehen, dass sich bei vielen Texten fast nichts geändert hat, bei anderen mehr. Zwei Änderungen fallen sofort ins Auge: Zunächst werden nun fast alle Lesungen aus den Briefen des Neuen Testaments konsequent mit der Anrede „Schwestern und Brüder!“ eingeführt. Diese Anrede war bislang freiwillig erlaubt (in MAGNIFICAT schon lange umgesetzt), nun ist sie auch konsequent im Lektionar an den Beginn der Lesung gestellt. Die zweite Änderung ist, dass an vielen Stellen des Alten Testaments „HERR“ in Großbuchstaben steht. Es sind dies die Stellen, an denen im Hebräischen der Gottesname steht, der aber aus Ehrfurcht nicht ausgesprochen wird. Die Wiedergabe mit HERR reiht sich in den international und konfessionsübergreifend üblicher werdenden Umgang mit dem Gottesnamen ein; vermutlich werden wir uns schnell daran gewöhnen.

Friedrich Lurz

LEKTIONAR. Für die Bistümer des deutschen Sprachgebiets. Authentische Ausgabe für den liturgischen Gebrauch. Bd. III: Die Sonntage und Festtage im Lesejahr C. Hg. v. Deutscher Bischofskonferenz, Österreichischer Bischofskonferenz, Schweizer Bischofskonferenz sowie den (Erz-)Bischöfen von Luxemburg, Bozen-Brixen und Lüttich. 2018, ca. 21 cm x 29,5 cm x 4 cm, ca. 588 Seiten, ca. 70,00 € (D), ca. 72,00 € (A), ca. 95,00 sFr (CH). Verlag Herder, Freiburg, ISBN 978-3-451-32213-6, Kath. Bibelwerk, Stuttgart, ISBN 978-3-460-41200-2, Paulusverlag,

Einsiedeln, ISBN 978-3-451-7228-1023-2, Pustet Verlag, Regensburg, ISBN 978-3-7917-3022-6, Wiener-Dom-Verlag, ISBN 978-3-85351-271-5; Veritas-Verlag, Linz, ISBN 978-3-7101-3376-3

Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 399) bestellen.

Seliger des Monats: Berthold von Regensburg

Der Franziskanermönch Berthold von Regensburg gilt als einer der bekanntesten Prediger seiner Zeit. Er wurde um das Jahr 1210 in Regensburg geboren und trat 1226 in den Franziskanerorden ein. Nach seinem Studium in Magdeburg unterrichtete er an der dortigen Schule seines Ordens und war anschließend als Prediger tätig. Beurkundet ist zu dieser Zeit sein Wirken in Augsburg und in Regensburg. Seine Art zu predigen lockte unzählige Leute an, sein Ruf verbreitete sich rasch über Regensburg und Bayern hinaus.

Als Prediger zog er die Massen an

Berthold soll zeitgenössischen Berichten zufolge oft von einem Holzgerüst gepredigt haben, damit die großen Mengen ihn verstehen konnten. In den Berichten ist von bis zu 100 000 Menschen die Rede, die zu den Predigten gekommen sind. Berthold wurde schon zu Lebzeiten wie ein Heiliger verehrt, um sein Leben rankten sich zahlreiche Legenden. Berthold reiste als Prediger durch ganz Europa. Am Ende seines Lebens kehrte Berthold aber wieder nach Regensburg zurück. Er starb wohl am 14. Dezember 1272 in Regensburg und wurde in der dortigen Minoritenkirche beigesetzt. Seine Gebeine wurden während des Dreißigjährigen Krieges in einem Glasschrein ausgestellt und in die Bischofsgruft des Regensburger Domes gebracht. Im Zuge der Klosterauflösung

während der Säkularisation wurde seine Grabplatte aus der Minoritenkirche in einem Privathaus verbaut. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts wurde sie wiederentdeckt und anschließend im Domkreuzgang platziert. Seit den 1930er-Jahren ist das Museum der Stadt Regensburg in der Minoritenkirche untergebracht. Bertholds Grabplatte kann heute wieder im Chorraum der Kirche angesehen werden. Zu Ehren des beliebten Seligen wird jährlich an seinem Gedenktag, dem 14. Dezember, eine Messe gefeiert. Dazu werden seine sterblichen Überreste aus dem Dom in die Minoritenkirche gebracht.

Zahlreiche Predigten erhalten

Da bereits zu Lebzeiten zahlreiche Nachschriften seiner Predigten kursierten, schrieb Berthold auch selbst eigene Predigtentwürfe auf, die bis heute erhalten geblieben sind. Berthold war ein feuriger Bußprediger, der teilweise schonungslos den sittlichen Zustand seiner Zeit anprangerte und auch mit hochgestellten Persönlichkeiten ins Gericht ging. Seine große Kenntnis von Sitten und Bräuchen des Volkes macht seine Predigten auch kulturgeschichtlich und volkskundlich interessant. Berthold konnte in einer Zeit voll politischer Unruhe sowie inneren Zwistigkeiten und Kämpfen viele Menschen im Innersten bewegen und verstand es, mit seinem lebendigen Predigtstil seine Hörer zu fesseln. Berthold nutzte zahlreiche Redensarten, Sprichwörter, Rätsel, verwendete anschauliche Vergleiche und Bilder aus dem Alltagsleben. Gleichwohl zeigen seine Predigten, wie sehr er theologisch an ihnen feilte und auch komplexe Sachverhalte einfach und verständlich vermitteln konnte. Seine Predigttechnik entsprach der damaligen Praxis der Bettelorden: Er begann mit der Lesung des Evangeliums und der Epistel des Sonntags und nutzte häufig den alttestamentlichen Text als Predigttext. 258 Predigten hat Berthold selbst zu einem lateinischen Predigtcompendium zusammengestellt. Eine Freiburger Handschrift bietet

zudem nachträgliche Niederschriften gehaltener deutscher Predigten Bertholds.

Marc Witzenbacher

Jugend im Blick der Adveniat-Aktion 2018

Nach der Bischofssynode im Oktober dieses Jahres in Rom zur Situation der Jugend hat auch das Hilfswerk Adveniat die Jugend im Fokus seiner diesjährigen Hilfsaktion. Von einer unbeschwerten Kindheit und Jugend können die meisten Jugendlichen in Lateinamerika leider nur träumen. Viele von ihnen müssen schon früh arbeiten, um der Familie das Überleben sichern zu können. Den meisten ist dadurch der Besuch der Schule oder gar eine Berufsausbildung verwehrt. Mit der Weihnachtsaktion 2018 „Chancen geben – Jugend will Verantwortung“ lenkt die bischöfliche Aktion Adveniat die Aufmerksamkeit in diesem Jahr auf die Situation der benachteiligten Jugendlichen in Lateinamerika und der Karibik.

Beispiel der Kuna in der Karibik

Ein Beispiel ist die Arbeit mit Jugendlichen aus dem Volk der Kuna. Das Volk lebt auf Playón Chico, einer Insel im Karibischen Meer, und pflegt jahrhundertealte Traditionen. Die Familien wohnen in Hütten, die mit Palmblättern gedeckt sind. Stolz tragen die Frauen handgestickte Tracht, die Männer fahren morgens mit dem Boot zum Fischen oder gehen auf die Felder, wo sie Maniok, Ananas und Kokosnüsse anbauen. Zwei Mal in der Woche trifft sich die gesamte Dorfgemeinschaft im Gemeindehaus und lauscht den spirituellen Gesängen des Sailas, der höchsten Autorität des Ortes, und diskutiert politische Themen. Doch die Idylle trägt. 70 000 der insgesamt 100 000 Kuna leben mittlerweile in der

Stadt. Die Kultur aufrechtzuerhalten ist nicht einfach. Der 19-jährige Jeroncio Osorio will dem entgegentreten. Vor zwei Jahren hat er sein Dorf verlassen, um in Panama Verwaltungswesen zu studieren. Er möchte die moderne Welt mit den alten Traditionen seines Volkes verbinden und den jungen Menschen Möglichkeiten eröffnen, selbstbestimmt und unabhängig zu leben ohne die Traditionen preiszugeben. Jeroncio engagiert sich in der indigenen Jugendarbeit der katholischen Kirche. Alle 14 Tage trifft sich die Gruppe zum Gottesdienst. Unter Anleitung von Padre Felix und Briseida Iglesias, einer weisen Frau der Kuna, studieren die Jugendlichen zuvor die Babigale, die Heilige Schrift der Kuna. Padre Felix hat viele Jahre gemeinsam mit den Kuna auf Playón Chico gelebt. Er versucht, ihre alte Kultur kennen und verstehen zu lernen. „Wir entdecken die Gemeinsamkeiten in den beiden Büchern und vergleichen die Geschichten, die wir dort lesen. So finden wir näher zu Gott oder – wie wir Kuna sagen – zu Baba y Nana“, erklärt Jeroncio. Das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat fördert vor Ort die pastorale Arbeit und unterstützt die Bildung einer Gruppe für indigene Musik und Tanz. „Es ist wichtig, dass wir unsere Traditionen und unseren Glauben von Herzen leben, denn nur so können wir sie in die neue Zeit retten“, sagt Jeroncio. „Und das sehe ich als meine Aufgabe.“

Zeugen berichten vor Ort in den Gemeinden

Im Rahmen der Weihnachtsaktion 2018 werden im November und Dezember zahlreiche Adveniat-Aktionspartner aus Brasilien, El Salvador, Kolumbien, Nicaragua und Panama in Deutschland berichten, wie sie Verantwortung übernehmen und Jugendlichen Chancen geben. Die bundesweite Eröffnung der Adveniat-Weihnachtsaktion findet am 2. Dezember 2018 im Bistum Limburg statt. In allen katholischen Kirchen in Deutschland wird am 24. und 25. Dezember die Kollekte für Adveniat erbeten. Sie ermöglicht es, Jugendlichen in Lateinamerika und der Karibik eine

selbstbestimmte Zukunft zu geben, in der sie die Tradition ihrer Völker bewahren und sich gleichzeitig für das Überleben ihrer Familien, ihrer Völker und ihrer Traditionen einsetzen können. Mit den Spendengeldern werden nur Projekte vor Ort unterstützt. Eine Übersicht über die Projekte und weitere Informationen sind unter www.adveniat.de zu finden.

Marc Witzenbacher

Zum Weihnachtsliedersingen ins Stadion

Angefangen hat es im Jahr 2003 in Berlin. In einer Feierlaune waren damals kurz vor Weihnachten rund 90 singbegeisterte Fans des Vereins Union Berlin über die Zäune des Stadions An der alten Försterei geklettert und sangen bei Glühwein und Gebäck an der Mittellinie des Stadions Weihnachtslieder. Aus der ersten spontanen Idee ist mittlerweile eine feste Tradition geworden. Schon 2010 waren mehr als 10 000 Menschen der Einladung zum Weihnachtsliedersingen gefolgt, mittlerweile kommen Jahr für Jahr jeweils mehr als 30 000 Fans ins Stadion. Das Fernsehen ist mit dabei, wenn aus vollem Hals gesungen sowie auch still der Weihnachtsgeschichte aus dem Lukasevangelium gelauscht wird.

Idee hat Kreise gezogen

Mittlerweile haben zahlreiche deutsche Stadien diese Idee kopiert, und überall ist es ein voller Erfolg. Und das im wahrsten Sinne des Wortes, denn „auf Schalke“ kamen im letzten Jahr mehr als 20 000 Sänger ins Stadion, in Dortmund und Aachen ebenso. In Köln waren zu dem seit 2015 stattfindenden Singen unter dem Motto „Loss mer Weihnachtsleeder singe“ sogar knapp 50 000 Menschen ins Stadion des 1. FC Köln gekommen, angezogen von den Glocken des Kölner Doms vom Band. Auch zahl-

reiche Prominente singen mit. In Köln war BAP-Sänger Wolfgang Niedecken dabei, auf Schalke war es PUR-Frontsänger Hartmut Engler, und in Dresden gab der berühmte Kreuzchor den Ton an. In zahlreichen deutschen Stadien landauf landab wird auch in diesem Jahr wieder gemeinsam gesungen. Das Programm des Singens ist unterschiedlich, doch gehören die klassischen Weihnachtslieder ebenso zur Pflicht wie Songs von John Lennon oder der Weihnachtsdauerbrenner „Last Christmas“ von der Band Wham!. Häufig wird das Singen in den Stadien, das meistens in den Tagen unmittelbar vor Weihnachten stattfindet, von den Arbeitsgemeinschaften Christlicher Kirchen vor Ort organisiert. Damit wollen sie deutlich machen, dass es bei dem Singen nicht nur um einen gefühlvollen Abend bei Glühwein und Gänsehaut geht, sondern um die frohe Botschaft von Weihnachten. Auch der Deutsche Chorverband sieht die Entwicklung mit Wohlwollen. „Es gibt offenbar nach wie vor ein großes Bedürfnis, ungezwungen gemeinsam zu singen“, sagen die Verantwortlichen. Sicher werden auch in diesem Jahr die Zahlen der Besucher steigen. Wer gerne dabei sein will, sollte sich bei den Stadien der großen, aber auch kleinerer Fußballvereine informieren, denn häufig braucht man zum Mitsingen bereits Eintrittskarten. Manche Stadien sind schon lange vor dem Weihnachtssingen ausverkauft.

Marc Witzenbacher

Weihnachtssymbolik: Das Licht in dunkler Nacht

Die deutsche Bezeichnung „Weihnachten“ weist eigentlich nicht auf den religiösen Ursprung des Festes hin, anders als beispielsweise das englische „Christmas“ oder die romanischen Weihnachtswörter „noël“ (Frankreich), „navidad“ (Spanien) oder „natale“ (Italien), in denen direkt auf die Geburt Christi verwie-

sen wird. Der Begriff „Weihnacht“ lässt sich erstmals im 12. Jahrhundert nachweisen. Damit soll wohl vielmehr zum Ausdruck gebracht werden, wie Jesus Christus als das Licht der Welt das Dunkel der Nacht überwindet.

Geburts termin Jesu ist nicht nachweisbar

Wann genau die Geburt Jesu war, lässt sich historisch nicht mehr nachweisen. Aber sicherlich bewusst wird das Weihnachtsfest in der dunkelsten Jahreszeit gefeiert. Jesus ist das Licht, das die Finsternis erhellt. Schon die zunehmende Zahl der Kerzen am Adventskranz verkündet, dass das Licht erscheinen wird. Nach dem Lukasevangelium wurde Jesus in einer Nacht geboren. Darauf deutet die Angabe hin, dass Hirten in der derselben Gegend „auf dem Feld waren und des Nachts ihre Herde hüteten“ (Lukas 2, 8). 354 hat Papst Liberius den 25. Dezember als Weihnachtstermin festgelegt, vermutlich um den spätrömischen Kult des an diesem Tage begangenen „Sol invictus“, des unbesiegbaren Sonnengottes, neu zu interpretieren. Jesus ist die neue Sonne, der Morgenstern, der über die Nacht triumphiert.

Lieder nehmen den Brauch auf

Im weihnachtlichen Liedgut wird häufig auf den Morgenstern Bezug genommen. Angelus Silesius bezeichnet in seinem Weihnachtslied „Morgenstern der finstern Nacht“ (GL 372) Jesus als das Licht, das in der Nacht Hoffnung schenkt. Auch Philipp Nicolai hat in seinem Lied „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ (GL 357/EG 70) die Christus-Licht-Symbolik aufgegriffen. So sind die Kerzen, die wir an Weihachten entzünden, nicht nur reine Romantik, weil es im Kerzenschein schöner ist. Die Kerzen deuten an, dass sie ebenso wie Jesus in der Welt leuchten und die Dunkelheit vertreiben.

Marc Witzenbacher

Geschenktipp: Wegweiser für ökologische Spiritualität

Papst Franziskus rüttelte mit seine Enzyklika „Laudato si“ auf: Klimawandel, Umweltverschmutzung, Verlust der biologischen Vielfalt und die soziale Situation der Armen: kaum ein aktuelles Thema sparte Papst Franziskus aus, um unsere gegenwärtige Situation zu beschreiben. Schließlich geht es um nichts weniger als unsere gemeinsame Zukunft. Der österreichische Theologe und Biologe Franz Neidl zeigt in seinem Buch „Wozu braucht uns diese Erde?“ eine ökologische Spiritualität als roten Faden der Enzyklika auf. Neidl entwirft auf der Grundlage der Enzyklika eine Möglichkeit, wie wir im Einklang mit der Schöpfung leben können. Wie Papst Franziskus malt er dabei kein Katastrophenszenario an die Wand, sondern ermutigt zu einer Spiritualität, die das Staunen nicht verlernt und aus der Liebe zu Gott und zur Schöpfung in das tatkräftige Handeln führt. Neidls kompaktes und gut lesbares Buch ist somit ein passendes Geschenk für alle, die auf der Suche nach einem schöpfungsgemäßen Lebensstil sind.

Marc Witzenbacher

Franz Neidl, Papst Franziskus: Wozu braucht uns diese Erde? Die ökologische Spiritualität in Laudato si, Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer 2018, ISBN 9-783766-6248-19, 10,00 € (D), 10,30 € (A)

Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 399) bestellen.

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Januar 2019

Heimat
Aufbruch

Ich bin der HERR,
der dich aus Ur in Chaldäa herausgeführt hat,
um dir dieses Land zu Eigen zu geben.

Buch Genesis – Kapitel 15, Vers 7

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

ZUM TITELBILD

Epiphanie

Bremer Perikopenbuch Heinrichs III.,

Abtei Echternach, 1039–1043,

Ms. b. 21, fol. 14v,

© Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Die berühmteste Miniatur aus dem Perikopenbuch Heinrichs III. ist die Darstellung des Skriptoriums, der klösterlichen Schreibstube, auf fol. 124v. Als sich hier ein weltlicher und ein klösterlicher Künstler um 1040 selbst darstellten, existierte die Abtei Echternach bereits seit fast dreieinhalb Jahrhunderten. 698 wurde sie von dem angelsächsischen Missionsbischof Willibrord gegründet. Zu Beginn des 11. Jahrhunderts setzte eine Blüte der Schreib- und Malschule des Klosters ein, die sich vor allem aus Impulsen von der Reichenau nährte, die über Trier nach Echternach gelangten. Nicht zufällig finden wir deshalb in vielen Miniaturen dieser Handschrift Parallelen zum Egbert Codex in Trier.

Eine andere Miniatur zeigt den Stifter (fol. 125r), König Heinrich III. (ab 1046 Kaiser). Er gehörte zur Familie der Salier. Man kann Echternach das Hofatelier des salischen Kaiserhauses nennen. Bis heute sind elf dieser Prachthandschriften erhalten, die zwischen 1028 und 1060 in Echternach geschrieben und illuminiert wurden (darunter auch eine Schwesterhandschrift in Brüssel).

Mit insgesamt 51 Miniaturseiten ist das Perikopenbuch Heinrichs III. sehr reich ausgestattet. Die 127 Pergamentblätter sind 19,4 x 14,7 cm groß – ein eher bescheidenes Format. Die Miniaturen zeigen die vier Evangelisten, Szenen zur neutestamentlichen Heilsgeschichte und Darstellungen des Skriptoriums, von König Heinrich III. und seiner Mutter Gisela.

Unser Titelbild zeigt die Anbetung des neugeborenen Kindes durch die Weisen aus dem Morgenland. Sie sind hier bereits als Könige gezeigt und symbolisieren die Erscheinung des menschgewordenen Gottes vor der ganzen Welt.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Ubi bene, ibi patria, „Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland“: das wusste schon die Antike. Uralt, diese Weisheit, doch so aktuell: Wie viele Menschen brechen auf, verlassen ihr Herkunftsland, weil es sich dort nicht mehr leben lässt, und suchen anderswo Heimat!

Die Bibel scheint das ähnlich zu sehen. Doch der Akzent liegt anders. Schon Abrahams Aufbruch folgt Gottes Ruf, sich auf ihn und seine Verheißung einzulassen. Es geht nicht in erster Linie darum, die Weichen in eine bessere Zukunft zu stellen. Man kann es so sagen: Biblisch gesehen, kommt Gott auf den Menschen zu. Er „ist“ unsere „Zukunft“ und möchte, dass wir Menschen ihm entgegengehen. Als sein Ebenbild sind wir als Person, d. h. auf Beziehung hin geschaffen, und Gott zu begegnen kann als Inbegriff der Seligkeit gelten. Das ist Ihnen zu abstrakt? Der Bibel zufolge begegnet uns Gott in seiner Schöpfung, in der Wirklichkeit, die uns umgibt. Vor allem aber in den Mitmenschen, die unsere Wege kreuzen. Die uns vielleicht eine Zeitlang begleiten, gar ihr Leben mit uns teilen. Ihnen zugewandt zu sein und einander gerecht zu werden, darin wird Gottes Verheißung Wirklichkeit. Jesus sagt das sehr klar: „Wer den Willen Gottes erfüllt, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter.“ (Mk 3, 35, siehe S. 310) Susanne Sandherr entfaltet im Impuls zur Stelle sehr treffend, was ich meine.

Hier und heute legt Gott uns Spuren zu sich; es liegt an uns, sie zu bemerken. Vielleicht geht uns auf: Wir folgen Abraham, folgen Jesus längst, sind dem verheißenen Segen schon auf der Spur. Vielleicht brauchen wir auch eine andere Art Aufbruch, einen, der Nebel und Finsternis zerreißt. Dann können wir mit Prudentius' großem Hymnus bitten (siehe S. 87 f.), dass Gott uns entgegenkommt.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Der Weg zum Kind

Mt 2, 1–12

Die Menschwerdung Gottes ist zwar im Lukas- und Matthäusevangelium beschrieben als Geburt eines kleinen Kindes in Betlehem, aber diese wird zunächst nur den Hirten bekannt und damit der untersten Schicht der jüdischen Gesellschaft. Das Offenbarwerden der Menschwerdung Gottes für die ganze Welt inszeniert das Matthäusevangelium durch den Besuch von Sterndeutern (magoi im griechischen Original) aus dem Osten. Diese fragen zunächst am Hof des Königs Herodes in Jerusalem nach dem neugeborenen König der Juden, den ein Stern ihnen offenbart hat, und werden dann von den Hohenpriestern und Schriftgelehrten nach Betlehem geschickt, weil nach Micha 5, 1–3 der Gesalbte des Herrn dort geboren werden solle. Das Ziel ihrer langen Wanderschaft geben die Sterndeuter selbst an: Wir „sind gekommen, um ihm zu huldigen“ (Mt 2, 2). Das Hochfest, das sich darauf bezieht, wird deshalb auch Epiphanie genannt und bezeichnet die Erscheinung Gottes unter den Menschen.

Könige auf dem Weg

Im Bremer Perikopenbuch Heinrichs III. sind es trotzdem Könige, die hier auf dem Weg zum Kind dargestellt sind. Erst kurz zuvor gab es in der christlichen Kunst die ersten Darstellungen der Epiphanieszene mit Königen. Zu den ersten Beispielen gehören das Fuldaer Sakramentar um 975 und der Egbert-Codex (der dem Bremer Perikopenbuch wahrscheinlich als Vorlage gedient hat) um 990. Zuvor wurden die Sterndeuter als persische Magier mit den sogenannten phrygischen Mützen gekennzeichnet. Hier sind es aber goldene Kronen, die sie klar als Könige bezeichnen. Dahinter steht wahrscheinlich die Angst

der Menschen um den ersten Jahrtausendwechsel vor dem Untergang der Welt; die Vorstellung von mächtigen Königen, die zum Kind von Betlehem pilgerten, um ihm zu huldigen und ihn damit als den Herrn der Welt zu apostrophieren, spendete den Menschen in der unsicheren Zeit um das Jahr 1000 Trost.

Wir sehen die Könige (auf der Innenkarte) zweimal (für die gesamte Komposition diente die entsprechende Miniatur im Egbert-Codex als Vorlage): Oben sind sie auf dem Weg zu sehen, wie sie vom Goldgrund, der die Hauptszene hinterfängt, angeschnitten dem Stern folgen, der oben rechts in Gold zu sehen ist und zu dem alle drei Könige hinaufweisen. Der erste hat sich zu seinen Mitreisenden umgewandt, während der zweite (er ist als Einziger bartlos dargestellt) zum Stern hinaufschaut und der dritte schon das Ziel der Reise in den Blick zu nehmen scheint. Alle drei tragen mit Goldborten geschmückte Tuniken, kurze Reisemäntel (Chlamys) und Wanderstäbe in den Händen. Der Hintergrund ist mit zarten Rosarottönen als Morgenhimmel gekennzeichnet. Ein goldener Titulus gibt der Szene die Überschrift: „AD PRAESEPE MAGI STELLAE SUNT LUMINE DUCTI“ – „Zur Krippe sind die Magier durch das Licht des Sterns geführt worden.“

Die Huldigung der Könige

Die Hauptszene der Miniatur zeigt die Ankunft der Könige. Das Ziel ihrer Reise ist nicht der Stern, er ist nur ihr Wegweiser, aber sein Licht hinterfängt die gesamte Szene mit goldenem Glanz, sondern das Kind, das hier auf dem Schoß seiner Mutter wie ein Herrscher inszeniert wird. Ein mächtiger Nimbus mit eingeschriebenem Kreuz umgibt seinen Kopf, er hält das Evangelienbuch in der linken Hand und neigt sich huldvoll dem ersten König entgegen, der dem Kind eine goldene Schale gebückt entgegenreicht, die das Kind mit ausgestreckter Rechten segnet. Die beiden anderen Könige kauern demütig auf dem

Boden, und eine weitere goldene Schale ist zu erkennen. Maria ist der Thron ihres Sohnes; sie selbst sitzt auf einem großen Thron, der vor einem orange-rot geöffneten Haus steht. Dieses Haus mit Zinnen, Türmen und Giebeln bildet eine mächtige Kulisse für die Thronszene, aber es spiegelt auch den Bibeltext wider, da es in Mt 2, 11 heißt: „Sie gingen in das Haus und sahen das Kind und Maria, seine Mutter; da fielen sie nieder und huldigten ihm.“ Es ist hier also nicht an eine Begegnung im Stall gedacht. Durch das geöffnete Tor ist die Szene im Haus zu denken. Hinter Maria, die ebenfalls einen großen, goldenen Heiligenschein trägt und ihr Kind mit beiden Händen liebevoll hält, ist eine weitere Person zu sehen. Auch wenn sie nicht durch einen Nimbus ausgezeichnet ist, haben wir hier zweifellos Josef vor uns.

Sich dem Mächtigeren beugen

Es ist schon eine erstaunliche Szene, die uns diese Miniatur vor Augen stellt: Drei Könige kommen von weither, um sich vor einem kleinen Kind niederzuwerfen und ihm kostbare Gaben zu schenken. Wann hat man einen König gesehen, der sich vor einem anderen niederwirft (höchstens nach einer verlorenen Schlacht), wann hat man je drei Könige gesehen, die sich gemeinsam vor einem anderen König niederwerfen? Und wenn dieser dann noch ein kleines, neugeborenes Kind ist! Unsere Miniatur zeigt, wie Mächtige sich einem noch Mächtigeren beugen, den sie in dem kleinen Kind von Betlehem erkennen.

Wir modernen, demokratisch aufgeklärten Menschen sind es gewohnt, uns vor niemandem niederzuwerfen, weil niemandem in dieser Welt absolute Macht zukommt. Auf der anderen Seite konnten Christen den absoluten Machtansprüchen weltlicher Herrscher zum Beispiel im Dritten Reich gerade deshalb widerstehen, weil sie Gott allein diese absolute Macht zuerkannten und sich nur vor ihm niederwerfen wollten. Gerade

in unserer heutigen Zeit der auftrumpfenden neuen Gefahren von Totalitarismen (z.B. in den Versuchen der Beherrschung des Menschen in der Biotechnologie und der globalen Digitalisierung) würde es uns guttun, uns wie die drei Weisen neu auf den auszurichten und uns allein vor ihm niederzuwerfen, der den Menschen erschaffen hat und dem allein es zukommt, ihn zu beherrschen, weil er es gut mit uns Menschen meint.

Heinz Detlef Stäps

Aufbrechen

Von Abraham bis Franziskus

Unsere Freundin musste als Kind und Jugendliche mehrfach mit der Familie umziehen, da ihr Vater Berufsoffizier war. Immerhin hat er es dann bis zum General gebracht. Als wir uns neulich im alten Freundeskreis trafen, bemerkte eine andere Freundin: „Dass du damals weg warst, habe ich total vergessen.“ Schön, einerseits. Es war, als seist du immer da gewesen. Als seist du nie fort gewesen. Andererseits, wenn ich das Fehlen der Mitschülerin nicht bemerke, wie nahe bin ich ihr dann? Der persönlich Betroffenen ist der Unterschied damals durchaus aufgefallen, um es milde zu sagen. Es hat sie, die so widerstandsfähige Jugendliche, für einige Zeit sehr dünnhäutig gemacht.

Ohne Halt

Morgens um sieben Uhr auf dem Münchner Hauptbahnhof, die Armada der Rollkofferzieher, all die müden und zugleich getriebenen Gesichter. Die Zahl derer, die zwischen Wohn- und Arbeitsplatz pendeln müssen, wächst. Von den Menschen, die ganz andere Not zum Aufbruch zwang, ganz zu schweigen. Menschen, die in ihrer Not zuerst willkommen geheißen wurden und es dann doch nicht waren, sondern dem Hass und der Häre der hierzulande stärkeren Gruppe, jedenfalls der lautstärkeren, ausgesetzt.

Aufbrechen, not-wendig

Kinder sind hoch anpassungsfähig, umso mehr, je jünger sie sind. Kind sein heißt unterwegs und im Wandel sein. Einerseits. Aber in einem bestimmten Sinne gilt wohl auch: Aufbrechen ist etwas für Erwachsene. Und doch wäre ohne Aufbrüche nirgend-

wo Heimat, schon gar nicht für Heranwachsende, sei es in der Familie, in Staat und Gesellschaft, im Miteinander einer Glaubensgemeinschaft. Dies gilt jedenfalls dann, wenn wir hier nicht an Zwangsaufbrüche denken, im mehr oder weniger behüteten Kleinen: um der Berufs- und Karrierechancen willen, oder im schlimmen Großen: der syrische Student der Sozialen Arbeit, der wegen seiner Überzeugungen in Syrien im Gefängnis war, Familie und Freunde verloren hat. Für sein Land hegt er derzeit wenig Hoffnung, doch persönlich ist er nun, wunderbarerweise, angekommen und froh, zu lernen und sich einzubringen im neuen Land. Und trotz allem: Er hofft, die neuen Fähigkeiten einmal einsetzen zu können in seinem geschundenen Land.

Abraham, zieh fort, zieh fort ...

„Der Herr sprach zu Abram: Geh fort aus deinem Land, aus deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde!“ (Gen 12, 1) Israels Geschichte beginnt nicht im Land Israel, so erzählt es das Buch Genesis (12, 1–2). Der Herr verheißt dem Ahnvater, der im Osten lebt, das Land. Doch um es zu erlangen, muss er seinen ganzen Lebenszusammenhang, Elternhaus, Verwandtschaft und Herkunftsland verlassen. Verlust der Heimat. Abbruch statt Aufbruch? Wo ist da die Verheißung? Auf Verheißung hin ins Ungefähre ziehen, ist das Verheißung? „Das Land“ wird Abram – erst in Genesis 17, 5 wird er den Namen Abraham, Vater einer Menge, erhalten – von der ihn rufenden Gottheit zunächst ja nicht näher benannt (Gen 12, 1). Der Aufbruch ist jedoch mit der Zusage der wichtigsten Verheißungsgüter Israels verbunden: eigenes Land und großes Volk. Wenn Gott in Aussicht stellt, Abrams Namen groß zu machen, so gewährt er seiner Familie das, was die Menschen beim Turmbau in Genesis 11, 4 aus eigener Kraft erreichen wollten und nicht konnten. Der Gehorsam gegenüber der göttlichen Weisung ist mit einem Segen verbunden, dessen Strahlkraft auch

die Völker erreicht. Brich auf! Die Antwort auf dieses Wort, Wagnis und Chance zugleich, könnte kürzer nicht ausfallen: Abram geht, „wie der Herr ihm gesagt hatte“ (Gen 12,4).

Seit Adam und Eva: Volk Gottes unterwegs

Gottes Volk ist unterwegs. Fast jeder Abschnitt der Bibel ist eine Weggeschichte. Ein biblisches Schlüsselwort ist Exodus: Auszug. Der Auszug aus Ägypten ist das zentrale Thema der Glaubensgeschichte Israels. Die Exodus-Erfahrung, die Erfahrung der Befreiung aus Knechtschaft, ist die Grundlage für den Bundesschluss am Sinai. Da sind die 40 Wüsten- und Wanderjahre des Gottesvolkes. Da sind die vielen Wege, die Einzelne gehen (müssen), von Adam und Eva über Abraham und die Propheten bis Saulus. Am Anfang steht der Aufbruch des Menschen, „Adam“, und der Mutter alles Lebendigen, „Eva“, aus dem paradiesischen Garten: „Die Frau, die du mir beigelegt hast, sie hat mir von dem Baum gegeben.“ (Gen 3, 12) „Die Schlange hat mich verführt. So habe ich gegessen.“ (Gen 3, 13) Ist der Aufbruch der Ureltern aus dem Garten Eden die Folge widergöttlich begehrt – oder schuldhaft verweigerter Autonomie?

Immer hinausgehen! Papst Franziskus

„Mit seinen Gesten und Worten versetzt Papst Franziskus die ganze Kirche in Aufbruchsstimmung“, bemerkt der katholische Theologe George Augustin SAC im Blick auf das Apostolische Schreiben *Evangelii gaudium*. Dieser Papst möchte uns in Bewegung bringen! Denn das christliche Leben, so George Augustin, sei ein Weg, den es zu gehen gelte, „ohne sich sesshaft niederzulassen, ein Weg in der Gegenwart und im Licht des Herrn“. Glauben ist nicht folgenlos. An den biblischen Gott glauben bedeutet, mit neuen Augen zu sehen, ein neues Leben

zu beginnen, zu neuen Ufern aufzubrechen. Aufbrüche sind verheißungsvoll und machen zugleich Angst. Es ist der Kern der biblischen Glaubenserfahrung, dass Gott allein letzten Halt geben kann. Gott gibt Halt, ohne festzuhalten. Je mehr sich ein Mensch an Gott bindet, umso freier wird er, und umso mehr wird er auch die Freiheit anderer fördern und verteidigen. In dieser Freiheit des Glaubens ruft Papst Franziskus uns auf, „die Türen unseres Herzens, unseres Lebens, unserer Pfarreien, der Verbände zu öffnen und herauszugehen, den anderen entgegen, zu ihnen zu gehen, um das Licht und die Freude unseres Glaubens zu bringen. Immer hinausgehen!“ In der Osternacht 2013 forderte der Papst die Gläubigen auf, sich nicht dem Neuen zu verschließen, das Gott in das Leben der Menschen bringen will. „In unserem Leben haben wir Angst vor den Überraschungen Gottes! Er überrascht uns immer! So ist der Herr!“

Susanne Sandherr

Klagen können

Vom heilsamen Aufbruch in die Trauer

Trauer stört den Betriebsablauf. Trauernde Menschen werden oft als Zumutung empfunden, und auch die Trauernden selbst empfinden sich nicht selten so. Sie fühlen sich irgendwie falsch. Trauer ist ein Zustand, der immer weniger akzeptiert wird in unserem eng getakteten, effizienten, scheinbar glatten Leben.

Nein, wir können nicht klagen. Mehr noch, wir haben die Lebenskunst der Klage verlernt. Und doch gibt es Grund zur Klage, gibt es Menschen, die Grund haben, zutiefst traurig zu sein, ihr Schicksal und das ihrer Liebsten, ihres Liebsten, zu beklagen.

Klage – ein dialogisches Geschehen

Klage braucht ein Gegenüber, das es oft schlichtweg nicht gibt; manche Trauernde bedürfen deshalb einer (professionellen) eigenen Begleitung durch die Trauer hindurch. Trauer braucht Raum. Trauer braucht Zeit, und diese sollte den von Trauer Betroffenen zugestanden werden. Denn Trauer ist ein bedeutender, ein notwendiger Affekt, wie Freude, oder Angst, oder Zuversicht. Trauer ist nicht pathologisch. Wird Trauer aber abgewertet, nicht zugelassen oder völlig eingekapselt, kann es zu einer emotionalen Verengung und Verarmung oder auch zu einem dauerhaften Verharren in der Trauer kommen. Dann kann auch Trauer, diesem zutiefst richtigen und wichtigen Gefühl, Krankheitswert zukommen.

Trauer verarbeiten?

Heutzutage ist, auch in Fachkreisen, viel von der Trauerverarbeitung die Rede. In meiner eigenen Ausbildung brachte mich eine Dozentin zum Umdenken, als sie den Gedanken formulierte, dass wir doch niemanden auffordern würden, die eigene Freude oder Liebe (weg) zu verarbeiten, um wieder in einen ausgeglichen-nüchternen, gar gleichgültigen Zustand zu kommen. Von Trauernden wird aber genau das erwartet. „Jetzt muss es aber mal wieder gut sein!“

Nichts ist gut! Grund zu klagen

Was kann die Klage, das Aushalten von Klage, vielleicht die Ermutigung zur Klage, im Prozess der Begleitung Trauernder bewirken? Im zugestandenen Recht zur Klage, in einer Trauer(-Kultur), in der die Klage zugelassen ist, wird das Leid nicht bemäntelt, nicht aufgelöst. Im Prozess, im Fluss der Klage werden der Trauerfluss, die Trauerflut vielleicht erst ausgelöst. Das kann

Angst machen: dem trauernden und dem begleitenden Menschen. Das Klagen, die Klage ist deshalb vielen unheimlich, darum unerwünscht. Doch die Begleitung Trauernder darf bei allem Schutz-Wunsch kein Bemänteln der Trauer sein, kein Verharmlosen und Verkleinern, vielmehr ein „Bei-Leiden“. Der schützende Mantel der Begleitung kann dem Menschen in Schmerz, Ratlosigkeit, Kälte und Erstarrung helfen, sich in den kalten und dunklen Tunnel der Trauer hineinzuwagen, vielleicht noch tiefer in ihn hineinzugehen, weiterzugehen und durch ihn hindurchzugelangen. Der Weg selbst aber durch lichtfernes, nicht enden wollendes Schwarzgrau kann und darf dem von Leid betroffenen Menschen nicht abgenommen werden.

Die Klage als vitaler Lebensvollzug

Die Klage, dieser elementare Lebensvollzug des gläubigen Menschen im Umgang mit seinem Gott, hat zwar eine gewichtige Vergangenheit in der jüdisch-christlichen Geschichte, in der Gegenwart des Christentums scheint sie aber verstummt zu sein. Die Klage als vitaler Lebensvollzug, dem eine genuine „Theodramatik“ (H. U. von Balthasar) innewohnt, die den Christen von den Klagepsalmen Israels her vertraut und bedeutsam wurde, verweist auf eine vieltausendjährige menschheitsgeschichtliche Tradition. Doch die Klage, diese Urform des Redens mit Gott (F. Böckle), wurde ortlos. Auch wenn noch psalmodiert wird – die Klage scheint unsichtbar und unhörbar im Raum der Kirche.

Gleichgültigkeit und ordnungsgemäße Trauer

Jenseits der Gleichgültigkeit hier, der ordnungsgemäßen Trauer, des allgemeinen, und oft oberflächlichen, Trostes dort, ist in Gesellschaft und Kirche eine massive Sprachlosigkeit wahrzunehmen, deren Gewaltigkeit kaum noch gefühlt wird. Anstelle der Klagemauer wird gegen die zweifellos immer auch maßlose

und bedrohliche Trauer eine Mauer des Schweigens und der Beschwichtigung errichtet.

Trauer und Hoffnung als Geschwister

Wer hingegen der erfahrenen Ratlosigkeit, der eigenen zähen und leidenschaftlichen Suche und namenlosen Trauer Raum und Namen gibt, spricht nicht nur von Not, sondern bekundet eine Hoffnung, lässt im Zeigen der Wunde eine heilsame Wende aufscheinen: Im Aushalten und Ausdrücken des Leids, nicht im Verschweigen, kann der Mensch Subjekt auch im Leiden werden.

Bewegung

Erschwert ist eine Trauer, die keinen Spielraum hat. Erschwert ist wohl auch eine Trauer, die keinen Laut hat, die still und stumm ist, verstummt, verschwiegen. Erschwert ist ganz sicher eine Trauer, die sich selbst verschweigen und verleugnen muss. Ein wirklicher Aufbruch ins Leben ist aus solch verschwiegener, klein gehaltener Trauer kaum möglich. Abwehr und Erstarrung und Sprachlosigkeit können zwar zunächst Selbstschutz des von einem Unglück oder von lang dauerndem Leid betroffenen Menschen sein, doch auch eine partielle innere Versteinerung kann zu einer den ganzen Menschen erfassenden und bedrohenden lebensfeindlichen Haltung werden.

Aufbruch ins Leben

Auch wenn davor zu warnen ist, Bewegung bei Trauernden *einzu*fordern, gar entsprechend einer bestimmten Geschwindigkeit und einem genormten Zeitplan nach, so ist doch einer Trauer, die im Letzten heilsam ist, immer eine oft fast unmerkliche Bewegung zu eigen. So erleben sich Menschen, die ihre Trauer auszulösen wagten und dabei die heilende Kraft der in Gemeinschaft

durchlebten Trauer erfahren konnten, als berührt, gestärkt, beschenkt. Zugespitzt könnte man sagen, dass Klagenkönnen auch eine Form der Geborgenheit darstellt. Ein Gegenüber wird antizipiert, der leidvolle Zustand als zu schweres Gewicht, als falsch, als ungerecht benannt, beweint, beklagt. Der nicht jammernde, sondern der klagende Mensch ist dann Teil eines dialogischen Geschehens: Bewegung, Aufbruch werden möglich – aus Tod und Verlassenheit ins (Miteinander-)Leben.

Dorothee Sandherr-Klemp

Mehr Licht: Aufklärung in der Theologie

Es ist ein verzerrtes Bild der Aufklärung, dass sie eine anti-religiöse Bewegung gewesen sei. Dies betrifft lediglich einen kleineren Teil der Denker dieser Zeit. Die überwiegende Mehrheit der vor allem im 18. Jahrhundert aufkommenden Denkrichtung war daran interessiert, eine Balance zwischen Glauben und Vernunft zu erreichen. Solche „Aufklärer“ gab es nicht nur im Protestantismus, sondern auch in der orthodoxen und der katholischen Kirche sowie im Judentum. Gemeinsam waren die unterschiedlichen Gemeinschaften und Theologen der Überzeugung, dass die neuen Entdeckungen in Naturwissenschaft und Philosophie auch den Glauben und die Theologie erneuern könnten. Diese religiöse Aufklärung setzte sich in ganz Europa, aber auch in Nord- und Südamerika durch; selbst in Indien fanden sich Theologen, die auf der Suche nach einer neuen, mit der Vernunft versöhnten Form des Glaubens waren.

Katholische Aufklärung lange vernachlässigt

Aus historischer Sicht wurde vor allem der protestantischen Aufklärung um Gotthold Ephraim Lessing, Daniel Friedrich

Schleiermacher oder Ferdinand Christian Baur besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Erst gegen Ende des letzten Jahrhunderts wurde auch ein Katholizismus entdeckt, der aufklärerischen Gedanken aufgeschlossen gegenüberstand. Man kann den Katholizismus des 18. Jahrhunderts auch nicht einfach mit dem Papsttum gleichsetzen, wie der Kirchenhistoriker Ulrich L. Lehner in seinem Buch „Die katholische Aufklärung“ (Paderborn 2017) aufzeigt. Erst seit den 1960er-Jahren sowie nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil wurden eingehende Studien über die katholische Aufklärung veröffentlicht, wie Lehner nachweist. Lehner sieht schon in der Zeit nach der Reformation aufklärerische Tendenzen im Katholizismus. Bereits das Konzil von Trient (1545–1563) habe mit dem Römischen Katechismus den Grund dafür gelegt, wie der christliche Glaube anschaulich vermittelt werden konnte. Bischöfe wie der Mailänder Oberhirte Karl Borromäus oder Reformorden wie die Jesuiten hätten stark zu einer Erneuerung und Versöhnung des Katholizismus mit der modernen Kultur beigetragen. Die katholische Aufklärung verurteilte Bigotterie und falschen religiösen Eifer, sie orientierte sich an einem „vernünftigen Glauben“, wie ihn Paulus im Römerbrief beschreibt (Röm 12, 1). Zudem machte sie sich für die Eigenverantwortung der Ortskirche gegenüber dem Papst stark. Ins Zentrum des theologischen Nachdenkens rückte der Mensch und seine von Gott verliehene Freiheit. „Man dachte darüber nach, wie die Lehren der Kirche der menschlichen Entwicklung nützlich sein könnten, welchen Einfluss sie auf das Leben hätten und wie sie insgesamt zur Glückseligkeit der Menschheit beitragen könnten“, schreibt Lehner (vgl. Die katholische Aufklärung, S. 19).

Verbindung von Wissenschaftlichkeit und Kirchlichkeit

Wie nie zuvor stand die Theologie der katholischen Aufklärung im Dialog mit dem Protestantismus, der Orthodoxie, dem Ju-

dentum, der Naturwissenschaft und der Philosophie. Bis etwa 1789 schien die Reformorientierung in der katholischen Theologie kaum Grenzen zu kennen. Doch dann setzte die Französische Revolution und die Säkularisation den Reformbewegungen ein jähes Ende. Die Kirche zog sich mehr und mehr aus der Welt zurück, die Moderne wurde vielfach zum Feindbild. Die Theologie musste wieder einen neuen Weg der Versöhnung zwischen Vernunft und Glauben suchen. Dies war jedoch ein Kairos, in dem beispielsweise die katholische Tübinger Schule um Johann Sebastian Drey und Johann Adam Möhler einen offenen Austausch mit den Strömungen der Zeit suchte. Sie schaffte es, mit den Prinzipien der Kirchlichkeit und der Wissenschaftlichkeit eine Erneuerung der Theologie zu etablieren, welche die Fragen der jeweiligen Zeit mit den Aussagen des kirchlichen Lehramtes in Beziehung setzt. Die Tübinger Schule übte eine schöpferische Kritik, die weiterführt und alle positiven Anregungen aufgreifen konnte. Walter Kardinal Kasper, der frühere Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, sah in diesem Modell der Theologie die zukunftsweisende Form theologischen Denkens. Die Kirche werde durch die Anfragen der Moderne nicht von der Wahrheit weg-, sondern immer tiefer in sie hineingeführt, denn die Wahrheit des Evangeliums sei stets größer als alle sie auslegenden dogmatischen Formeln. In diesem Sinne müsse sich die Theologie stets um eine „Aufklärung“ bemühen, die, so Kasper, „fest in der lebendigen Tradition der Kirche verankert, mit dem eigenen Kopf denkt, nach allen Regeln der Wissenschaft vorgeht und (...) dabei zutiefst bewegt ist von den Fragen der Zeit, nicht zuletzt von der Sehnsucht nach Versöhnung und Frieden sowie nach Einheit der Kirche“.

Marc Witzenbacher

Der Morgenstern ist aufgedrungen

Freiheit, die Gott meinte

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 44f.

Das Lied wird im „Evangelischen Gesangbuch“ dem Fest Epiphanias, Erscheinung des Herrn, zugeordnet (EG 69). Das derzeit vierstrophige Lied steht am Ende einer langen und verwickelten Bearbeitungsgeschichte, der vor allem der Liturgiewissenschaftler und Hymnologe Frieder Schulz nachgegangen ist.

Für Kinder, Hausgesinde und Handwerksleute

„Der Morgenstern ist aufgedrungen“ erschien erstmals 1587 in einem von Daniel Rump verfassten Liedbüchlein für den Gebrauch außerhalb des Gemeindegottesdienstes, gedacht für Kinder, Hausgesinde und Handwerksleute bei Arbeit und Feier. Daniel Rump bzw. Rumpius, geboren 1549, verwaltete das Pfarramt Stepnitz mit dem nahe gelegenen, evangelisch gewordenen Nonnenstift Marienfließ (Prignitz) und dichtete auf bekannte weltliche Melodien geistliche Lieder.

Tage- und Wächterlied

Rumps Lied, das ursprünglich sieben Strophen umfasste, liegt ein niederdeutsches Volkslied zugrunde. Dieses gehört zum beliebten Liedtypus des Tage- und Wächterliedes, das seit dem 13. Jahrhundert nicht selten in ein geistliches Lied umgeformt wurde: Bei Tagesanbruch lässt der Burgwächter seinen Weckruf erschallen, um zwei – illegitim – Liebende zur Trennung aufzurufen. Weitere Strophen schildern in Wechselrede den schmerzlichen Abschied der Liebenden voneinander.

Aufgedrungen

Die ersten beiden Strophen sind in dem heutigen EG-Lied noch gut zu erkennen. Das Lied beginnt wie ein weltliches Morgenlied, und tatsächlich stammt auch die heute ungebräuchliche Wendung „aufgedrungen“ aus der niederdeutschen Vorlage. Aufdringen bedeutet, intransitiv, empordringen, aufsteigen. Der Tag und die Morgenröte dringen auf, aber auch Wohlgerüche können aufdringen und die Blumen aus dem Gras, so das „Deutsche Wörterbuch“ von Jacob und Wilhelm Grimm.

Der lieben Engel Schar

Die erste Strophe zeigt die geistliche Bearbeitung des Tageliedes jedoch deutlich, in der Ersetzung der „gar schön“ singenden „Waldvögelein“ und vor allem des freudigen Gesangs der „Nachtigall“ durch das weihnachtliche Motiv des Engelgesangs: „vor Freud singt uns der lieben Engel Schar“.

Stern über Betlehem – Der strahlende Morgenstern

Aus dem himmlischen (sky, nicht heaven) Morgenstern des weltlichen Liedes wird der Leit-Stern der Weihnacht, der Stern über Betlehem (Mt 2,2.9.10). Vielleicht noch tiefer, jedenfalls vergleichbar tief hinein, führt der Blick auf das biblische Buch der Offenbarung des Johannes, wo der Morgenstern ausdrücklich zum Christus-Prädikat wird. Hier spricht Jesus selbst: „Ich, Jesus, habe meinen Engel gesandt als Zeugen für das, was die Gemeinden betrifft. Ich bin die Wurzel und der Stamm Davids, der strahlende Morgenstern.“ (Offb 22, 16)

Wacht auf, singt uns der Wächter Stimme

Rumps zweite Strophe ist in der heutigen EG-Fassung des Liedes zwar nicht so wörtlich-getreu wie die erste Strophe erhalten,

aber doch noch klar kenntlich. Die zunächst Otto Riethmüller (Pfarrer und einflussreicher geistlicher Dichter, 1889–1938) zugeschriebene Bearbeitung (1932), die nur die erste Strophe unverändert erhielt, fügte nach Rumps Hinweis auf Jes 52, 1 und 51, 17 aus dem von diesen Bibelstellen geprägten Lied von Philipp Nicolai (GL 554, EG 147) das Motiv des königlichen Bräutigams ein: „Der Bräut’gam kommt, nun machet euch bereit!“ (Vgl. auch Mt 25, 1–13.) Der weiterdichtende Bearbeiter war, wie Frieder Schulz inzwischen überzeugend darlegen konnte, jedoch nicht Riethmüller, sondern der Berliner Lehrer Wilhelm Witzke (1853–1919).

Weihnachtliches Bußlied: Rettung für den ganzen Menschen

Bei Rump findet sich die Aufforderung an all jene, die das Lied singen und hören, Seele und Leib zu fristen. Wiederum nach dem „Deutschen Wörterbuch“ der Brüder Grimm meint das Verb „fristen“ in diesem Zusammenhang: retten und helfen. Es geht um Rettung, es geht um Erste und Letzte Hilfe für Seele und Leib. Anders gesagt: für den ganzen Menschen. Anders gesagt: für die Menschheit.

Geistliche Vermahnung

Daniel Rump verstand sein Lied zunächst als eine geistliche „Vermahnung“, als eine Handreichung „zur Buße / auf Weihnachten“. Aus dem vorweihnachtlichen Bußlied wurde dann, nicht zuletzt, wie angedeutet, wegen des biblisch mehrfach konnotierten und auch christologisch bedeutsamen Sternenmotivs, ein Epiphania-Lied, ein Gesang zum Fest der Erscheinung des Herrn.

Ist euch der Schlaf so tief und süß?

Gottes Erbarmen ruft die Menschen aus ihrer schweren Schlaftrunkenheit in das Licht seines heilenden Tages. „Ist euch der Schlaf so tief und süß?“, lautet die Frage, Gottes Frage, in der ursprünglichen Fassung des Daniel Rumpius. Gute Frage. Schwere Frage. Bohrende Frage. Bleibende Herausforderung. Bleibende Chance.

Gottes Guten-Morgen-Kuss

Wacht auf! Kein schrilles Weckerklingeln. Kein nasser Waschlappen. Nicht die Panik, die vom Vorstand anberaumte Sitzung oder die eigene, karriereentscheidende Präsentation zu verpassen. Vielmehr dies: ein guter, ein Guten-Morgen-Kuss. Der gnädige Gott „küsst euch mit seinem Göttlichen Mund / Wollt ihr nicht wachen von aller eurer Sünd?“

Das Gefängnis ganz und gar zerriss

Der in Gottes Namen auf uns Menschen aufmerksame, mitfühlende, auf Hilfe und Rettung bedachte und darum nun vom Himmel herabkommende Christus führt uns aus unserem fatalen, und, wie es scheint, heiß geliebten, von ihm jedoch aus Liebe „ganz und gar“ eingerissenen „Gefängnis“, so heißt es bei Rump in der vierten Strophe, in die Freiheit. Freiheit, die Gott meinte. Herr Christ, du Morgenstern!

Susanne Sandherr

Dichter der Aufklärung: Gotthold Ephraim Lessing

Sein Theaterstück „Nathan der Weise“ gilt bis heute als Inbegriff der Verständigung der Religionen. Gotthold Ephraim Lessing war ein Vordenker der Aufklärung und deren literarisches Genie. Er setzte sich für ein freies Theater ein und war einer der ersten freischaffenden Schriftsteller. Mit ihm begann in Deutschland die Literaturkritik. Kurzum: das literarische und kulturelle Leben ist in Deutschland ohne Lessing gar nicht zu denken. Aber auch für die Theologie war Lessing ein wichtiger Impulsgeber, da er versuchte, Aufklärung und Theologie zusammenzubringen. In seinem Werk „Über den Beweis des Geistes und der Kraft“ (1777) beschrieb er einen „garstigen, breiten Graben“ im Herzen aller Theologie, einen Graben zwischen dem Glauben und seiner historischen Beweisbarkeit. Geschichte sei, so Lessing, aufgrund ihres „Vergangen-Seins“ unmöglich verifizierbar. Das gelte genauso für die historischen Wurzeln des Christentums. Der Glaube müsse aber nicht beweisbar sein, fand Lessing, denn er sei keine historische Wissenschaft. Vielmehr sei der Glaube eine eigene Größe und Kraft für den Menschen. Niemals dürfe der Mensch daran gehindert werden, selbstständig und frei zu denken. Die Vernunft sah Lessing als ein Gottesgeschenk an. Sie lasse den Menschen erkennen, wie unvernünftig die Welt ist, damit er sie verbessern könne. Dies war sein Ziel, dafür schrieb und lebte er.

Im Pfarrhaus aufgewachsen

Gotthold Ephraim Lessing wurde vor 290 Jahren, am 22. Januar 1729, in Kamenz (Oberlausitz) geboren. Sein Vater war Pfarrer der dortigen lutherischen Gemeinde, ein strenger und gelehrter Mann, dessen riesige Bibliothek einen großen Einfluss

auf Lessing ausübte. Schon als kleiner Junge eignete er sich ein immenses Wissen an. Die Aufnahmeprüfung für die sächsische Fürstenschule St. Afra in Meißen legte er mit Bravour ab. Lessing besuchte das Internat mit der Absicht, später Theologie zu studieren und dem Vorbild seines Vaters zu folgen. Angeregt von der intensiven Auseinandersetzung mit den antiken Autoren wagte Lessing aber schon während der Schulzeit seine ersten literarischen Gehversuche. Es entstand das Schauspiel „Der junge Gelehrte“. Im Unterricht langweilte sich Lessing zunehmend, auf sein Drängen hin konnte er 1746 die Schule vorzeitig verlassen.

Vom Theologiestudium zum Schauspiel

Dem Wunsch seines Vaters entsprechend schrieb sich Lessing zum Theologiestudium an der Universität Leipzig ein. Er interessierte sich aber zunehmend mehr für das kulturelle Leben der Stadt als für die Theologie. Lessing lernte Tanzen und Fechten und schloss sich einer Schauspielertruppe an. Sein Theologiestudium gab er auf und schrieb sich schließlich in der medizinischen Fakultät ein. Seine eigentliche Leidenschaft aber galt dem Schreiben von Theaterstücken. 1748 wurde sein Erstlingswerk „Der junge Gelehrte“ mit großem Erfolg aufgeführt. Da ihm die Eltern finanzielle Unterstützung verweigerten, geriet Lessing in Bedrängnis und musste Leipzig verlassen. Über Wittenberg kam er nach Berlin. Bereits in Wittenberg hatte er das Medizinstudium aufgenommen und schrieb sich auch in Berlin an der medizinischen Fakultät ein. Eigentlich aber wollte Lessing als freier Schriftsteller über die Runden kommen. Über einen Kommilitonen knüpfte Lessing Kontakte zur „Berlinischen Privilegierten Zeitung“, in der er Kritiken und eigene kleinere literarische Arbeiten veröffentlichen konnte. Sein frischer Stil und seine witzigen Texte machten ihn rasch bekannt.

Dramaturg am Theater in Hamburg

1752 schloss Lessing in Wittenberg sein Studium ab und wurde zum Magister promoviert. Zurück in Berlin wurde Lessing zum wichtigsten literarischen Kritiker und Autor der Stadt. 1767 wurde er Dramaturg und Berater am Hamburger Nationaltheater. In Hamburg lernte Gotthold Ephraim Lessing auch seine spätere Frau Eva König kennen. Der Ausflug nach Hamburg endete aber im finanziellen Desaster. Das Theater musste schließen, Lessing stand vor dem wirtschaftlichen Ruin. Er konnte schließlich in Wolfenbüttel als Bibliothekar in der Herzog August Bibliothek arbeiten. Seine Leidenschaft für die Bücher und die Aussicht, finanziell überleben zu können, verdrängten seine ursprüngliche Abneigung gegen eine Stellung bei Hofe.

Mit dem Theater im Kampf für die Freiheit

Doch erst 1776 sah Lessing sich finanziell gefestigt und konnte heiraten. Ein Jahr später starb der neugeborene Sohn, wenige Wochen später auch seine Frau am Kindbettfieber. In allen diesen Schicksalsschlägen fand Lessing seine Freiheit in der Arbeit an Theaterstücken und wollte mit ihnen den Menschen Wege zu einer freien und unabhängigen Existenz aufzeigen. Jeder Fundamentalismus, alles einengende Denken war ihm zuwider. Als er schon selbst schwer krank war, vollendete er 1779 sein Meisterstück „Nathan der Weise“. Zeitlebens ging es ihm um die religiöse Wahrheit, kämpfte er gegen stumpe Buchstabengläubigkeit für ein tolerantes Christentum, auch gegenüber anderen Glaubensrichtungen. „Ich muss versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigstens, noch ungestört will predigen lassen“, schrieb er 1778. Am 15. Februar 1781 starb Lessing an einem Hirnschlag bei einem Besuch in Braunschweig.

Marc Witzenbacher

Liturgie in Bewegung

Liturgiereformen als Antworten auf neue Herausforderungen

Sprechen wir von „Beheimatung“ im Gottesdienst, dann hat dies, wie der Begriff der „Heimat“ insgesamt, schnell den Geschmack von Bewahrung, von Tradition, von „Schon immer so, so soll es bleiben“. Und sicher hat christliche Liturgie immer diese Dimension, ist sie doch Feier des Glaubens an den dreifaltigen Gott, der in seinem Kern bleibende Kraft hat. Zugleich gilt es diesen Glauben immer wieder zu aktualisieren, und so muss bei kulturellen oder gesellschaftlichen Veränderungen geschaut werden, wie die Feier des Lobpreises Gottes jeweils möglich ist. Von daher hat Liturgie immer die Dimension des Konstanten, aber immer auch die Dimension der Veränderung, der Reform. Diese antwortet auf Herausforderungen, die sich aus neuen Situationen ergeben.

Beispiel Taufe

Am Wandel der Feier der Taufe kann man dies gut erkennen. Zunächst scheint, so zeigen die neutestamentlichen und frühen christlichen Zeugnisse, die Taufe recht eng an das Zum-Glauben-Kommen an Jesus als den Messias und Erlöser gebunden gewesen zu sein. Die Taufe ist Zeichen und Ausdruck der inneren Umkehr, der Vergebung der Sünden und Bekenntnis des Glaubens an diesen Jesus Christus, auf dessen Namen getauft wird (Apg 2, 38). Die Taufe bewirkt einen Herrschaftswechsel, ist Anteilgabe an Tod und Auferstehung Jesu Christi (1 Kor 1, 13) und Wiedergeburt des Menschen im Heiligen Geist (Joh 3, 5 f.). Sie war zunächst aber Vollzug an Einzelnen, die den Taufenden aus Missionierungsaktionen bekannt waren.

Indem ab der konstantinischen Wende immer mehr Menschen in die Kirche drängten, die allmählich zu der die Gesellschaft tragenden und prägenden Religion wurde, sah sich die Kirche vor der Notwendigkeit, eine tatsächliche Auseinandersetzung der Bewerber mit den Glaubensinhalten zu gewährleisten. Entsprechend wurde das Taufritual zu einem längeren Prozess mit mehreren Feiern, zum „Katechumenat“ ausgedehnt. Die Begleitung durch Paten, die Auseinandersetzung mit der im Wortgottesdienst gehörten Heiligen Schrift und die Einübung in die christliche Glaubenspraxis sollten eine Hilfe sein, zu einer ehrlichen Entscheidung zu gelangen, um dann mit Taufe, Firmung und erstem Eucharistieempfang an Ostern in die Gemeinde aufgenommen zu werden.

Als im Mittelalter die Gesellschaft durchweg christlich geprägt war und faktisch nur noch Kinder getauft wurden, verlor das Katechumenat seinen „Sitz im Leben“, seine Relevanz in der Lebenswirklichkeit. Mit dem Durchsetzen der Säuglingstaufe wurde das Taufritual auf eine Feier verkürzt. Die Firmung und der erste Eucharistieempfang wurden auf spätere Lebensjahre verschoben, ihnen sollte dann eine Art Katechumenat nach der Taufe vorausgehen. So passte sich also die Liturgie durch geplante (und ungeplante) Reformen der veränderten Lebenswirklichkeit der Menschen an.

Spätestens im 20. Jahrhundert wandelte sich die Lebenswirklichkeit der Menschen abermals. Eine durchgehend christliche Prägung der Gesellschaft ist nicht mehr gegeben. Entsprechend wird die Säuglingstaufe bei den Kindern von kirchlich aktiven Mitgliedern weiter praktiziert und von den Gläubigen gefordert. Daneben steht aber als Antwort auf die Tatsache, dass einzelne glaubensferne Menschen erst im Laufe ihres Lebens die Relevanz des Glaubens für sich erkennen können, der reaktivierte katechumenale Weg zur Verfügung. Er wird in unseren Breiten weitgehend bei der Eingliederung von Erwachsenen in die Kirche praktiziert und ist dem antiken Katechumenat nachgebildet:

Wieder bilden, nach einer längeren Vorbereitung und Begleitung, die Feier von Taufe, Firmung und erstem Eucharistieempfang in der Osternacht den Abschluss dieses Eingliederungsprozesses. Von daher hat die Kirche abermals auf eine veränderte Situation reagiert und ihr gottesdienstliches Handeln reformiert.

Beispiel Buße

Ein anderes Beispiel für erhebliche liturgische Veränderungen ist der Bereich der Buße. Zwar kannte schon die alte Kirche vielfältige Wege der Umkehr und Buße nach der Taufe, etwa Fasten, Gebet, Hören des Wortes Gottes und Empfang der Eucharistie. Aber eine Vergebung für schwerste Sünden wie Mord, Ehebruch und Abfall vom Glauben galt der alten Kirche zunächst als nicht möglich, vielmehr wurden diese Sünder aus der Gemeinde ausgeschlossen. Als in Zeiten der Glaubensverfolgung die Anzahl dieser Sünder zunahm, wuchs der Druck und damit die theologische Überzeugung, dass einmal im Leben auch solche Sünder eine „zweite Buße“ im Sinne einer Tauferneuerung durchlaufen können. Die Bischöfe zogen das Verfahren an sich, das quasi aus einem zweiten Katechumenat bestand, sodass die Büßenden an Ostern wieder in die Kirche aufgenommen wurden und die Eucharistie empfangen.

An der Wende zum zweiten Jahrtausend tauchte über das Mönchtum, das die mittelalterliche Theologie und Seelsorge erheblich prägte, die neue Form der Beichte auf, die auch bei alltäglichen Sünden angewandt wurde und das bisherige Verfahren ablöste. Es war wieder die Reaktion auf die veränderte Situation, in der ein Glaubensabfall nicht mehr das vorrangige Problem darstellte. Eine positive Folge war sicher ein erheblicher geistesgeschichtlicher Schub in der Ausbildung von „Subjektivität“; zugleich drohte das Leben zunehmend unter klerikale Kontrolle zu geraten. So ist nicht verwunderlich, dass spätestens im 20. Jahrhundert die Beichte in eine Krise geriet.

Heute gilt es vielleicht, wieder stärker die seelsorgliche Begleitung des Einzelnen von einem liturgischen Verfahren zur Vergebung der Sünden zu unterscheiden. Klar ist auf jeden Fall, dass die häufigen Appelle der letzten Jahrzehnte, doch zur Beichte zu gehen, wenig gefruchtet haben, also keine wirksame Antwort auf die Herausforderung darstellen. Vielleicht kann aber ein Trost aus der Liturgiegeschichte sein, dass neue Perspektiven bei liturgischen Reformen nicht sofort erkennbar sind, sondern diese sich erst allmählich, bisweilen in schmerzhaften Prozessen, entwickeln.

Friedrich Lurz

Seliger des Monats: Paul Josef Nardini

Eine Zierde für seine Diözese werde er sein, prophezeite ihm schon sein Theologieprofessor. Tatsächlich hatte Paul Josef Nardini den Weg zur Priesterweihe rasch und mit den besten Ergebnissen abgeschlossen. Sein Weg begann aber zunächst schwierig: Als uneheliches Kind kam Paul Josef am 25. Juli 1821 in Gernersheim auf die Welt. Er wurde in der Familie seiner Großtante erzogen und von seinem Pflegevater Joseph Anton Nardini, einem Schuhmachermeister, aufgenommen und ausgebildet. Von ihm bekam er auch seinen Nachnamen. Bereits mit zwölf Jahren stand für Paul Josef Nardini der Entschluss fest, Priester zu werden. Nach der Lateinschule und dem Bischöflichen Konvikt in Speyer studierte Nardini in München, wo er 1846 das Studium mit einer hochgelobten Promotion abschloss. Im gleichen Jahr wurde er im Speyerer Dom zum Priester geweiht. Nach einer Zeit als Stadtkaplan in Frankenthal und Präfekt im Bischöflichen Konvikt wirkte Nardini in Geinsheim, wo er das Glaubensleben der kleinen Stadt völlig erneuerte. Als er nach einem Jahr versetzt werden sollte, richteten zahlreiche

Gläubige ein Gesuch nach Speyer, um ihren beliebten Seelsorger zu halten, doch Nardini fügte sich und ging nach Pirmasens.

Seelsorger in Pirmasens

Pirmasens litt wie viele andere Städte in dieser Zeit unter den Zuständen der frühindustriellen Zeit. Zahlreiche Menschen lebten in bitterer Armut, soziale Kälte dominierte die Atmosphäre, von den Kirchen hatten sich die Menschen entfremdet. Nardini brachte dennoch rasch wieder Leben in seine Gemeinde, indem er die Gottesdienste feierlich beging und die Menschen zur Beichte und Anbetung ermutigte. Vor allem aber kümmerte er sich um die Ärmsten der Armen, besuchte Kranke und Vernachlässigte, sorgte für Bildungsangebote und Katechesen. Schnell wurde ihm klar, dass er diese Arbeit nicht alleine leisten konnte. Der Versuch, Niederbronner Schwestern aus dem Elsass in Pirmasens anzusiedeln, scheiterte. So gründete er gemeinsam mit zwei Frauen, die er noch aus Geinsheim kannte, die „Armen Franziskanerinnen von der Heiligen Familie“. Nardinis Anliegen war es, mit dieser Gemeinschaft die Familien in Pirmasens zu unterstützen und allen, die keine Familie hatten, eine Heimat zu geben. „Haben wir unsere Familien regeneriert, geheiligt im Geist der Heiligen Familie, dann geht ja alles, alles gut“, war Paul Josef Nardini überzeugt. Er selbst war im Dritten Orden der Franziskaner und schöpfte daraus geistliche Kraft für seinen Dienst. „Liebe ist unser Leben. Liebe ist unsere Bestimmung. Liebe ist das Einzige, was Gott von uns fordert, denn die Erfüllung aller Pflichten fließt aus ihr“, so Nardini zur Grundhaltung seines Glaubens und Wirkens. Das soziale Engagement Nardinis war allerdings dem bayerischen Staat, zu dem die Pfalz damals gehörte, ein Dorn im Auge. Auch der Speyerer Bischof sah sich übergangen und versagte zunächst seine Anerkennung des Ordens. Doch das große Engagement und der sichtbare Erfolg Nardinis überzeugten. 1857 erhielt er die Bestätigung.

2006 wurde Nardini seliggesprochen

Lange konnte Nardini allerdings nicht mehr selbst wirken. Bei einem Krankenbesuch hatte er sich an einer Lungenentzündung angesteckt und starb im Alter von 40 Jahren am 27. Januar 1862. Zu diesem Zeitpunkt gehörten bereits über 200 Schwestern zu der von ihm gegründeten Gemeinschaft, heute zählen zu den nach ihrem späteren Mutterhaus in Mallersdorf bei Straubing „Mallersdorfer Franziskanerinnen“ genannten Ordensschwestern rund 1.200 Schwestern in Süd- und Südwestdeutschland, Rumänien und Südafrika. 2006 wurde Paul Josef Nardini im Speyerer Dom als erster Pfälzer überhaupt seliggesprochen. Sein Gedenktag ist der 27. Januar.

Marc Witzenbacher

Papst taufte an Taufe des Herrn

Am Fest Taufe des Herrn am 13. Januar wird es wieder bunt. Azugehen in der Sixtinischen Kapelle, denn an diesem Tag wird Papst Franziskus wie in jedem Jahr einige Kinder taufen. 2018 waren es insgesamt 34 Säuglinge, die Papst Franziskus persönlich taufte. Die meisten sind Kinder von Angestellten des Vatikans. Papst Franziskus übertrifft mit den Zahlen seine Vorgänger. Unter Benedikt XVI. (2005–2013) zählten die Gruppen meist etwas über ein Dutzend, die meisten Kinder waren es im Jahr 2011, als Benedikt 21 Kinder taufte. Benedikt XVI. hatte an die Tradition wieder angeknüpft, nachdem in den Krankheitsjahren von Johannes Paul II. (1978–2005) zuletzt keine Kinder mehr getauft wurden. Benedikt verwendete so wie auch Franziskus das Taufbecken, das Johannes Paul II. zum goldenen Jubiläum seiner Priesterweihe 1996 geschenkt bekam. Johannes Paul II. hatte die Zeremonie am Fest der Taufe des Herrn, die anfangs im Petersdom, in der Benediktionsaula oder in der

päpstlichen Privatkapelle stattfand, 1994 in die berühmte Kapelle mit den Fresken Michelangelos verlegt. Von 2004 an musste er aus gesundheitlichen Gründen auf die Feiern verzichten.

Marc Witzenbacher

Gebetswoche für die Einheit der Christen

Die Gebetswoche für die Einheit der Christen wird jedes Jahr entweder vom 18. bis 25. Januar oder in der Zeit von Christi Himmelfahrt bis Pfingsten gefeiert. Für das Jahr 2019 haben Gläubige aus Indonesien die Texte und Vorlagen für die Gebetswoche vorbereitet. Nur rund zehn Prozent der 265 Millionen Menschen in Indonesien gehören einer christlichen Kirche an. Den größten Staat Südostasiens prägt eine große Vielfalt. Auf den über 17000 Inseln leben rund 1340 unterschiedliche ethnische Gruppen, die mehr als 740 Regionalsprachen sprechen. Das Staatsmotto lautet daher nicht ohne Grund „Bhineka Tunggal Ika“, Einheit in Vielfalt.

Korruption und Ungerechtigkeit gefährden die Einheit

Aktuell ist diese Einheit aber bedroht. Korruption und Ungerechtigkeit machen den Menschen in Indonesien sehr zu schaffen. Die Kluft zwischen Arm und Reich wird immer größer, viele leben in bitterer Armut. Bestimmten ethnischen und religiösen Gruppen wird hingegen oft besonderer Wohlstand zugeschrieben, was die Spannungen verschärft. In diesem Umfeld werden sich die christlichen Kirchen in Indonesien ihrer „Einheit in Vielfalt“ wieder besonders bewusst. „Unsere Einheit in Christus ist es, die uns befähigen kann, dem Unrecht entgegenzutreten und seinen Opfern zur Seite zu stehen“, schreibt die indonesische Vorbereitungsgruppe.

Texte aus dem Buch Deuteronomium

Für die indonesischen Christen sind die Worte aus dem Buch Deuteronomium „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit – ihr sollst du nachjagen“ (vgl. Dtn 16, 20a) eine aktuelle Mahnung, die nicht nur auf die Situation in Indonesien zutrifft. Im Buch Deuteronomium erneuert das Volk Gottes den Bund mit Gott, bevor es in das Gelobte Land einzieht. Der Abschnitt für die Gebetswoche steht in einem Kapitel, das die Feste thematisiert, die das Bundesvolk feiern soll. Nach jedem Fest wird das Volk angewiesen: „Du sollst an deinem Fest fröhlich sein, du, dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin, die Leviten und die Fremden, Waisen und Witwen, die in deinen Stadtbezirken wohnen“ (Dtn 16, 14; vgl. auch V. 11). Die indonesischen Christen verstehen dies als Anregung, ebenfalls Feste zu feiern, an denen alle Bevölkerungsgruppen teilhaben können. Am Ende des Kapitels wird von der Einsetzung der Richter berichtet. Dadurch wird für die indonesischen Christen der enge Zusammenhang von einem Fest, an dem alle teilhaben, und der Gerechtigkeit sehr deutlich: „Die Kirche Christi ist berufen, Vorgeschmack auf dieses Himmelreich zu sein, doch aufgrund unserer fehlenden Einheit werden wir diesem Auftrag nicht gerecht“, beschreibt die Vorbereitungsgruppe ihre Gedanken zu dem Text. Wie das Unrecht die Spaltungen in der indonesischen Gesellschaft vertieft, so würden auch die Spaltungen in der Kirche durch das Unrecht verschärft. In der Gebetswoche für die Einheit der Christen soll diese lebenswichtige Bedeutung der Einheit hervorgehoben und für das begangene Unrecht Buße getan werden: „So stehen wir vereint unter dem Kreuz Christi und rufen sowohl nach seiner Gnade, damit das Unrecht überwunden wird, als auch nach seiner Barmherzigkeit angesichts der Sünden, die unsere Spaltung verursachen.“ Für die Feier der Gebetswoche können alle Materialien sowie weitere Informationen auf der Website www.gebetswoche.de heruntergeladen

werden. Ein Heft mit dem Gottesdienst sowie Plakate für eigene Veranstaltungen wurden vom Verlag Butzon & Bercker gedruckt und können über den Buchhandel bezogen oder direkt beim Verlag bestellt werden: Auslieferungszentrum Bercker, Hoogeweg 100, 47623 Kevelaer, Telefon (02832) 929-112, E-Mail *service@azb.de*. Preise: Plakat 1,00 €; Gottesdienstheft einzeln 2,50 €, ab 10 Stück 1,00 €, ab 100 Stück 0,50 €; jeweils zzgl. Versandkosten.

Marc Witzenbacher

„Youcat“ für Kinder

Nach dem erfolgreichen Jugendkatechismus „Youcat“ (Dein Katechismus) hat die „Youcat Stiftung“ (Aschau im Chiemgau) nun auch einen „Youcat for Kids“ herausgegeben. Anlass für die neue Ausgabe für Kinder im Alter von acht bis zwölf Jahren sei deren ungebändigte Neugier auch in religiösen Dingen, so der Verlag. Dazu gehörten Fragen wie etwa: Warum glaubst du an Gott? Wer ist Jesus? Warum gehen wir in die Kirche? Warum betest du? Warum bin ich da? Warum müssen wir sterben? Der „Youcat for Kids“ will Kindern, aber auch vor allem Eltern helfen, auf diese Fragen kindgerecht antworten zu können. Der „Youcat for Kids“ liegt auch in Englisch und Spanisch vor, bis ins Frühjahr 2019 sollen weitere 20 Sprachen hinzukommen. Der 2011 veröffentlichte „Youcat“ liegt mittlerweile in 72 Sprachen vor und die Auflage beträgt rund sieben Millionen. Das Geld aus dem Buchverkauf fließt in jugendmissionarische Projekte. Weitere Infos und Bestellmöglichkeiten finden Sie auch unter <https://www.youcat.org/de>.

Marc Witzenbacher

YOUCAT for Kids: Katholischer Katechismus für Kinder und Eltern. Mit einem Vorwort von Papst Franziskus, Aschau 2018, 14,99 € (D), 15,50 € (A).

Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 367) bestellen.

Gottesdienste im ZDF

- Neujahr, 1. Januar 2019 – 10.15 Uhr,
Frauenkirche, Dresden (ev.)
- Sonntag, 6. Januar 2019 – 9.30 Uhr,
Mariä Himmelfahrt, Markt Indersdorf (kath.)
- Sonntag, 13. Januar 2019 – 9.30 Uhr,
Evangelisch-Freikirchliche Gemeinde, Berlin Steglitz (ev.)
- Sonntag, 20. Januar 2019 – 9.30 Uhr,
Gemeinde in Österreich bei Redaktionsschluss noch offen
(kath.)
- Sonntag, 27. Januar 2019 – 9.30 Uhr,
St. Matthäus, Braunschweig (ev.)

domradio

- Eine aktuelle Auslegung des in MAGNIFICAT abgedruckten Tagesevangeliums hören Sie von Montag bis Samstag im domradio ab ca. 7.55 Uhr. Für die lebensnahe und tiefgründige Auslegung des Textes lädt domradio wöchentlich einen Priester oder qualifizierten Laien zu Live-Gesprächen ein. Sendung verpasst? Dann nutzen Sie das Archiv oder das Podcast-Angebot auf www.domradio.de.
- Sonntags um 10 Uhr überträgt domradio einen Gottesdienst aus dem Erzbistum Köln sowie um 10 und 18 Uhr die Gottesdienste aus dem Kölner Dom live im Internet-TV auf www.domradio.de. Die Predigt ist als Podcast erhältlich.
- Bei Fragen erreichen Sie domradio unter Tel. 0221 / 25 88 60.

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Februar 2019

Heimat
Kindheit

Als Israel jung war, gewann ich ihn lieb,
ich rief meinen Sohn aus Ägypten.

Buch Hosea – Kapitel 11, Vers 1

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

ZUM TITELBILD

Christus

Rembrandt van Rijn,
vor 1650, Eichenholz, ca. 25 x 21 cm,
Staatliche Museen zu Berlin, Gemäldegalerie,
© bpk / Gemäldegalerie, SMB / Christoph Schmidt

Rembrandt Harmenszoon van Rijn (1606–1669) gilt als bedeutendster niederländischer Künstler der Barockzeit. Er arbeitete als Maler, Zeichner und Radierer, bildete Schüler aus und fand zahlreiche Nachahmer. Trotz großer Berühmtheit und wirtschaftlicher Erfolge starb er in Armut.

Das Christusgemälde in der Berliner Gemäldegalerie ist wegen der geringen Größe und der Malweise als Studie anzusehen. Rembrandt malte mehrere solcher kleinformatigen Christusporträts in den 1640er-Jahren (für das Jahr 1656 sind zwei solcher Studien in seinem eigenen Besitz nachgewiesen) und plante auf diese Weise vielleicht ein größeres Gemälde. Beispiele dafür sind in Den Haag (Museum Bredius), Detroit (Institute of Arts; dieses Christusbild taucht im großen Gemälde des Emmausmahls im Louvre wieder auf), Philadelphia (Museum of Art), Provo/Utah (Brigham Young University Museum of Art) und in Cambridge/Massachusetts (Fogg Art Museum) zu finden.

Als Prinzessin Luise Henriette von Oranien 1646 Friedrich Wilhelm von Brandenburg (den Großen Kurfürsten) heiratete, brachte sie das Gemälde als Mitgift mit nach Preußen. Nach 1830 konnte man es in der Gemäldegalerie im Alten Museum in Berlin sehen. Am Ende des Zweiten Weltkriegs wurde es in die Vereinigten Staaten gebracht, wo es in verschiedenen Städten der USA gezeigt wurde. 1955 erfolgte die Rückgabe an die Gemäldegalerie in Berlin-Dahlem. Seit 1998 wird es in der neuen Gemäldegalerie am Kulturforum gezeigt.

Trotz des kleinen Formats und des Studiencharakters vermittelt unser Titelbild einen ungeheuer lebendigen Eindruck von Christus. Dieser ist mit einem rätselhaften Blick dargestellt. Er ist in sich gekehrt, ruhig und meditativ.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Von der einen Menschheitsfamilie zu sprechen, fällt schwer in einer Zeit, in der sich allenthalben Spaltungen auftun, in der bewusst und teils verantwortungslos polarisiert wird. Ist die Vision schlicht zu groß, um der Wirklichkeit standzuhalten?

Der jüdische Religionsphilosoph Franz Rosenzweig hat schon vor einem Jahrhundert darauf hingewiesen, dass Menschen nicht schon deswegen Gottes Kinder sind, weil sie von ihm geschaffen sind. „Der Mensch als Gottes Geschöpf ist das Vorzeichen auf den Menschen als Gottes Kind“, schreibt er in seinem Hauptwerk *Der Stern der Erlösung*. Ein Mensch zu sein, beinhaltet die *Verheißung*, Gottes Kind werden zu können. Rosenzweig lenkt den Blick auf die *Freiheit*, die uns als Menschen in die Wiege gelegt ist. Nach biblischer Menschensicht (die Rosenzweig philosophisch auslegt) will Gott jede(n) Einzelne(n) als Mitgestalter(in) seiner Schöpfung. Gott meint *mich*, er will *mir* begegnen – mich befähigen, seine überfließende Güte mit den Mitgeschöpfen zu teilen. Mit Gott vertraut werden wie ein Kind mit seinen Eltern, darum geht es. Und aus diesem Vertrautsein heraus tun, was Gottes ist: Leben fördern, Möglichkeiten eröffnen, Wachstum unterstützen. Dass der Mensch, mit dem ich gerade zu tun habe, aufleben, zu sich kommen kann. Dass er oder sie letztlich selbst den Ruf, Gottes Tochter oder Sohn zu sein, in sich vernehmen kann.

Gott hat uns Menschen mit dem Potenzial erschaffen, an seinem Werk teilzunehmen. Im Kontakt mit ihm können wir unsere eigene Wirklichkeit schöpferisch gestalten; in den Mitmenschen eine Ahnung von ihm wecken; sie aus Not und Verstrickung zur Freiheit der Kinder Gottes geleiten. Wir geben Sicherheit und stiften tragfähige Verbindungen. Jede(r) Einzelne trägt dazu bei, dass seine Welt für sie, für ihn und für andere zur Heimat wird.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Das menschliche Antlitz Gottes

Das Gott Mensch geworden ist, kann in der christlichen Kunst auf verschiedene Weisen ausgedrückt werden. Besonders charakteristisch sind die Darstellungen der Geburt Jesu mit dem kleinen Menschenkind in der Krippe, das von den umstehenden Personen (mit Königen und Engeln) als Gott verehrt wird. Mindestens ebenso markant, wenn auch genau das andere Ende des menschlichen Spektrums darstellend, ist die Kreuzigung, die uns den Gottessohn in seiner Hingabe zeigt, wie er die tiefsten Niederungen der menschlichen Existenz durchschreitet: den Schmerz, das Leiden, den Tod. Der niederländische Maler Rembrandt van Rijn hat in vielen kleinformatigen Christusbildern einen Weg gesucht, den Betrachtern die Botschaft von der Menschwerdung Gottes auf ganz einfache, aber sehr markante Weise nahezubringen: indem er Jesus als eindrucksvollen Menschen darstellt – ohne deutende Attribute, ohne heroische Taten, ohne interpretierende Begleitfiguren.

Der Mensch schlechthin

Das kleinformatige Christusporträt in der Gemäldegalerie in Berlin ist ein besonders eindrucksvolles Beispiel hierfür. Es misst nur ca. 25 x 21 cm und zeigt Christus als jungen Mann mit schulterlangen, dunklen Haaren und spitz zulaufendem, mittellangem Bart. Es ist ein Brustbild und gibt Christus in leichter Aufsicht wieder, wobei das Gesicht in Dreiviertelansicht zu sehen ist. Der Kopf ist leicht geneigt und schaut nach links; der Blick ist vom Betrachter abgewandt. Jesus trägt einen braunen Mantel, der in der Mitte der Brust einen Spalt geöffnet ist und ein helles Hemd zeigt. Die Farbe ist in den dunklen Partien dünner aufgetragen, während die hellen Partien vor allem im Gesicht einen pastosen Farbauftrag aufweisen. Der Hintergrund zeigt eine deutliche Aufhellung zur rechten oberen Bildecke

hin; dies ist das einzige Element des Bildes, das auf eine gewisse Sakralität hin interpretiert werden könnte, denn es könnte als Reminiszenz eines Heiligenscheins verstanden werden.

Ansonsten ist das Gemälde aber frei von äußeren Bildelementen, die auf die Göttlichkeit Christi hin deutbar wären. Rembrandt zeigt uns keinen Wunder wirkenden Heiland, keinen visionären Propheten, keinen leidenden Gottesknecht. Er zeigt uns – einen Menschen! Nicht mehr und nicht weniger.

Doch ist dies nicht irgendein Mensch. Dieses beseelte Antlitz, diese edle Physiognomie, diese in sich hineinhorchende innere Haltung scheinen aus diesem Menschen den Menschen schlechthin zu machen, den Menschen, wie Gott ihn bei der Schöpfung gedacht hat. Einen biblischen Beleg dafür, dass wir Christus so verstehen dürfen, finden wir im Kolosserhymnus: „alles ist durch ihn und auf ihn hin geschaffen“ (Kol 1, 16c).

Ein konkretes Porträt

Dabei wissen wir, dass Rembrandt dieses Gesicht nicht vor der Staffelei sitzend erfunden hat. Er hat nach lebenden Modellen gearbeitet. Diese fand er in seiner Familie, aber auch auf den Straßen von Amsterdam. Man vermutet, dass der junge Mann, der ihm für dieses Bild als Modell gedient hat, ein Mitglied der großen jüdischen Gemeinde in Amsterdam war. Sein Gesicht taucht auch in anderen Christusporträts auf. Nach der Verbannung der Juden aus Spanien ließen sich viele von ihnen in den relativ toleranten Niederlanden nieder und integrierten sich gut in die dortige Bevölkerung. Wirtschaft und Handel florierten dort. Rembrandt scheint zuvor mit Vorurteilen gegenüber Juden behaftet gewesen zu sein, denn sie dienten ihm zunächst vor allem als Modelle für negative Darstellungen (z. B. als Hohepriester im Zusammenhang der Verurteilung Jesu). Vielleicht durch die persönliche Bekanntschaft mit Juden in seiner Nachbarschaft änderte sich dies jedoch, und er porträtierte Juden

auch als positiv verstandene Personen, ja eben sogar als Jesus Christus selbst – der zweifellos ein Jude war.

Die porträthaften Züge eines ganz konkreten Menschen sind sogar so stark, dass dieses Bild in der Geschichte nicht immer als Christusbild erkannt wurde, sondern auch „Bildnis eines jungen Mannes mit langen Haaren und braunem Mantel“ betitelt wurde. Dabei wurde nicht erkannt, dass Rembrandt sich sehr wohl am klassischen Christusbild orientiert hat, das seit dem 4. Jahrhundert in der christlichen Kunst zu finden ist (vgl. z. B. die Christusikone vom Sinai, MAGNIFICAT 2/2018). Dazu gehören die langen, dunklen Haare ebenso wie der dunkle, spitz zulaufende Bart, die eingefallenen Wangen und die hochgezogenen Augenbrauen; besonders aber die Asymmetrie des Gesichts, die durch die Drehung des Kopfes noch verstärkt wird.

Der hörende Gott

Doch schauen wir noch einen Augenblick in dieses beeindruckende Gesicht, das mit hellen Farben aus dem Dunkel der umgebenden Haare herausgeschält wird (Rembrandt war ein Meister des Chiaroscuro, der seine Figuren gerne aus dunklen Hintergründen herausarbeitete, um sie besonders zur Geltung zu bringen; in dieser Kunst ging ihm Caravaggio voraus, vgl. MAGNIFICAT 9/2018).

Dieses Gesicht schaut uns nicht an, und trotzdem haben wir nicht das Gefühl, dass diese Person sich nicht für uns interessiert. Sie ist uns zugewandt. Dieses Gesicht ist edel. Es ist der ideale Mensch, der uns hier entgegentritt. Auf den ersten Blick scheint die Göttlichkeit Christi hier nicht thematisiert zu sein, doch wenn wir genau hinschauen, sind hier Göttlichkeit und Menschlichkeit in einem zu sehen. Im zutiefst Menschlichen offenbart sich das Göttliche.

Und gerade weil Christus hier zutiefst menschlich gezeigt wird, ist er für uns Betrachter so nahe, macht uns anschlussfä-

hig und erschließt uns sein Gottsein. Dieses Gesicht wirkt so ruhig und meditativ. Konzentriert schaut er jemanden an, den das Bild nicht zeigt. Er hört zu. Bevor er spricht, hört er zu. Es ist das Bild eines hörenden Gottes. Und durch seine Zuwendung, durch die Gegenwart Gottes inmitten des Menschlichen, des Allzumenschlichen, des Leidens und des Todes, ist es das Bild eines tröstenden Gottes.

Heinz Detlef Stäps

Die Kinder und die Gotteskinder

Ein Impuls aus altkirchlicher Theologie

In den Sommersemesterferien jobbten meine Schwester und ich in den Bonner Universitätskliniken, ich in der Chirurgischen Klinik im Tag-und-Nacht-Pfortendienst, Dorothee im Kreißsaal der Universitäts-Frauenklinik. Lernen fürs Leben. In einem jener Sommer wurde ich krank, ein HNO-Infekt mit hohem Fieber. Unsere Tante Lis war zu Besuch bei unseren Eltern und sie brachte mir ein Glas heißer Milch mit Honig ans Bett. Mit leichten, fast tänzerischen Handbewegungen, es erinnerte mich an ihr Klavierspiel, rührte sie den Honig ein. Ich war das offenbar nicht so gewöhnt, es hat sich mir eingeprägt.

Milch und Honig in der Taufeucharistie

In der Alten Kirche waren Täuflinge in der Regel erwachsene Menschen, mit einer gehörigen Lebensgeschichte auf dem Rücken. In der Eucharistiefeier, die auf den Taufakt folgte, wurde diesem gestandenen, vielleicht auch vom Leben erschöpften Mann und dieser lebenserfahrenen, gewiss auch vom Leben verehrten Frau vor Augen geführt, dass sie nun nicht allein Gottes himmlische Elternschaft, seine barmherzige Vaterschaft, sondern damit auch Anteil am ewig-jungen, paradiesischen Leben erhielten. Zum Zeichen dafür durften sie nicht nur das konsekrierte Brot und den verwandelten Wein verzehren, sondern auch die benedizierten Gaben Milch und Honig. Wie die Milch galt auch der Honig als die Speise der Unsterblichkeit und der ewigen Jugend. Christus selbst wurde mit dieser Honigspeise identifiziert. „Nimm die honigsüße Speise des Heilands der Heiligen, iss mit freudigem Hunger“, heißt es in einer griechischen Inschrift aus Autun. Folgt man altkirchlichen Zeugen, so sang man vor dem Kommunionempfang den Psalmvers: „Kostet und

seht, wie süß (suavis) der Herr ist“ (Ps 33,9 nach der Zählung der Vulgata, vgl. Einheitsübersetzung 34,9).

Der Geschmack der Kindheit

„Milch und Honig“ – heute heißen auch Flüssigseifen und Duschgels so. Sich selbst wohlwollen, mit Leib und Seele, mit Haut und Haar. Mit mütterlicher, elterlicher Liebe das eigene Selbst ansehen, annehmen, stärken, bestärken. Ein Hauch von Kindheit, von frühem Umsorgtsein. Eine Erinnerung an kindliches Riechen, Spüren und Schmecken. In alttestamentlicher Tradition drücken Milch und Honig göttliche Fülle aus. Himmlisches Wohlwollen für die Israeliten, denen das verheißene Land Kanaan von Milch und Honig überfließen werde (Ex 3,8.17 und öfter). Milch und Honig, damit knüpfte das Judentum auch an die griechische Vorstellung an, der zufolge sich die Menschen des Goldenen Zeitalters von Milch und Honig ernährt hatten. Dafür musste kein Tier getötet und keine Pflanze geerntet werden. Milch und Honig sind Nahrungsmittel der glücklichen Urzeit. Sie sind paradiesische Nahrungsmittel, reine Speisen, Lebens-Mittel ins wundersam verjüngte, ja ins ewige Leben.

Der Taufritus als Ort der Kindwerdung

Vor der Taufeucharistie ist der Taufritus als Ort der Verjüngung und Kindwerdung bedeutsam. Diese fundamentale, in Mittelalter und Neuzeit liturgisch breit rezipierte christliche Vorstellung geht auf die altkirchliche Tauftheologie zurück. Es lassen sich eine Fülle von altkirchlichen Traditionen aufzeigen, die den Gedanken der geistlichen Verjüngung und Kindwerdung im Kontext der Taufe – und der Taufeucharistie – zum Ausdruck bringen.

Weil die Wahrheit in uns ewig jung ist

Besonders Klemens von Alexandria († 216/217) erkennt die Christen als „Kinder“, die in der Taufe ein neues, nicht alterndes Leben geschenkt bekommen. „Wir besitzen die nicht alternde Jugend (...), denn neu müssen die sein, die an dem neuen Logos Anteil erfahren haben.“ Und er fährt fort: „Was an der Ewigkeit Anteil bekommen hat, pflegt dem Unvergänglichen ähnlich zu werden, sodass für uns die Benennung mit dem Kindesalter den Frühling des Lebens bedeutet, weil die Wahrheit in uns ewig jung ist.“ Klemens nennt den göttlichen Sohn schließlich das „vollkommene Kind“, das uns durch sein Wohnen in unserem Herzen zu „unschuldigen Kindern“ werden lässt. Und der Kirchenvater findet zu der Spitzenaussage, „dass alle, die sich mit der Wahrheit beschäftigen, bei Gott Kinder sind“.

Die Kinder sind wir

Klemens reflektiert ausgiebig die Frage, wen das Neue Testament eigentlich als Kinder bezeichnet, und entfaltet so seine Grundüberzeugung: „Die Kinder sind wir.“ Und er füllt diese Metapher sogleich mit Leben. „„Meinen Dienern“, so steht geschrieben, ‚wird ein neuer Name gegeben werden‘ (mit dem neuen Namen meint er das Ungebrauchte und Ewige, das Reine und Einfältige und Unmündige und Wahre), der auf der Erde wird gepriesen werden.“ Der neue Name der Diener Gottes ist aber: das Kind. „Wir heißen Kinder Gottes, und wir sind es“, so grundlegend der erste Johannesbrief (1 Joh 3, 1).

Keine religiöse Spielart des Jugendwahns

Der bedeutende altkirchliche und vor allem bei Klemens von Alexandrien lebendige Leitgedanke: Christwerdung als Kindwerdung, ist nicht die religiöse Variante des gerade heute grasierenden Jugendwahns. Die Gotteskindschaft ist eine pneuma-

tische, eine vom Geist gewirkte Kindschaft; der Taufbrunnen ist kein Jungbrunnen im Sinne des Schlaraffenlandes – oder der Verheißungen unserer Kosmetik- und Anti-Aging-Industrie.

Keine Infantilisierung der Gläubigen

Die Rede von der geistlichen Gotteskindschaft zielt ebenso wenig auf ein Kleinhalten der Gläubigen zugunsten patriarchaler Macht von Theologen und Hierarchen. Ausdrücklich geht es hier nicht um Unterwerfung unter selbsternannte Väter. Die christliche Kindschaft befreit vielmehr von ihr. Klemens von Alexandrien betont: „Kinder sind in Wirklichkeit die, die Gott allein als Vater kennen.“ Gotteskindschaft „relativiert“ und überwindet letztlich alle Menschen auf- oder abwertenden Differenzen, alle das eine Menschsein und das eine Christsein spaltenden Stufungen, nach Lebensalter und Geschlecht, nach Stand und Stellung, Rang und Namen, Geld und Geltung, weil sie alle und alles in Beziehung („Relation“) setzt zum unbegreiflichen göttlichen Erbarmen.

Susanne Sandherr

Vom Findelhaus zur Babyklappe

Folgt man den Quellen, so war der Antike eine uneingeschränkte Wertschätzung des Kindes unbekannt. Den Christus-Gläubigen hingegen legte sich die Wertschätzung des Kindes und damit der Einsatz für Kinder von Anfang an nahe. Jesus hatte Kinder als „Modell“ der Gotteskindschaft in die Mitte der um ihre Größe im Himmelreich streitenden Jünger gestellt. Er hatte diese Kinder auch umarmt, ihnen die Hände aufgelegt und sie gesegnet (Mt 19, 13–15; vgl. Mk 10, 13–16; Lk 18, 15–17 und 18, 3).

Durch das Liebesgebot herausgefordert

Zum Schutz der Kinder wussten sich die Christen durch Jesu radikales Zugehen auf die Kleinen und Schwachen verpflichtet. Kinderschutz galt früh als eine Realisierung des biblisch zentralen Liebesgebotes, die die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe wahrte. Der Schutz der Fremden und die Sorge um die Hilf- und Wehrlosen einer Gesellschaft, somit auch um die Kinder, werden zu Erkennungszeichen der christlichen Gemeinde über die Binnensolidarität hinaus; in der griechisch-römischen Welt ein Novum. Wie Frauen, alte Menschen und Sklaven und Sklavinnen führten Kinder eine Existenz am Rande; je jünger das Kind war, umso mehr.

Väterliche Gewalt

Das römische Familienoberhaupt, der „pater familias“, war mit der „patria potestas“ ausgestattet, der väterlichen Macht. Seit der mittleren Republik umfasste sie vor allem die ehelichen Kinder sowie deren legitime Nachkommen. Ihnen gegenüber durfte der pater familias fast uneingeschränkt schalten und walten, er war Herr über Leben und Tod. Er konnte züchtigen, sogar töten, Neugeborene aussetzen, Kinder beliebigen Alters verkaufen, verpfänden oder Dritten zu Dienstleistungen überlassen. Das väterliche Recht über Leben und Tod und das Recht zur Kindesaussetzung wurden erst unter Valentinian I. († 375 n. Chr.) abgeschafft.

Aussetzung und Verkauf von Kindern

Die Kindesaussetzung traf bei gesunden Kindern vor allem Mädchen, was auf die Geringschätzung des weiblichen Geschlechts und auf den ökonomischen Zwang zurückweist, Mädchen mit einer „Aussteuer“ zu versehen. Die ausgesetzten Mädchen wurden häufig von männlichen und weiblichen Zuhältern aufge-

zogen und prostituiert. Ungeachtet der kaiserlichen Bemühungen, Aussetzung und Versklavung von Kindern zu unterbinden, verkauften in der römischen Kaiserzeit aus wirtschaftlicher Not Eltern auch freie Kinder. Beschränkt wurde die väterliche Macht in nachklassischer Zeit maßgeblich durch das Christentum: Zahlreiche Stimmen der Alten Kirche sprechen sich nachdrücklich gegen die Vernachlässigung von Kindern und gegen die Verschleppung ausgesetzter Kinder aus, die ein begehrtes Handelsobjekt auf den Sklavenmärkten des Mittelmeerraums waren.

Das Verbot der Kindstötung

Das römische Recht kannte den speziellen Tatbestand der Kindstötung nicht. Allein die Mutter konnte sich des Kindsmordes schuldig machen, während der Vater weitreichende Möglichkeiten hatte, sein Kind legal ums Leben zu bringen. Die Christen vertraten, anders als die lückenhaften und ambivalenten römischen Schutzvorschriften, kompromisslos das Verbot, Kinder zu töten. Die entschiedene christliche Lebensbejahung und der Einsatz für das Leben der fast rechtlosen Kinder setzte sich im Frühmittelalter fort und sollte sich bis in die Neuzeit hinein als bahnbrechend erweisen. Die neutestamentliche Wertschätzung der Kinder und das Motiv der Gotteskindschaft waren ihr ein kraftvoller Motor. Nachdem im 17. Jahrhundert Kindstötung, nun vor allem durch die Mutter, verschärft verfolgt und geahndet worden war, lenkte das Vergehen ab 1770 das kirchliche und gesellschaftliche Augenmerk auch auf die grausamen Lebensbedingungen unverheirateter Mütter; erinnert sei hier nur an den Reformpädagogen Johann Heinrich Pestalozzi.

Private christliche Hilfe für Waisenkinder

In der antik-paganen Umwelt wird Verlassenheit und Schutzlosigkeit mit dem Waisenstatus assoziiert. Im Römischen Reich

lebten Waisen nicht in völliger Rechtlosigkeit, doch die Möglichkeiten von Verwandten und Amtsträgern, geltendes Recht zu umgehen, waren groß. In Fortsetzung biblischer und frühjüdischer Traditionen traten die Christen nun für die Waisen ein. Die ersten Schutzmaßnahmen wie Spenden und Vermittlung von Waisen in christliche Familien waren privater Natur. In der Stadt Trier, ein Beispiel unter vielen, waren vor Kirchentüren marmorne Becken angebracht, in die arme Frauen ihre Kinder legen konnten, die dann über den Bischof an christliche Familien vermittelt wurden. Die Not jedoch war übergroß.

Einrichtung von Findelhäusern

Ab dem vierten Jahrhundert finden sich im Osten des Reiches Belege für die Einrichtung von Waisenhäusern, während der Westen noch keine nach unterschiedlichen Gruppen von Bedürftigen ausdifferenzierte Caritas kannte. Das erste westliche Findelhaus wurde 787 in Mailand von einem Kleriker gegründet. Bis die Kinder mit sieben Jahren entlassen wurden, wurden sie hier in einem Handwerk unterwiesen, das ihnen ein Leben in Freiheit ermöglichen sollte.

Eine frühe Baby-Klappe

Das von Papst Innozenz III. († 1216) gegründete römische Hospital Santo Spirito schrieb Findelhaus-Geschichte. Im Eingangsbereich befand sich eine Drehlade, die „torna ruota“, ein drehbarer, halb offener Holzzylinder, der es erlaubte, unerkant ein Kind darin abzulegen. Auf ein Glockenzeichen drehte die Schwester die „torna“ im Inneren des Hauses, um das Kind aufzunehmen. Diese Drehlade wurde über viele Jahrhunderte hinweg nachgeahmt – bis zum Modell der „Babyklappe“ in unserer Zeit. Doch auch wo die „torna“ bei der Aufnahme von

Neugeborenen keine Anwendung fand, wurde stets die Anonymität von Mutter oder Vater gewahrt.

Vertrauensbruch

Betrachtet man den bedeutenden Beitrag aus christlichem Geist zum Schutz der Kinder, so schmerzen die Abgründe des Vertrauensbruchs durch Kindesmissbrauch in der Kirche umso mehr. Zeit, sich dankbar auf die Anfänge zurückzubesinnen und verlorenes Vertrauen beherzt und in Demut zurückzugewinnen.

Susanne Sandherr

Du Kind, zu dieser heiligen Zeit

Weihnachtliche Störgeräusche

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 21 f.

Jochen Klepper, evangelischer Theologe, Journalist und Schriftsteller, geboren 1903 im niederschlesischen Beuthen an der Oder, gestorben 1942 in Berlin, vollendete wenige Tage vor dem Weihnachtsfest des Jahres 1937 drei Weihnachtslieder. Weihnachten war für Klepper stets das wichtigste Fest gewesen; in seinen Tagebüchern notierte er Jahr für Jahr, wie er es in den Gottesdiensten erfahren und im häuslichen Kreis begangen hatte. Sechs seiner 18 dem Kirchenjahr zugeordneten Liedtexte sind dem Christfest gewidmet.

Der Vater

1937 war für Jochen Klepper ein zweischneidiges Jahr; es war einerseits das Jahr des lange vergebens erhofften literarischen

Durchbruchs. Kleppers Roman „Der Vater“ über den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. wurde ein alle Erwartungen übertreffender Erfolg. Der preußische Herrscher, der sich und sein Handeln vor Gottes Angesicht weiß, sollte zudem ein kritischer Spiegel für das gott-lose „Dritte Reich“ sein. Erkenne dich selbst! Das Regime blickte jedoch nur in einen schmeicheln-den, bestätigenden Spiegel, der Roman wurde Pflichtlektüre für die Offiziere der Wehrmacht. Und der abgesetzte Kaiser sandte Dankesworte aus dem Exil.

Der Sohn

Zugleich ist „Der Vater“ wohl auch der ungeschriebene Roman „Der Sohn“, ein Versuch des Autors, den eigenen Vater-Sohn-Konflikt literarisch zu verarbeiten. Jochen Klepper, Pfarrers-sohn, Theologiestudent ohne universitären Abschluss, religiöser Sozialist mit SPD-Parteibuch, hatte sich nach und nach als Journalist und Schriftsteller etabliert und 1931 eine hochkultivierte, wohlhabende Witwe, Mutter zweier junger Töchter, geheiratet. Für Jochen Klepper ein bedeutender Schritt in eine von innen und außen stabilisierte bürgerliche Existenz, ein großer Schritt auf den Vater zu; eine von Kleppers deutsch-nationalem Vater jedoch stark missbilligte Verbindung: mit einer Jüdin.

Zeitgeschichte und Lebensgeschichte

Das Jahr 1937 erweist sich für Jochen Klepper als ein Jahr, in dem Zeitgeschichte und persönliche Lebensgeschichte bedrohlich kollidierten. Da ist die Woge der Zustimmung zum Roman, da ist aber auch Kleppers Ausschluss aus der Reichsschrifttumskammer und somit das Berufsverbot. Er sei „nicht geeignet [...], durch schriftstellerische Veröffentlichungen auf die geistige und kulturelle Entwicklung der Nation Einfluss zu nehmen“. Etwas kürzer gesagt: „Ehefrau Jüdin“. Mühsam erreicht Klepper Son-

dergenehmigungen, die Druckerlaubnis für jedes einzelne und noch für das kleinste literarische Produkt ist jeweils neu zu beantragen. Quälendes Warten wird für ihn ab Oktober 1937 zur Regel. In dieser Wartezeit vollendet er die drei Advents- bzw. Weihnachtslieder „Sieh nicht an, was du selber bist“ (17. Dezember), „Die Nacht ist vorgedrungen“ (18. Dezember, GL 220, EG 16) und schließlich „Du Kind, zu dieser heiligen Zeit“ (20. Dezember), das den ganzen Christusweg in den Blick nimmt (GL 254, EG 50, RG 415).

Weihnachts-Kyrie

Die Überschrift, die der Dichter seinem Lied gab, lautete: „Weihnachts-Kyrie“. Die ersten vier Strophen, im „Gotteslob“ fehlt die ursprüngliche vierte Strophe, schließen mit „Kyrieleison“, bei Klepper „Kyrie eleison“, ab. Kleppers Lied nimmt so mehrfach das liturgische Kyrie auf, das in den Berliner Gottesdiensten seiner Zeit weniger als Huldigungsruf denn als mit einem Sündenbekenntnis verbundener Ruf aus der Tiefe verstanden wurde. Die Schlussstrophe endet nicht mit „Kyrie eleison“, sondern mit „Hosianna“, vermutlich in der ursprünglichen Bedeutung: „Herr, hilf doch!“

Denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge

Die erste und letzte Strophe umschließen die drei bzw. zwei (GL) inhaltlich zusammengehörenden Strophen. An Weihnachten beginnt die Passion. Dem Liedtext stellt der Dichter Worte aus der Weihnachtsgeschichte voran. „Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.“ (Lk 2,7) Die Stichworte Windeln, Krippe, kein Raum werden in den Strophen 2–4 aufgenommen und entfaltet. Das Weihnachts-Kyrie gilt dem Kind, das im armseligen Stall liegt

(2), nicht weich gebettet und ohne sanftes Wiegenlied (4), ein Menschenkind im Elend (3). Vermutlich darum hat der Dichter den ursprünglich gewählten christologischen Hoheitstitel – „Du Gottessohn“ – in die einfache Anrede geändert: „Du Kind“. In den ersten beiden Zeilen folgen die Strophen 2–4 dem gleichen Duktus; zwischen dem Feiern der Welt und dem Geschehen in Betlehem, dem Geschick des zu Betlehem Geborenen, besteht ein unüberbrückbarer Gegensatz.

Freudenlicht und Freudenhall

Ja, die christliche Feier der Geburt des Gottessohnes ist „in dieser heiligen Zeit“ voll Freudenlicht und Freudenhall. Wer aber feiert hier und heute? Die Christenheit? Die Welt? Kleppers Lied denunziert die frohe Feier der Christgeburt nicht, stellt sie aber, angesichts der furchtbaren Nöte der Zeit, unter Vorbehalt, und es mutet den Feiernden den Tod-Ernst von Krippe und Kreuz zu.

Krippe und Kreuz

Mit den Stichworten Kreuz und Grab (2 und 3) wird der Blick auf das künftige Schicksal des Kindes gelenkt. Die Begriffe Urteilsspruch (2), Gericht (3) und Strafe (4) folgen. Ist hier die Rede allein vom Gottessohn und seinem Leidensweg, von all dem, was auf das armselige Krippen-Kind noch zukommen wird? Oder nicht zugleich von mir, von uns? Von meiner Verblendung, Gleichgültigkeit und Gewöhnung, von unser aller Ignoranz und Arroganz?

Zum Gesange weit

In der letzten Strophe artikuliert sich, leise, eine hohe Hoffnung. Die Hoffnung, vom Gemordeten, dem klawertief Begrab-

benen, in sein Auferstehungsleben mitgenommen zu werden; „einst“. „Dann“ wird sich das heute in „Bitterkeit“, vielleicht mehr noch, in Grobheit und Gleichgültigkeit, verengte, das ängstlich-enge, das kleinliche Herz weiten können: zum großen Gotteslob.

Susanne Sandherr

Vater der Bilderbibel: Julius Schnorr von Carolsfeld

Über Generationen hinweg haben die Bilder zur Bibel von Julius Schnorr von Carolsfeld die Vorstellungen über Geschichten und Personen der Bibel geprägt. Schnorr von Carolsfeld gehörte zu den sogenannten „Nazarenern“, einer Gruppe von Künstlern, die sich der christlichen Kunst verschrieben hatten und einen ganz eigenen Stil prägten. Doch mit seiner „Bibel in Bildern“ hat Julius Schnorr von Carolsfeld insbesondere die Christusdarstellungen auf lange Zeit geprägt, und das über Alters- und Konfessionsgrenzen hinweg. Selbst in Hollywood lehnte man sich an die Zeichnungen des Künstlers an, der mit seiner Bilderbibel Geschichte geschrieben hat.

Sohn einer Künstlerfamilie

Julius Veit Hans Schnorr von Carolsfeld wurde am 26. März 1794 in Leipzig geboren. Er entstammte einer Künstlerfamilie, schon sein Vater hatte sich als Porträtmaler einen Namen gemacht. Seinen ersten Kunstunterricht erhielt Julius daher auch bei seinem Vater, und er zeigte großes Talent. 1811 ging Julius nach Wien und studierte an der von Heinrich Füger geleiteten

Kunstakademie. In Wien schloss er Freundschaft mit dem Maler Ferdinand Olivier und lebte mit ihm und seinen Brüdern sowie zwei weiteren Malern zusammen in einer Künstlerwohngemeinschaft. Im Haus der Oliviers trafen sich viele Künstler der Romantik, zu denen auch Friedrich Schlegel, Adam Müller und Joseph von Eichendorff gehörten. Die Maler um Olivier wollten insbesondere die christliche Kunst erneuern und den Stil der alten christlichen Meister in neuer Form in ihre Epoche übertragen. Dabei orientierten sie sich auch an der mittelalterlichen Verbindung von Kunst, Religion und Nation. Um ihr Ideal deutlich zu machen, nannten sie sich „Nazarener“. Im Jahr 1817 unternahm Schnorr von Carolsfeld zusammen mit seinen Malerfreunden eine Reise ins Salzburger Land, wo er einen besonderen Stil der Landschaftsmalerei entwickelte.

Mitglied im „Lukasbund“

Der Ruf der Wiener Maler reichte bis nach Rom, wo sich einige Jahre zuvor bereits um Friedrich Overbeck eine Gruppe von Malern gesammelt hatte, die ähnliche Ideale hatten und in einem verlassenen Kloster in einer Art Künstlerorden lebten. Sie luden die Wiener Maler ein, nach Italien zu kommen und sich ihrem „Lukasbund“ anzuschließen. Schnorr von Carolsfeld folgte dieser Einladung und reiste über Florenz nach Rom, wo er 1818 dem Bund beitrug. In Rom konnte Schnorr von Carolsfeld sich zudem in anderen Techniken probieren und fertigte auch Fresken an, unter anderem im Casino Massimo, das er mit Szenen aus Ludovico Ariostos Epos „Orlando Furioso“ (Der rasende Roland) ausstattete. Er studierte eingehend die alten Meister, insbesondere die Stanzen des Raffael im Vatikan. In seinen römischen Jahren entstand ein großes Konvolut an Zeichnungen mit landschaftlichen und figürlichen Motiven, bekannt sind vor allem die Bildnisse seines „Römischen Porträtbuches“ geworden.

Professor in München

Über einen befreundeten Künstler kam Schnorr von Carolsfeld in Kontakt mit dem bayerischen Kronprinzen Ludwig, der den Stil der Nazarener sehr schätzte. Nach seiner Thronbesteigung im Jahr 1825 berief Ludwig I. Schnorr von Carolsfeld als Professor für Historienmalerei an der Kunstakademie nach München. Schnorr von Carolsfeld nahm den Ruf an, begab sich aber erst 1827 nach seiner Arbeit an den Fresken im Casino Massimo nach München. In München war er maßgeblich an der Ausgestaltung des Residenzneubaus beteiligt und malte im Königsbau einen großen Nibelungenzyklus. Außerdem gestaltete er die drei Kaisersäle im Festsaalbau der Residenz. Der monumentale Mittelalterzyklus mit Szenen aus dem Leben Karls des Großen und Friedrich Barbarossas wurde leider 1944 zerstört. 1846 erhielt Schnorr von Carolsfeld das Angebot, Direktor der Gemäldegalerie und Professor der Akademie in Dresden zu werden. Dort lebte und wirkte er bis zu seinem Tod am 24. Mai 1872.

Bibel in Bildern

In seinen letzten Lebensjahren widmete sich Schnorr von Carolsfeld vor allem der Illustration biblischer Geschichten. 1860 erschien erstmals seine „Bibel in Bildern“, die 240 Illustrationen enthielt und zu einer der beliebtesten Bibelausgaben für Familien wurde. Schnorr von Carolsfeld setzte mit der Bibel, die nur wenige Textpassagen enthielt, seinen lang gehegten Plan um, einen biblischen Bilderzyklus für den Gebrauch in Schulen zu schaffen. Mit seiner Bibel wurde er zu einem der wichtigsten Bibelillustratoren seiner Zeit. Und das im ökumenischen Geist: Obwohl viele Vertreter der Nazarener zum Katholizismus übertreten waren, blieb Schnorr von Carolsfeld sein Leben lang Protestant. Dennoch fertigte er zahlreiche Heiligenbilder und Mariendarstellungen und prägte einen ganz besonderen Stil. Sein Gemälde „Maria mit Kind“ aus dem Jahr 1820, das heute

im Wallraf-Richartz-Museum in Köln ausgestellt ist, gehört zu den bekanntesten Werken dieses Genres aus dem 19. Jahrhundert. Eine reichhaltige Sammlung seiner Bilder ist heute in der Galerie Neuer Meister in Dresden sowie im Belvedere Museum in Wien zu sehen.

Marc Witzenbacher

Liturgisch „erwachsen werden“?

Wenn wir von „erwachsen werden“ im gottesdienstlichen Bereich sprechen, dann geht es nicht um eine Frage des Alters. Denn nicht dieses ist für die Liturgie selbst entscheidend, sondern die Frage, ob man voll in die Kirche aufgenommen ist: also Taufe und Firmung empfangen hat und damit zur Teilnahme an der eucharistischen Kommunion berechtigt ist. Diese „Initiation“ kann zu unterschiedlichen Zeiten im Erwachsenenalter erfolgen, sie kann im Kindesalter über Jahre verteilt geschehen oder wie bei den Ostkirchen komplett im Kleinkindalter vollzogen werden.

Kindheit und Jugend als liturgische Herausforderung

Ansonsten behandelt die Liturgie zunächst einmal alle Getauften gleich. Es ist erst das Resultat der Moderne, ein klares Bewusstsein für die Entwicklungsfähigkeit und -notwendigkeit von Kindern herausgebildet zu haben. Es ist die Neuzeit mit ihren Erziehungs- und Bildungsidealen, die unser heutiges Verständnis des Kind-Seins prägen und von Erwachsenen abgrenzen. Auch jenseits der Frage des Kommunionempfangs ist klar, dass Kinder anders am Gottesdienst teilnehmen als Erwachsene. Für Kinder kann und darf vieles am Gottesdienst wie ein „Spiel“ sein, bei dem es reicht, „mitspielen“ zu können: Lieder mitsingen, einige

wenige Texte (z. B. Vaterunser) kennen oder grundlegende Symbole und Rituale (Kreuzzeichen) mitvollziehen.

Es war die Durchsetzung muttersprachlicher Gottesdienste, die neue Herausforderungen für die Mitfeier von Kindern stellte. Mit dem „Direktorium für Kindermessen“ (1973) sind Freiräume für die Feiern geschaffen worden, die eine Auswahl und Kürzung von Elementen (z. B. den Lesungen) unter Beibehaltung der Grundstruktur zulassen. Hinzu kommen eigene Eucharistiegebete für die Messfeiern mit Kindern (1974), die das eucharistische Geschehen in einer kindgemäßen Sprache ausdrücken und mit Akklamationen eine intensivere Teilnahme ermöglichen. Allmählich soll so die tiefere Begegnung mit diesem Jesus aus Nazaret in den biblischen Verkündigungen und (ab der Erstkommunion) im eucharistischen Mahl möglich werden.

In einem höheren Schulalter erwarten wir, dass Jugendliche selbst zu diesem Glauben Stellung nehmen und den Gottesdienst auch inhaltlich mitvollziehen können, was sich in der Firmung (auf evangelischer Seite in der Konfirmation) ausdrückt. Wege dahin können selbst (mit-)gestaltete Gottesdienste sein, die etwa in Form von Frühschichten primär auf die eigene, für diese Phase so wichtige Altersgruppe abzielen können. Schon in diesem Alter fallen die Unterschiede in Frömmigkeit, deren Ausdrucksformen und in liturgischen Vorlieben auf. Es ist dann ein – vielleicht schon ganz wesentlicher – Schritt in Richtung einer erwachsenen Feier des Gottesdienstes, diese Unterschiede und Divergenzen, die auch zu Spannungen führen, auszuhalten und positiv bewerten zu können.

Die Fähigkeit zur liturgischen Teilnahme als Herausforderung

Jenseits dieser altersmäßigen Entwicklung muss noch eine Art von „liturgischer Mündigkeit“ in den Blick kommen, die sich so nicht in amtlichen Dokumenten findet. Denn die Forderung der Liturgiekonstitution des Konzils nach „aktiver Teilnahme“

aller Gläubigen am Gottesdienst enthält einen Maßstab, der den Wunsch nach „liturgischer Bildung“ auslöst. Die Forderung nach liturgischer Bildung resultiert aus der Erkenntnis, dass Christus auch in den Gläubigen in der Liturgie präsent ist (SC 7) und diese priesterliche Funktion ausüben (SC 10). Selbst wenn das Konzil und die nachfolgenden Dokumente in Bezug auf die Liturgie vorrangig die Gläubigen als Gemeinschaft im Blick haben, ist letztlich die besondere theologische Würde des Einzelnen angesprochen, das heißt, es steht auch jeder Einzelne vor der Aufgabe liturgischer Bildung.

Dies meint nicht, dass nun alle Gläubigen regelrechte Fachleute der Liturgie sein müssten, sondern ein Grundvermögen entwickeln sollten, sich im Gottesdienst zurechtzufinden. Gerade jenseits der Eucharistiefeier, die noch immer die Norm des regelmäßigen Gottesdienstes am Sonntag darstellt, gehen die liturgischen Bücher selbstverständlich von einer kompetenten Leitung aus, die Orientierung und Teilnahme ermöglicht.

„Liturgische Mündigkeit“ bezeichnet meines Erachtens letztlich auch kein Wissen, sondern etwas, das jeder Einzelne für sich ausbilden muss. Sicher erleben Sie bisweilen im Gottesdienst, dass Ihnen auf einmal etwas Neues aufgeht, wenn Sie z. B. neue Bezüge zwischen Gebeten und Schriftlesungen entdecken. Vielleicht geht Ihnen durch eine Predigt ein ganz neuer Aspekt eines Festes oder einer Perikope auf. Vielleicht „stolpern“ Sie über eine Stelle in einem Lied, die sich jetzt erst durch eine neu gewonnene Lebenserfahrung erschließt. Aufgrund gemachter freudiger oder auch leidvoller Erfahrungen können liturgische Texte auf einmal eine ganz neue Tiefe und Bedeutung erhalten. Genau um die Offenheit für solche Erfahrungen geht es.

Prozesshaftigkeit liturgischer Bildung

Liturgische Bildung ist – wie jede Bildung – nicht etwas zu einem Zeitpunkt oder mit einem Zeugnis Abgeschlossenes, son-

dern ein lebenslanger Prozess. Liturgisches „Erwachsensein“ bedeutet die ständige Bereitwilligkeit, in der Feier des Gottesdienstes Neues zu ergründen, zu erkennen und zu erfahren. Und zugleich geht es um die innere Bereitschaft, die je eigene Gottesbeziehung in den Gottesdienst einzubringen. Wie als Kind bleibt weiterhin wichtig, das Spielerische, das Ritual, die Wiederholung mitzuvollziehen, auszukosten. Fatal und keineswegs „erwachsen“ wäre es, die rituelle, wiederholende Dimension in Wissen auflösen und dann auf Erstere verzichten zu wollen. Denn es geht nicht um Intelligenz oder Intellektualität, sondern um Vertiefung durch Einübung.

Wie bei jeder Übung gibt es auch „Rückschläge“, gibt es Phasen (etwa Krankheit oder Lebenskrisen), in denen ich mich nicht so gut auf die Tiefe der Liturgie einlassen kann, sondern mich eher vom Ritual getragen fühle. Solange ich mich auf dem Getragensein nicht „ausruhe“, ist genau dies „erwachsen“!

Friedrich Lurz

Welttag der Kranken

Am 11. Februar 2019 wird der Welttag der Kranken begangen. Papst Johannes Paul II. hatte den Tag 1993 eingeführt. An diesem Tag soll an alle kranken Menschen gedacht und für sie gebetet werden. Auch die Menschen, die sich in ihrem privaten Umfeld, beruflich oder ehrenamtlich für kranke Menschen einsetzen, stehen im Blickfeld dieses Gedenktages. Zudem bietet der Tag die Gelegenheit, sich mit dem Thema Krankheit auf vielfältige Weise auseinanderzusetzen. Im Petersdom feiert der Papst einen Gottesdienst, in dem er für alle kranken Menschen betet und zu diesem Tag eine Botschaft an die Welt richtet. Der Welttag der Kranken fällt jedes Jahr auf den Gedenktag Unserer Lieben Frau in Lourdes.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

März 2019

Heimat
Identität

Fürchte dich nicht,
denn ich habe dich ausgelöst,
ich habe dich beim Namen gerufen,
du gehörst mir!

Buch Jesaja – Kapitel 43, Vers 1

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

ZUM TITELBILD

Maria der Verkündigung

Antonello da Messina, 1474–76,
Tempera und Öl auf Holz,
Galleria Regionale della Sicilia, Palermo,
© bpk | Scala

Antonello da Messina war einer der herausragenden Maler der italienischen Frührenaissance. Er wurde um 1430 in Messina geboren und starb dort 1479. Seine Ausbildung erhielt er wahrscheinlich in Neapel, wo er auch mit der flämischen Malerei in Kontakt kam, die ihn nachhaltig prägte. Entscheidend trug er zur Verbreitung der Ölmalerei in Italien bei. Zumindest eine Reise führte ihn 1475/76 nach Venedig, wo er an größeren Aufträgen arbeitete. Die Lichtregie seiner Bilder, ein detailbezogener Realismus, eine psychologische Interpretation seiner Figuren ins Verhältnis gesetzt zu einer nüchternen Räumlichkeit zeichnen seine Malweise aus.

Um 1475, also gegen Ende seines Lebens, wird die Annunciata aus Palermo angesetzt. Eine Vorfassung, die Maria weit weniger streng und mit gekreuzten Händen ins Bild rückt, ist in der Alten Pinakothek in München erhalten. Eine dritte Fassung, die unserem Titelbild sehr ähnlich ist und lange Zeit als authentisch galt (Gallerie dell'Accademia, Venedig), wird heute als eine durch Antonello de Saliba, einem Neffe und Schüler von Antonello da Messina, angefertigte spätere Kopie eingeordnet. Beide Parallelwerke zeigen einen schmalen goldenen Reif als Heiligenschein. Dieser wurde auf der palermitanischen Tafel bei einer Restauration 1940/41 als spätere Hinzufügung eingeordnet und entfernt. Die Tafel zeigt leider einige Beschädigungen.

Wie in vielen Darstellungen der Verkündigungsszene wird Maria auf unserem Titelbild gezeigt, wie sie in der Bibel liest. Der Anruf Gottes überrascht sie bei der Beschäftigung mit Gottes Wort. Es fehlt jedoch der Engel. Maria ist dem Betrachter zugewandt.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Haben Sie unser Titelbild schon auf sich wirken lassen? Was macht es mit Ihnen? Nichts? Lesen Sie Detlef Stäps' Erschließung dieses Meisterwerks – Sie werden verblüfft sein. Im 15. Jahrhundert hat ein italienischer Maler genial ins Bild gesetzt, was uns Menschen als personale Wesen ausmacht: miteinander Kontakt aufnehmen, in Beziehung treten zu können. Diese Fähigkeit hat zutiefst mit der Frage zu tun: „Wer bin ich eigentlich?“ Antwort finde ich z. B. über bestimmte Merkmale, etwa Sprache, Hautfarbe, Religion, den Namen in meinem Ausweis. All diese Eigenschaften gehören zu mir – und bleiben mir doch äußerlich. Innerlich ist mir, wenn ich all das weiß, noch längst nicht klar, wer ich bin. Das geht mir erst auf, wenn ich dem Anderen begegne, wenn ein Mensch mit mir Verbindung aufnimmt. „Der Mensch wird am Du zum Ich“, sagt der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber.

Ob sich das auch in größerem Maßstab so denken lässt? Sodass Völker fähig werden, die eigene Identität anders zu bestimmen als durch Merkmale, die sie von „den anderen“ unterscheiden? Ich finde die europäische Einigung beispielhaft. Sie wurde zunächst von Einzelpersonen getragen, die aus Verantwortung für das Ganze aufeinander zugegangen sind. Später dann wurden durch Städtepartnerschaften oder das Studierendenprogramm Erasmus viele Europäerinnen und Europäer strukturell darin einbezogen. Ich bin überzeugt: Wir werden unser nationales kulturelles Erbe in diesen großen Austausch einbringen, sodass wir voneinander lernen und uns gemeinsam weiterentwickeln. Und wir werden, die Einzelnen füreinander, auch über Europas Grenzen hinweg Verantwortung übernehmen, weil wir uns wichtig geworden sind. Neu sind diese Gedanken nicht; schon das Buch Rut erzählt lange vor Christi Geburt davon, wie die Moabiterin Rut für ihre Schwiegermutter Noomi einsteht.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Du Begnadete

Lk 1,26–38

Wenn wir am 25. März das Hochfest der Verkündigung des Herrn feiern, dann gedenken wir der Menschwerdung Gottes, die durch die Antwort Marias: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es gesagt hast“ (Lk 1,38) auf die Ankündigung des Engels Gabriel erst möglich wurde. Wir sind es gewohnt, diese Szene mit zwei Personen bebildert zu sehen: mit Maria, die meistens sitzt oder auf einem Betschemel kniet, die aufgeschlagene Bibel vor sich liegend, und dem Engel Gabriel, der als himmlischer Bote gezeigt wird, vom Himmel herabsteigend, oft mit noch wehendem Gewand, einen Botschafterstab oder eine weiße Lilie als Zeichen der Jungfräulichkeit der Gottesmutter in der Hand. Antonello da Messina bricht mit diesen Vorstellungen radikal. Er stellt uns nur eine Person vor Augen: Maria. Doch an ihr lässt sich das gesamte Geschehen ablesen.

Vom Maler komponiert

Maria ist frontal zu sehen. Vor ihr ist ein Holztisch gerade noch mit der Oberkante ins Bild gebracht. Darauf steht ein hölzernes Lesepult mit einer halbrunden Aussparung an der Seite, einer Leiste zur Buchstütze vorne und hinten zwei gotischen Öffnungen, die man Nonnenköpfe nennt. Tisch und Lesepult stehen aber leicht schräg im Raum, sie sind nicht bildparallel gezeigt. Daran erkennen wir, dass die hinter dem Tisch sitzende (?) Maria ebenfalls leicht schräg im Raum platziert ist. Ihre rechte Schulter ist dem Betrachter näher als die linke und auch der Kopf ist leicht nach links (von ihr aus gesehen) gedreht.

Fast der gesamte Oberkörper der zukünftigen Gottesmutter ist von einem großen blauen Kopftuch bedeckt, das lediglich

das Gesicht, den Hals bis zum Saum eines roten Kleidungsstücks und die Hände ausspart. Dieses Kopftuch verleiht dem Bild eine große Strenge, zumal es (im Gegensatz zur Kopie in Venedig) nur sehr sparsame Stofffalten zeigt. Es fügt die Figur in eine große Dreieckskomposition ein, deren Mittelachse exakt von der Verbindungslinie zwischen der vorderen Tischecke (unten) und der mittleren Falte im Kopftuch über der Stirn (oben) gebildet wird. Der Nasenrücken und die Mitte des Mundes liegen wegen der erwähnten Drehung des Kopfes leicht rechts von dieser Linie.

Mit der Linken hält Maria das Tuch vor der Brust zusammen, mit der Rechten greift sie in den Raum aus. Meisterhaft sind Gesicht und Hände perspektivisch dargestellt und spiegeln die Stofflichkeit der Haut wider. Licht und Schatten modellieren das Gesicht auf sehr sanfte Weise und machen es äußerst ausdrucksstark.

Eine Frau mit Ausstrahlung

Maria ist hier als eine junge Frau dargestellt, die in sich ruht. Ein Erschrecken über die Botschaft des Engels ist höchstens in der ausgreifenden Geste der rechten Hand zu erkennen. Diese ist zwar nicht abwehrend gezeigt, aber vielleicht doch etwas abwartend („Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“, Lk 1, 34). In jedem Fall nimmt sie mit dieser Geste jedoch Kontakt auf zum vor ihr stehend gedachten Engel und somit auch zum Betrachter. Denn der Blick der Jungfrau ist nicht direkt auf den Betrachter gerichtet, sie schaut nach links unten und damit leicht am Betrachter vorbei. Dies führt zu dem Eindruck, dass hier eine junge Frau in sich selbst vertieft ist, nachdenkt, den Blick nach innen gewandt hat. Jedoch liegt kein Anflug von Unsicherheit über diesem Gesicht. Im Gegenteil. Die Entscheidung scheint in ihr schon längst herangereift zu sein. Mit Klarheit und Entschlossenheit wird sie ihr „Ja“ im nächsten

Moment der Welt verkünden. Die Geste der rechten Hand ist im Zusammenhang dieses Gesichtsausdrucks auch als Bekräftigung oder sogar Verkündigung dieser Entscheidung zu deuten.

Viele Verkündigungsdarstellungen zeigen auch die Person des Heiligen Geistes in Gestalt einer Taube meist zwischen dem Engel und Maria oder über Maria, von Gott aus dem Himmel herabgesandt. Doch der Heilige Geist, der nach den Worten des Engels über Maria kommen soll (vgl. Lk 1, 35), ist auch hier angedeutet: Die Blätter der Bibel, die vor Maria auf dem Lesepult liegt, liegen nicht alle flach, sondern einige Seiten sind vom Wind leicht aufgerichtet. Dies kann als Andeutung der Präsenz des Heiligen Geistes interpretiert werden, der im Hebräischen Ruach, Wind, Atem Gottes, genannt wird. Sein Wehen bringt die Blätter in Bewegung und bewirkt die Menschwerdung Gottes in der Jungfrau (es gibt Forscher, die deshalb sogar die Bibelstelle im geöffneten Buch erkannt haben wollen: „Siehe, die Jungfrau hat empfangen, sie gebiert einen Sohn und wird ihm den Namen Immanuel geben“ (Jes 7, 14). Dies erscheint aber etwas überinterpretiert.

Wir sind der Engel

Ungewöhnlich ist diese Verkündigungsdarstellung zum einen wegen der psychologisch sensiblen Darstellung der Gottesmutter und der Transparenz ihrer inneren Prozesse, zum anderen aber vor allem wegen der fehlenden Illustration des Engels. Ohne Zweifel ist der Engel vor Maria stehend zu denken, er ist ihr Gegenüber, ihm gelten die Zuwendung ihrer Hand und ihre reiche nonverbale Kommunikation. Nun hat der Maler aber die ungemein beeindruckende Idee gehabt, diesen vom Bild eigentlich postulierten Engel und den Betrachter in eins zu setzen. Maria tritt mit uns, den Betrachtern, in Kontakt. Uns gelten ihre Gesten und ihr Minenspiel, uns wendet sie sich zu. Dies widerspricht der gängigen spirituellen Aneignung der Szene, bei der

es meist darum geht, dass wir uns in der Rolle Marias wiederfinden, um unser „Ja“ zu sprechen. Die Frage an uns wäre dann, ob wir wie Maria bereit sind, Gott unser Leben anzuvertrauen und seine Pläne mit uns vorbehaltlos zu bejahen. Hier aber sind wir der Engel. Der Maler lädt uns ein, uns in der Rolle des Engels wiederzufinden und das „Ja“ der Gottesmutter entgegenzunehmen. Die Frage an uns wäre dann vielmehr, wo wir eine frohe Botschaft bringen können, wo wir Menschen mit Gott und seinem Lebensangebot in Kontakt bringen können, wo wir uns von der Entschiedenheit und dem Gottvertrauen anderer Menschen beschenken lassen können.

Heinz Detlef Stäps

Identität

So eins mit mir als wie mein eignes Haar

Mia san mia, heißt es in Bayern. Wobei man zugeben muss, dass damit auch nicht alles gesagt ist. Nieder- und Oberbayern, Franken und Schwaben, die Münchner Sechziger und der FC Bayern München – san mia mia?

Ich bin ich, weil ich du bin

Aber ich bin ich! Ich bin mit mir identisch. Das aus dem Lateinischen stammende Wort Identität bedeutet Selbigkeit, Einerleiheit. Interessanterweise erlangen Menschen aber so etwas wie Ich-Identität, entwicklungspsychologisch betrachtet, genau dadurch, dass sie sich mit anderen Menschen identifizieren. Die Psychologie der Persönlichkeitsentwicklung, namentlich in der Psychoanalyse und in den von ihr beeinflussten Schulen, sieht in der Identifikation, in der Übernahme von Verhaltensweisen, Motiven, Einstellungen und Persönlichkeitseigenschaften eines „Modells“ – vorrangig, aber nicht nur, Vater oder Mutter – die entscheidenden Schritte auf dem Weg zur Herausbildung menschlicher Individualität. Eine lange, eine vor allem frühe Folge von Identifikationen mit bedeutsamen anderen führt zur Ausbildung von Ich-Identität. Ich bin ich, weil ich du bin?

Wer bin ich – und wenn ja, wie viele

Der Titel eines populär-philosophischen Bestsellers unserer Tage: „Wer bin ich – und wenn ja, wie viele“ (Richard David Precht) mag einem da in den Sinn kommen. Mia san mia, und ich bin ich, und doch verdanke ich meine, wie es scheint, makellose Selbigkeit dem anderen, den anderen, die ich liebte, die ich begehrte, nach deren Liebe und nach deren Eigenschaften,

Möglichkeiten und Stärken ich mich sehnte? Ich bin ich, und gerade das verdanke ich Mutter und Vater und vielen anderen Menschen?

Echte und unechte Identifikation

Wie kann man aber gelungene und misslungene, echte und unechte Identifikation unterscheiden? Von gelungenen Identifikationen sprechen wir, wenn sie im Rahmen tiefer Gefühlsbindungen geschehen und vielfältig und fest im Ich bzw. Selbst integriert und verankert werden können. Aber auch jenseits oder diesseits des manifest Pathologischen, oder auch nur des entwicklungsgeschichtlich Missglückten, gibt es Brüche und Spannungen, Entwicklung, Reifung, Umbruch und Aufbruch, Umkehr, Neuanfang, in jedem Individuum.

Dass mein eignes Ich, durch nichts gehemmt

Identical twins, so nennt man im Englischen eineiige Zwillinge. Ich bin so ein eineiiger Zwilling. Aber ist meine Zwillingschwester etwa darum mit mir identisch? Ganz sicher nicht. Und bin ich mit mir identisch? Bin ich immer dieselbe? Bin ich mir selbst das große Einerlei? Vielleicht ist es so, mehr, als mir lieb ist, aber dann ist es auch wieder nicht so. Hugo von Hofmannsthal „Terzinen über Vergänglichkeit“ staunen darüber, „dass mein eignes Ich, durch nichts gehemmt, / Herüberglitt aus einem kleinen Kind / Mir wie ein Hund unheimlich stumm und fremd“.

So eins mit mir als wie mein eignes Haar

Es gibt aber, so führen Hofmannsthal „Terzinen“ weiter aus, nicht nur das Staunen über die Fremdheit, die Nicht-Identität in diesem einen, in meinem ureigenen Ich-Selbst, sondern auch

die Verwunderung darüber, „dass ich auch vor hundert Jahren war / Und meine Ahnen, die im Totenhemd, / Mit mir verwandt sind wie mein eignes Haar, / So eins mit mir als wie mein eignes Haar“. Staunen über die tiefste Verwandtschaft, ja lebendige Einheit, die evidente, unwiderrufliche, nicht zu leugnende Identität mit den vermeintlich radikal anderen, den Toten.

Flüchtige Moderne

Fremdheit und Nähe, Identität und Nicht-Identität, im eigenen Leben, im eigenen Ich. Fremdheit, wo sie nicht zu erwarten war – „Mir wie ein Hund unheimlich stumm und fremd“ –, Nähe, ja Einheit, wo sie nicht erhofft werden konnte – das Staunen, „dass ich auch vor hundert Jahren war“. Unsere „flüchtige Moderne“ (Zygmunt Bauman) hat die Ängste verstärkt, die mit solchen existenziellen Herausforderungen, wie sie Hugo von Hofmannsthal seismographisch registrierte, verbunden waren; sie hat sie vervielfacht. Die Angst vor dem manifest Fremden, dem Menschen mit anderer Sprache, Hautfarbe, anderem Benehmen, gar anderer Religion, ist da geradezu entlastend. Im rechten Spektrum hat sich die sogenannte „Identitäre Bewegung“ etabliert, die nicht mehr von Rassen spricht, aber vor ethno-kulturellen Vermischungen aller Art warnt.

Den Nächsten lieben, den Fremden, gar den Feind

Sein Leben geben für den anderen, den bedrohten und möglicherweise, wer weiß schon, den bedrohlich Fremden? Den Nächsten lieben wie sich selbst, und sogar den befremdend Fremden, gar den Feind? Das ist, zugegeben, nicht gerade nahe liegend. Das ist, zugegeben, auch nicht hierzulande gewachsen. Aber es hat hierzulande gefruchtet. Hoffentlich.

Susanne Sandherr

Von Menschen und Masken

In anderen Schuhen gehen, in eine fremde Haut schlüpfen, eine Maske aufsetzen, zumindest eine Perücke, oder einfach nur einen Hut: Was ist das Faszinierende daran? Es ist die Erfahrung der Verwandlung, die sich vollzieht. Es ist die Freude und die Lust daran, ein anderer, eine andere zu sein! Wir ändern nur ein Detail unseres Äußeren – und schon ändert sich die Welt! Wir selbst fühlen uns anders, geben uns anders, bewegen uns anders, gehen anders. Menschen aller Zeiten haben sich verkleidet, und Menschen haben, bis heute, immer wieder neu, Lust an der Verkleidung, Freude am Spiel mit Rollen und Identitäten.

Rollentausch: für Kinder Alltag

Für Kinder ist das Rollenspiel, das Hineinschlüpfen in eine andere Rolle, in eine andere Identität, der Regelfall; das Spiel ist die Normalität, es ist sozusagen die Arbeit des Kindes. Für ein Kind ist es Normalität, die Rollen von ‚Vater, Mutter, Kind‘ ständig neu aufzuteilen. Für ein Kind ist es normal, Entdeckerin und Pirat, Hund oder Katze, Wolf oder Walfisch, Biene oder Bär, Marktverkäufer oder Polizistin zu sein. Aber auch für erwachsene Menschen ist das Spiel mit der Rolle, mit Maske und Kostüm, eine Möglichkeit, sich auszuprobieren, sich auszudrücken, die eigene Identität zu suchen und zu erweitern, nicht nur zur Karnevalszeit.

Das Spiel mit den Identitäten

Diesen Wechsel der Identitäten, zumindest der Akzentuierungen unserer Persönlichkeit, praktizieren wir ja meist, ohne dass es uns auffällt, wenn wir etwa zwischen Jeans und Smoking, Businesskostüm und großer Abendrobe, dem kleinen Schwar-

zen und Sweatshirt mit Baumwollhose hin- und herwechseln. Auch die Haartracht bietet reichlich Möglichkeit, unterschiedliche Facetten der eigenen Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen: Tragen wir das Haar glatt und kurz oder doch lieber lang in verspielten Locken? Fassen wir es im strengen Zopf zusammen oder formen wir es zur locker-glamourösen Hochsteckfrisur? Wer trägt einen Hipster-Bart und warum? Wer ist glatt rasiert, wer signalisiert Souveränität und Lässigkeit durch seinen Dreitagebart? Welche jungen oder auch älteren Männer tragen einen Zopf oder einen Dutt? Auch der Schmuck, den in unseren Breiten vor allem Frauen anlegen, kann das Spektrum und die Variabilität der eigenen Identität glänzend vor Augen führen. Wählen wir die Dreifach-Perlenkette, wie die Queen sie trägt, oder doch lieber den bunten Ethnoschmuck, oder gar das Ohren- oder Nasenpiercing?

Kleider machen Leute

Nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene spielen also in ihrem Alltag das Spiel der unterschiedlich ausgeformten und angenommenen Identitäten buchstäblich tagtäglich – und zwar jenseits der traditionell festgelegten Zeiten, in denen der Wechsel der Identitäten ja fast schon Pflicht ist, wie etwa im Rheinland, wo der Karneval als „fünfte Jahreszeit“ tief im kollektiven Bewusstsein verankert ist. Grundsätzlich aber gilt in jedem Fall: Kleider machen Leute, und wir alle kennen wohl die Erfahrung, dass uns die Kleidung, der Schmuck, nicht zu vergessen die Schuhe, die wir tragen, tatsächlich verändern. Wir werden anders angeschaut, und wir reagieren und agieren, wir gehen und stehen anders, bewusst oder unbewusst. Neue Kleider können uns Selbstbewusstsein geben, uns stärken, Kleidung kann Macht verleihen, nicht nur der Hermelin der Könige.

Archaische Kraft des Kostüms

Wenn wir die uralten, oft erstaunlich gut erhaltenen Höhlenbilder unserer frühen Menschen-Vorfahren betrachten, dann lässt sich in der dort festgehaltenen rituellen Kostümierung der Ahnen ein magisches Element erkennen: Die Menschen der Frühzeit legten sich Felle um, trugen die Hörner erlegter und zu erlegender Tiere, ahmten deren Bewegungen in rituellen Tänzen nach, damit etwas von der Kraft dieser gewaltigen, starken und schnellen Tiere auf den Träger der Hörner, des Fellgewandes überging. Und in der natürlich viel jüngeren Tradition der alemannischen Fastnacht beispielsweise wurden mit den archaisch anmutenden Kostümen ursprünglich die bösen (Winter-)Geister vertrieben.

Feste und Feiern

Das Mittelalter und die Renaissance waren Hochzeiten der Verkleidungslust im Karneval. Wie schon die römischen Saturnalien war die Karnevalszeit, nur scheinbar paradox, eine klar eingegrenzte Phase des ekstatischen Feierns. Die punktuelle Lockerung der starren gesellschaftlichen Ordnung ist charakteristisch für streng hierarchische Sozialgefüge. Ein kontrolliertes Zulassen des Überbordens ist immer auch ein wichtiges, das System erhaltendes Ventil. In den römischen Saturnalien wurden die Menschen an exakt festgelegten Tagen des Jahres von den Fesseln ihrer oft engen und geknechteten Existenz befreit. In dieser Zeit konnten sie endlich eine andere Rolle spielen und sich quasi im Schutz dieser anderen Identität Freiheiten nehmen, deren Gebrauch ansonsten streng sanktioniert worden wäre.

Alles ganz anders

Aus manchen Klöstern ist ein Johannisfest-Brauch bekannt, an diesem besonderen Tag wurde das klösterliche Machtgefüge auf den Kopf gestellt und die Rollen getauscht: Der jüngste Novize hatte an diesem Tag das Sagen. Einmal im Jahr war alles ganz anders, aber eben nur in einem klar abgegrenzten Zeitrahmen, etwa am Johannistag – oder eben in den Tagen des Karnevals. Auch hier kommt die Umkehrung der gewohnten Ordnung zum Ausdruck – bis zum Aschermittwoch, an dem bekanntlich alles vorbei ist. Dann hatte alles wieder seine Ordnung. Oder auch nicht: In der christlichen Fastenzeit wird eine Erneuerung des alten Menschen, eine Neuorientierung, ja eine Veränderung des alten Ich angestrebt.

Das Spiel mit den Identitäten und den unterschiedlichen Akzentuierungen unserer Persönlichkeit ist nicht nur in der Fasten-, Faschings- bzw. Karnevalszeit bedeutsam für menschliches Leben. Die Erfahrung, dass Veränderung möglich ist, im Spiel und im Alltag, ist eine wesentliche Erfahrung, eine zentrale Erkenntnis des Menschseins. Menschliches Leben ist nicht eindimensional, vielmehr ist uns die Chance zur Entwicklung, zu Fülle, Vielfalt und zum Neubeginn geschenkt.

Dorothee Sandherr-Klemp

Hör, Schöpfer mild, den Bittgesang

Vom Brevier ins Gotteslob

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 62f.

Im heutigen Gotteslob wie im Vorgängerwerk findet sich in mehreren Anhängen eine vierstrophige deutsche Nachdichtung des in fünf Strophen überlieferten lateinischen Hymnus „Audi, benigne Conditor“. Der altkirchliche Hymnus war lange

Zeit Papst Gregor dem Großen (540–604) zugesprochen worden. In einer hymnologischen Untersuchung, erschienen 1907, bezweifelte jedoch Guido Maria Dreves die namhafte Urheber-schaft und wies den Hymnus einem anonymen Verfasser zu. Die Quellen zu dem Papst Gregor zugeschriebenen Hymnus, so Dreves, reichten nicht über das zehnte Jahrhundert hinaus. Bis heute scheint die Urheberfrage nicht abschließend geklärt, auch wenn vieles für Dreves' Hypothese spricht.

Ein herausragender Kenner mittelalterlicher Hymnen

Guido Maria Dreves hatte mit den „Analecta Hymnica Medii Aevi“ unter Mitarbeit von Clemens Blume und Henry M. Bannister eine einzigartige Sammlung mittelalterlicher lateinischer Dichtung – Hymnen, Sequenzen, Tropen, Reimoffizien und Psalterien – geschaffen; er war ein hervorragender, ein profunder Kenner dieser Materie. Von 1886 bis 1926 waren 55 Bände der „Analecta Hymnica“ erschienen.

Vom Brevier ins Gotteslob

Im „Breviarium Romanum“ zur Vesper des ersten Fastensonntags vorgesehen, fand der Hymnus in seiner gekürzten deutschen Fassung „Hör, Schöpfer mild, den Bittgesang“ schließlich Eingang ins Gotteslob, eingeordnet unter den Gesängen der österlichen Bußzeit. Die Nachdichtung aus dem Jahr 1949 stammt von Joseph Solzbacher (1909–1978).

Hör, Schöpfer mild, den Bittgesang

In der ersten Strophe wird der Schöpfer angerufen, in Milde, in Wohlwollen und Güte unsere Bittrufe in dieser vierzigstägigen heiligen Fastenzeit zu hören. So könnte das „mild“ (benigne) als Adjektiv im Vokativ – o milder, um unser Wohl besorgter

Schöpfer –, ebenso aber auch als Adverb aufgefasst werden: Der Schöpfer hört unser Flehen nicht gleichgültig, nicht erbozt, nicht überfordert, nicht von unserem unerträglich falschen Leben frustriert, sondern in unerschöpfter, hoffnungsvoller Güte.

Stabilisierung und Destabilisierung

Fasten hat sprachlich mit Festigen zu tun, doch diese Stabilisierung setzt auch eine Destabilisierung voraus. Fasten stärkt, indem es uns die gewohnten Quellen unserer Ich-Stärke entzieht. Es verleiht Halt, gerade wo wir uns der üblichen Haltgeber enthalten. Denn nicht alle Helfer und Haltestellen sind selbstlos, sind verlässlich. Viele sind nur verführerisch. Sie machen unfrei und nicht frei. Ja, so gehen alte (Selbst-)Gewissheiten über Bord. Bestenfalls. Doch die Tränen darüber und dann eine unverhoffte Tröstungs-Erfahrung; Tränen und „trust“ (Vertrauen, Zuversicht) sind keine unauflöslichen Gegensätze. Nur Mut!

Du schaust bis in des Herzens Grund

Der Schöpfer kennt uns. Er kennt uns von Grund auf, so die zweite Strophe. Wer wüsste es besser? Wer konnte uns besser? Er ist unser Grund. Die Schwachheit unserer Stärke kennt unser „Gründer“ (conditor). Und doch ist er nicht unser Puppenspieler. Wir sind nicht seine Puppen. Darum nur ist das Gesprächsverhältnis zwischen Gott und Mensch möglich, das wir Gebet nennen.

Zum Preis des heiligen Namens dein

Schuldig geworden sind wir. So vielen sind wir vieles schuldig geblieben, den Nahen und Fernen, den Ungeliebten, aber sogar und so oft, den Lieben. Und damit dem Schöpfer aller – fast alles. Doch wären diese Schuldeinsicht und dieses Sündenbekenntnis nicht das eine, reine Gotteslob? Zu solchem Gotteslob

aber reicht unsere eigene, schwache Kraft nicht hin; darum die Bitte: „Gieß deine Kraft uns Schwachen ein!“

Per abstinentiam

Die vierte Strophe des lateinischen Hymnus bittet darum, dass die Enthaltbarkeit des Leibes in der Fähigkeit fruchte, die „Weide der Sündenschuld“ zu verlassen, so die Übersetzung von Adalbert Schulte. Eine „Weide der Sündenschuld“, das ist offenbar eine Pseudo-Weide, eine trügerische, ins Verderben führende Weide. Weide, die lockt, aber nicht nährt, die nicht festigt, nicht stärkt noch belebt. Diese Abstinenz-Strophe findet sich in der neueren Gotteslob-Version des alten Hymnus nicht. Ja, zugegeben, es ist mehr als mühsam, der zutiefst unbiblischen und unchristlichen, leibfeindlichen Linie unserer christlichen Tradition zu entkommen. Was bräuchte es, das Verwirrte und Verwirrende zu entwirren! Da lässt man die Strophe lieber ganz weg.

Abstinentia und die Sucht nach „Likes“

Wir wissen aber auch, dass Leib und Seele untrennbar zusammengehören, dass das Freiwerden von körperlichen Zwängen und Süchten den ganzen Menschen befreien kann. Und umgekehrt. Einen Freiheits-Anfang machen jedenfalls könnte es, kämen Leib und Seele, Körper und Geist, neu ins Gespräch. Zugleich kennen wir die unheilvollen Fixierungen einer gesellschaftlich hochdotierten – all die „Likes“ für all die Mega-Mager-Bilder in den sogenannten „Sozialen Medien“ –, und vor allem aber vermeintlich selbst gewählten „abstinentia“, nicht nur, aber zumal bei jungen Menschen, deren Selbststand und Selbstwert besonders prekär ist: Essstörungen, Magersucht. Wer bin ich, wenn ich nicht die Krasseste, die schockierend Schlankste bin. Ich denke an beunruhigende Erfahrungen in klinischer Praxis, aber auch in Freundeskreis und Familie.

Ein guter Wunsch

Der Hymnus endet, lateinisch und deutsch, mit der Bitte an die „Glückselige Dreifaltigkeit“, dass das Werk der Fasten „den Deinen gute Frucht verleiht!“ Ein guter Wunsch. Es wäre sicher der, unbestritten nicht kleinen, sondern vermutlich großen, Mühe wert, die lange und bedeutsame, die theologisch-anthropologisch tiefschürfende kirchliche Erfahrung der liturgischen Vorbereitungs- und Bußzeiten mit Einsichten der Humanwissenschaften und einer für beider Einsichten offenen Humanmedizin ins Gespräch zu bringen. Ohne Furcht und Bangen, vielmehr in Freude und Hoffnung und Zuversicht!

Susanne Sandherr

Wanderer zwischen den Welten: Paul Tillich

Die Grenze war zu seinem Lebensthema geworden. Als geradezu leidenschaftlicher Grenzgänger bewegte sich der Theologe Paul Tillich zwischen Ländern und Kontinenten wie den USA und Europa, zwischen den Disziplinen der Theologie und der Philosophie, zwischen den Konfessionen sowie auch zwischen der Religion und der Kunst. Paul Tillich war für viele ein Vermittler des Heiligen in den Begriffen und der Sprache des modernen Menschen. Religion war für ihn ein Inbegriff, ein Element und eine Komponente jedes Bereiches der Wirklichkeit. Tillich nannte dies die Erfahrung des Unbedingten. Mit seinen scharfsinnigen und grenzüberschreitenden Analysen vermittelte er selbst den vermeintlich areligiösen Menschen einen Zugang zur Religion. Religiöse Inhalte müssen den Menschen „unmittelbar berühren“, damit sie verstanden werden, war Tillich überzeugt. Tillich, der Deutschland 1933 verlassen musste, wurde in den USA so berühmt, dass im Jahr 1965 sogar

die Sendungen im Radio unterbrochen wurden, um seinen Tod zu melden.

Leidenschaft für die letzten Fragen

Paul Tillich wurde am 20. August 1886 in Starzeddel geboren, einem kleinen Ort im heutigen Polen. Er war der Sohn des Pfarrers und späteren Konsistorialrates Johannes Tillich. Seine Mutter starb, als Tillich 17 Jahre alt war. Zu dieser Zeit besuchte er das humanistische Gymnasium in Berlin. Aus der enger gewordenen Beziehung zu seinem Vater heraus, aber noch mehr aus einem tief empfundenen Interesse an der letzten Frage des Seins begann Paul Tillich mit dem Theologiestudium, das er an den Universitäten Berlin, Halle, Tübingen und Breslau absolvierte. Mit Arbeiten über den idealistischen Philosophen Schelling wurde Tillich 1910 zunächst in Philosophie und 1912 auch in Theologie promoviert. In dieser Zeit absolvierte er auch sein Vikariat und wurde ordiniert. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, meldete sich Tillich freiwillig und übernahm die Aufgaben eines Feldgeistlichen. Gleichzeitig konnte er sich an der Universität Halle habilitieren. Das sinnlose Morden des Krieges hinterließ bei Tillich tiefe Spuren. Er wandte sich dem Sozialismus zu und kritisierte die alten Wertevorstellungen der Generation seines Vaters. Glaube war für Tillich ein „Mut zum Sein“, so lautet auch der Titel einer seiner bekanntesten Schriften. Tillich meinte damit vor allem den Mut, der Verzweiflung und den furchtbaren Erfahrungen des Lebens standzuhalten.

Vermittler zwischen Kultur und christlichem Glauben

Nach ersten akademischen Gehversuchen in Berlin wurde Tillich ein Lehrstuhl in Marburg angeboten. Erst nach einigem Zögern nahm er an, denn Tillich liebte die Großstadt sehr und schätzte das freigeistige Leben. Doch sollte Marburg später für

ihn eine entscheidende Wende in seinem Denken markieren. Im Austausch mit dem dort lehrenden Philosophen Martin Heidegger entwickelte er die Methode der „Korrelation“. Dabei suchte Tillich die Botschaft des christlichen Glaubens mit den Fragen der modernen Zeit in Korrelation, in Beziehung zu setzen, wobei es ihm wichtig war, dass keine von beiden beeinträchtigt wird. 1925 wurde Tillich an die Hochschule Dresden und zwei Jahre später als Professor für Systematische Theologie an die Universität Leipzig berufen. Tillich widmete sich in dieser Zeit besonders kulturellen Themen und deren Beziehung zum christlichen Glauben. Dabei versuchte er das traditionelle Gottesbild, das sich ein höchstes Wesen vorstellt, abzulösen und durch ein neues Verständnis von Gott zu ersetzen. Bei seinen Beschreibungen vermied er das Wort Gott und ersetzte es durch Begriffe, die seiner Meinung nach für den modernen Menschen fassbarer seien. Berühmt wurde seine Formulierung für Gott als „das, was uns unbedingt angeht“. Gott erscheine den Menschen oft erst dann, wenn der Glaube an Gott bereits „in der Angst des Zweifels untergegangen ist“. Im Grundzustand, so Tillich, sei jeder Mensch entfremdet – von Gott, von anderen und von sich selbst. Diese Entfremdung verstand er als Sünde und Wurzel des Unglaubens.

Ausweisung und Lehrtätigkeit in den USA

Es folgte eine Berufung nach Frankfurt am Main, wo Tillich Philosophie und Soziologie lehrte. Die Universität Frankfurt war als Forum hitzig geführter politischer Debatten berühmt geworden. Tillich fühlte sich sehr wohl und schloss sich verschiedenen intellektuellen Gesellschaften an. Er trat der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands bei. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 wurde er zunächst beurlaubt und ein Jahr später auch aus dem akademischen Dienst entlassen. Gemeinsam mit seiner Frau Hannah musste er aus Deutschland

emigrieren. Durch einen Freund vermittelt konnte er Lehrtätigkeiten in New York, in Harvard und schließlich in Chicago übernehmen. In den USA wurde Tillich bald zum führenden theologischen Denker und Gelehrten – trotz seiner bis zuletzt anhaltenden Schwierigkeiten mit der englischen Sprache. Tillich schrieb nun große Werke, unter anderem seine dreibändige Systematische Theologie, und wurde rasch einer der theologischen Stars und gefragten Denker in den Vereinigten Staaten. Die Menschen in der Moderne, war sich Tillich sicher, werden noch immer von den Fragen bewegt, „die sie schon vor zweitausend und mehr Jahren bewegt haben: die Frage nach der Schuld, die Frage nach der Liebe, nach der Gerechtigkeit in der Welt, nach dem Sinn des Lebens, nach dem Tod“. Im „Paul Tillich Park“ in New Harmony im US-Bundesstaat Indiana, wo seine Asche nach seinem Tod am 22. Oktober 1965 beigesetzt wurde, erinnert eine Büste an einen der großen Denker des 20. Jahrhunderts.

Marc Witzenbacher

Gottesdienstliche Identität von Flüchtlingen nach dem II. Weltkrieg

Aspekte gelungener und misslungener Integration

Erst in jüngerer Zeit wird das Thema „Migration“ von der Theologie genauer wahrgenommen. In Bezug auf den Gottesdienst passt dies in eine sich verändernde Forschungslage, weil zunehmend neben den gottesdienstlichen Vorgaben die Wirklichkeit der gefeierten Gottesdienste in den Blick kommt. Dabei ist Migration keine Tatsache der letzten Jahre. Erinnert sei an die religiös bedingten Wanderbewegungen in der Frühen Neuzeit aufgrund von Konfessionswechseln der Herrscher.

Oder denken wir an die Auswanderungsströme nach Amerika im 19. Jahrhundert, die zumeist in wirtschaftlicher Not begründet waren.

Der Glaube bildet immer ein wichtiges „ideelles Gepäck“, das Migranten mit auf ihre Reise nehmen. Neben der Sprache und kulturellen Traditionen ist der Glaube oft eine wesentliche Komponente der Identität, die man benötigt, um sich in einer neuen Umgebung zu behaupten. Im 20. Jahrhundert zeigte sich dies erneut, als Millionen von Flüchtlingen und Vertriebenen neu angesiedelt werden mussten. Nachfolgend soll im Fokus der Überlegungen Deutschland stehen, um mit einigen Facetten die Chancen und Probleme der gottesdienstlichen Integration zu verdeutlichen.

Beispiele aus Westdeutschland

Gottesdienstliche Elemente waren wichtig, damit die Vertriebenen und Flüchtlinge sich neu beheimaten konnten. Obwohl die gleiche lateinische Liturgie eine Integration scheinbar leicht machte, waren es vor allem Heiligenverehrung, Brauchtum und Liedgut, die wichtig für das Heimatgefühl waren. Bei gelungenen Prozessen sehen wir immer die Bemühungen um eine Einbindung in die Gemeinden bei gleichzeitiger Wertschätzung und Pflege der eigenen Traditionen.

So wurde von der Kirchenleitung die (recht junge) Verehrung der Hl. Familie als wichtiger Identifikationspunkt gefördert – nicht wegen eines Familienideals, sondern wegen der erlebten Flucht. Daneben wurde etwa die Verehrung der Hl. Hedwig für Schlesier und des Hl. Clemens Maria Hofbauer für Südmährener zum Bindeglied in „die alte Heimat“. Die Bedeutung des gottesdienstlichen Liedgutes wurde von Flüchtlingen selbst früh erkannt. Nicht wenige lokale und regionale Gesangbüchlein wurden in Eigeninitiative erstellt. Die Relevanz von Wallfahrten war für Flüchtlingsgruppen so groß, dass man sie auch prakti-

zierte, wenn der traditionelle Gnadenort nicht mehr erreichbar war. Dann richtete man die Wallfahrt auf einen neuen Ort aus, konnte man hier doch Freunde oder Menschen mit gleicher Herkunft und gleichem Schicksal treffen. Man feierte nicht nur die Messe zusammen (wieder mit dem bekannten heimischen Liedgut), sondern tauschte sich auch in praktischen Fragen (z. B. Hausbau) aus.

Dass der gute Wille alleine nicht unbedingt zu integrationsfördernden Maßnahmen führte, zeigt ein Beispiel aus dem Bistum Mainz. Dort wurde 1953 ein Anhang zum diözesanen Gesangbuch erstellt, der Lieder der vor allem sudetendeutsch geprägten Migranten umfasste: „Kirchenlieder unserer Brüder aus dem Osten“. Dieser sollte ein gottesdienstliches Heimatgefühl ermöglichen. Allerdings wurde dieser Anhang nur den Flüchtlingen selbst zur Verfügung gestellt, also nicht bistumsweit in den Gemeinden eingeführt. Zwar hatten die Flüchtlinge damit ein bekanntes Liedgut für Gottesdienste innerhalb ihrer Gemeinschaften, aber die Gemeinden des Bistums lernten dieses nicht kennen. Wie der Mainzer Liturgiewissenschaftler Ansgar Franz feststellt, blieb es das Sondergut einer Sondergruppe, von der man ansonsten die Anpassung an die vorgegebene Mainzer Tradition erwartete. Entsprechend verwundert nicht, dass im Regionalteil des 1975 erschienenen Gotteslobs keines dieser Lieder Aufnahme fand.

Beispiele aus Ostdeutschland

Als ein Beispiel aus Ostdeutschland kann das Eichsfeld im Norden Thüringens benannt werden, das eine katholische Enklave mit eigener Kultur und Mentalität bildete. Dort fanden nach dem II. Weltkrieg zahlreiche vertriebene oder geflohenen Katholiken eine neue Heimat. Das aktive Gemeindeleben und die gute Versorgung mit Seelsorgern boten eigentlich gute Möglichkeiten für die Integration. Gottesdienste, Wallfahrten

und Prozessionen hatten für alle Katholiken der Region eine beruhigende Wirkung in einer politischen Umbruchsituation, die nicht gerade kirchenfreundlich war. Offensichtlich konnten die Vertriebenen vereinzelt eigenes gottesdienstliches Brauchtum einbringen, etwa ein bislang unbekanntes feierliches Erntedankfest. Weitgehend gaben aber die Vertriebenen ihr Brauchtum und ihr Liedgut auf, weil die ansässigen Gemeinden die Integration erwarteten. Zwar hatte das für das Gebiet zuständige Bistum Fulda schon 1950 ein neues Gesangbuch erstellt, das auch Liedgut der Vertriebenen aufnahm, aber dieses Gesangbuch wurde im Eichsfeld erst Ende der 1950er-Jahre eingeführt, konnte also hier zunächst nicht integrativ wirken. Bisweilen wurde die Eingliederung eher als „erzwungene Assimilation“ (Torsten W. Müller) empfunden. Hinzu kam, dass die Sitzplätze im Kirchengestühl entsprechend lokalem Brauch an Grundbesitz gebunden waren, sodass die Vertriebenen zunächst im Gottesdienst stehen mussten, während die Einheimischen saßen. Obwohl also die konfessionelle Identität eigentlich eine gute Brücke hätte sein können, blieb die Integration der Flüchtlinge zunächst schwierig.

Hingegen wird aus dem übrigen Gebiet der SBZ/DDR berichtet, dass gerade die Minderheitensituation von Katholiken und damit das gemeinsame Erfahren der „Bedrängung“ integrativ wirken konnten. So war es nach dem Krieg ohne Weiteres üblich, dass katholische Gemeinden aus der Not heraus ihre Gottesdiensträume häufiger wechselten, um Verbesserungen zu erreichen, bis man schließlich standardisierte Neubauten in Eigenleistung errichtete. Die ehrenamtliche Mitwirkung der Flüchtlinge bei diesen Bauarbeiten für einen Gottesdienstraum wirkte offensichtlich auch positiv auf die sonstige Eingliederung in das Gemeindeleben.

Friedrich Lurz

Seliger des Monats: Engelmar Unzeitig

Von Beginn an war Pater Engelmar Unzeitig den Nationalsozialisten ein Dorn im Auge. Gerade einmal 30 Jahre war er alt, als ihn die Schergen der Gestapo verhafteten und ins Konzentrationslager nach Dachau brachten. Geboren wurde er am 1. März 1911 auf einem kleinen Bauernhof in Greifendorf bei Zwittau (Mähren). Bei den Missionaren von Mariannhill im bayerischen Reimlingen legte Unzeitig das Abitur ab und schloss sich der Gemeinschaft an. Sein Theologiestudium absolvierte er in Würzburg. Am 6. August 1939 wurde er von Bischof Matthias Ehrenfried zum Priester geweiht. Unzeitig arbeitete zunächst als Seelsorger in Österreich, wo er französische Kriegsgefangene betreute, 1940 wurde er Pfarrer in Glöckelberg im Böhmerwald, wo er auch verhaftet wurde.

Einsatz für russische Mithäftlinge

In seiner Haft im Konzentrationslager Dachau wurde er von vielen als hilfreicher und einfühlsamer Seelsorger geschätzt. Bis zur Erschöpfung setzte er sich für andere Mithäftlinge ein. Von den ohnehin knapp bemessenen Essensrationen gab er heimlich an junge russische Häftlinge ab. Er übersetzte für sie einen kleinen Katechismus ins Russische. Als in den Baracken der Russen Flecktyphus ausbrach und niemand bereit war, dort die Pflege zu übernehmen, meldete sich Pater Engelmar freiwillig. Während der Pflege infizierte er sich und starb an den Folgen am 2. März 1945. Über Umwege gelangte seine Asche zu den Mariannhillern nach Würzburg. Dort wurde sie am Karfreitag 1945 auf dem Städtischen Friedhof beigesetzt. Im Herbst 1968 wurde die Urne in die dortige Herz-Jesu-Kirche übertragen. Das Seligsprechungsverfahren wurde 1991 eröffnet. Am 24. September 2016 wurde Engelmar Unzeitig im Würzburger Kiliansdom im Auftrag von Papst Franziskus seliggesprochen.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

April 2019

Heimat
Flucht und Zuflucht

Mein Vater war ein heimatloser Aramäer.
Er zog nach Ägypten,
lebte dort als Fremder mit wenigen Leuten
und wurde dort zu einem großen, mächtigen
und zahlreichen Volk.

Buch Deuteronomium – Kapitel 26, Vers 5

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

ZUM TITELBILD

Ecce Homo (Christ aux outrages)

Georges Rouault (1871–1958), ca. 1942–1943,

Öl auf Leinwand, Staatsgalerie Stuttgart,

© bpk / Staatsgalerie Stuttgart

© VG Bild – Kunst, Bonn 2018

Der Franzose Georges Rouault (1871–1958) war ein Maler, der sehr bewusst aus seinem katholischen Glauben heraus seine Kunst formte. Innerhalb der Klassischen Moderne war er einer der wichtigsten Vertreter moderner religiöser Malerei. Er begann seine Laufbahn als Glasmalerlehrling und wurde während seines Studiums von dem Symbolisten Gustave Moreau (1826–1898) stark geprägt. Der Tod seines Lehrers stürzte ihn 1898 in eine tiefe künstlerische und persönliche Krise. Sein Anschluss an die Benediktinerabtei Ligugé (Poitiers) und an die katholische Erneuerungsbewegung „Renouveau Catholique“ führte ihn auf seine künstlerische Spur: das soziale Elend der Menschen mit religiösen Aussagen zu verbinden. Dies verstärkte sich nach dem Ersten Weltkrieg durch eine hellere Farbpalette und strahlende Farben.

Trotz anfänglicher Erfolge wurde ihm nur eine relativ geringe öffentliche Anerkennung zuteil. Oft wurden seine dunklen Farben und die Darstellungen von Bettlern und Prostituierten kritisiert. Sein einziger kirchlicher Auftrag waren zwei Glasbilder für die Kirche des Sanatoriums in Plateau d'Assy.

Künstlerisch knüpfte Rouault an die Malweise seines Lehrers Moreau an, entwickelte dann aber einen eigenen Stil, den man im Dreieck zwischen Symbolismus, Expressionismus und Fauvismus lokalisieren kann. Dabei blieb er seinem Stil ein Leben lang treu und schuf ein relativ geschlossenes Gesamtwerk. Zum Zeitpunkt seines Todes hinterließ er ca. 1000 unvollendete Werke, die von seiner Witwe und den vier Kindern dem französischen Staat geschenkt wurden (heute im Centre Georges Pompidou, Paris).

Unser Titelbild zeigt den aus der biblischen Szene herausgelösten Christus als „Ecce Homo“, als Angeklagten und Verspotteten, der das Leiden der Welt mit Gott verbindet.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Ob Ihnen unser Titelbild aufgefallen ist, der verspottete Christus von Georges Rouault? Auf vielfachen Wunsch unserer Leserinnen und Leser haben wir nach unserer schon länger zurückliegenden Befragung entschieden, auch herausragende Exemplare moderner Kunst als Titelbilder auszuwählen. Hier nun haben Sie das erste vor sich – und ich möchte es in Beziehung setzen zu unserm Monatsthema *Flucht und Zuflucht*.

In besonderer Weise stellt der Künstler denen, die sein Bild betrachten, das Leiden Jesu vor Augen, und zwar nicht nur als Einzelschicksal, das allein für sich steht (*siehe S. 6*). Rouault scheint Bezug zu nehmen auf das „Ecce homo!“, das „Seht da, der Mensch!“ des Pilatus in der Johannespassion (Joh 19,5). Er zeichnet Jesus als den Menschen schlechthin, der in seiner Leiblichkeit grundsätzlich verletzbar und faktisch vielfältigem Leid ausgesetzt ist. Rouaults Christus schaut mich unmittelbar an, er scheint mit Psalm 142,5 zu sagen: „Blicke zur Rechten und schaue: Niemand ist da, der mich beachtet. Mir ist jede Zuflucht genommen, niemand fragt nach meinem Leben.“

Der jüdische Philosoph Emmanuel Lévinas hat vom *Humanismus des anderen Menschen* gesprochen, davon, dass meine Mitmenschlichkeit sich darin entscheidet, wie ich konkret mit dem, mit der Anderen umgehe. Mit jemand, der mir unsympathisch ist. Wie ich auf eine Fremde reagiere, die mir heute zuruft: „Vernimm doch meinen Notschrei, denn ich bin tief erniedrigt.“ (Ps 142,7) Wenn ich zu ahnen beginne, dass dieser Ruf, der im Psalm an Gott gerichtet ist, *mich* unmittelbar angeht; dass er mich zu Gottes Sohn und Tochter macht, wenn ich den Ruf höre und entsprechend handle – dann geht wie in Rouaults Bild ein Morgen auf, der in aller Not einen Schimmer von Auferstehung erblicken lässt.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Das Leiden im Blick

Joh 19, 1–16

Die biblische Szene, in der sich Jesus vor dem Richterstuhl des Pontius Pilatus befindet und vor ihm angeklagt wird, weil er sich selbst zum Sohn Gottes gemacht hat (vgl. Joh 19, 7), zeigt der Maler Georges Rouault nicht. Er konzentriert sich ganz auf die Person Jesu und stellt ihn uns so vor Augen, wie es das Johannesevangelium beschreibt: „Er trug die Dornenkrone und den purpurroten Mantel“ (Joh 19, 5). Diese Spottinszenierung der römischen Soldaten (vgl. Joh 19, 2f.) knüpft an die Titulierung Jesu als „König der Juden“ an, die sich später auch am Kreuz wiederfinden wird.

Der König der Juden

Frontal ist Jesus als Halbfigur dem Betrachter zugewandt und schaut ihn direkt an. Der nackte Oberkörper und die gebundenen(?) Hände kennzeichnen ihn als Gefangenen. Die Dornenkrone und der rote Mantel zeugen von dem Spott, den die römischen Soldaten mit ihm getrieben haben. Sie haben ihn als Möchtegern-König verhöhnt und ihn dem Spott der Zuschauer ausgeliefert. Dazu gehört auch der Rohrkolben, den Rouault ihm als Spottzepter in die Hand gibt, was mittelalterlichen Darstellungsweisen des Spottkönigs entlehnt ist. Pilatus aber scheint das Elend dieses Menschen zu sehen. Nicht nur, dass er nach der Schilderung des vierten Evangelisten eine Verurteilung des „Königs der Juden“ vermeiden möchte, weil er keine Schuld an ihm findet (vgl. Joh 19, 38), er formuliert auch jenen berühmten Satz, der den Bedauernswerten zum Menschen schlechthin stilisiert: „Ecce Homo – Seht, der Mensch!“ (Joh 19, 5) Pilatus sieht demnach in Jesus das, was die Philosophen „conditio humana“ genannt haben, er sieht das Elend des Menschen, die Be-

grenzungen seines Seins, sein Unterworfensein unter Leiden, Schmerzen, Krankheit und Tod als *das* Charakteristikum des menschlichen Daseins, das sich in der Figur des leidenden Jesus emblematisch manifestiert.

Georges Rouault war es ein besonderes Anliegen, das Elend der Menschen, die sozialen Probleme seiner Zeit, in den Werken seiner Kunst darzustellen und den Betrachtern vor Augen zu führen. Auf dem Hintergrund seines Gesamtwerks kann man deutlich machen, dass es ihm hier nicht nur um das Leiden dieses einen Menschen, Jesus von Nazaret, ging, sondern dass er darin das Leiden der gesamten Menschheit, das Elend seiner Zeit (wir befinden uns mitten im Zweiten Weltkrieg!) angenommen wissen wollte. Er wollte es zu Gott führen, erheben und auf diese Weise mit Sinn füllen.

Die Botschaft der Farben

Dazu diente Rouault in besonderer Weise das Ausdrucksmittel der Farbe. Seine Malweise erinnert nicht zufällig an Glasmalerei. Er hatte als junger Mann in einer Restaurationswerkstatt als Lehrling für Glasmalerei gearbeitet. Eine gewisse Flächigkeit der Darstellung, aber besonders die leuchtenden Farbflächen, deren Leuchtkraft von den schwarzen Konturlinien noch gesteigert wird, zeichnen diese Malweise aus.

Die Farbflächen, welche die nackte Haut Jesu kennzeichnen, sind neben der Grundfarbe des Inkarnats mit Orange-, Rot- und Gelbtönen akzentuiert und von dicken schwarzen Linien umgeben, die wie Bleiruten in Kirchenfenstern wirken. Auch der Umhang schimmert in Rottönen. Das Gesicht Jesu drückt sein Leiden aus. Mit dicken, schwarzen Pinselstrichen werden der Bart und die Haare gekennzeichnet. Helle Farbakzente finden sich im Gesicht und sogar in der Dornenkrone. Sie bilden einen starken Kontrast zum düsteren Bildthema und zu den schwarzen Konturlinien.

Der Hintergrund ist nicht mit der biblischen Szene der Verurteilung Jesu, sondern als Ausblick in eine Landschaft gestaltet. In dunklen Blau- und Grüntönen schaut der Betrachter hinter den Schultern Jesu auf einen See, auf dem ein Boot zu sehen ist. Links ragt ein Turm in einen ebenfalls dunklen und mit ähnlichen Farben charakterisierten Himmel. Auf der Höhe der Schultern und der Hände durchziehen orange-rote Farbbänder das Bild.

Wichtig ist aber die große, rote Sonne, die links zu sehen ist. Selbst sie ist schwarz konturiert, was aber von einem hellen Farbenspiel um den Sonnenball ausgeglichen wird. Sie ist die Quelle der hellen Farbenexplosion. Ähnliche Reflexe finden sich auf schrägen Wolkenbändern auf der anderen Seite der Jesusfigur. Gelbe Farbschimmer erhellen den Horizont der Seelandschaft.

Auf diese Weise wird das Elend des Menschen, das sich in der Darstellung Jesu gebündelt findet, von der Botschaft der Farben überstrahlt. Das Licht der Sonne führt das Leiden weiter, es hebt es nicht auf, aber es erhebt es in eine andere Sphäre. Denn es handelt sich ja um ein himmlisches Phänomen und kann damit als eine Ausformung Gottes interpretiert werden. Gottes Licht bescheint das Leiden des Menschen und gibt ihm Sinn und Zukunft. Auf diese Weise hat Rouault ein beeindruckendes Meditationsbild geschaffen, das auch den Betrachter vom Leiden ins Licht führen kann.

Im Hintergrund die Auferstehung

Handelt es sich bei dem Phänomen der tief über dem Horizont stehenden Sonne um einen Sonnenauf- oder untergang? Nach den Berichten der synoptischen Evangelien kam um die sechste Stunde eine Finsternis über das ganze Land (vgl. Mt 27, 45 par), also ungefähr um 12.00 Uhr mittags. Das könnte mit dem Sonnenstand auf dem Bild, also kurz vor der Kreuzigung, zusammenpassen. Auf der anderen Seite aber gibt es Hinweise auf die

Auferstehung Jesu: zum einen den See, der auf den Treffpunkt Jesu mit seinen Jüngern in Galiläa nach seiner Auferstehung hindeuten könnte (vgl. Mt 28, 10 par); zum anderen das Boot, das ein Hinweis auf die Offenbarung des Auferstandenen am See von Tiberias sein könnte, als die Jünger ihren Alltag als Fischer wieder aufgenommen hatten (vgl. Joh 21, 1–14). Beide Indizien deuten in Richtung einer aufgehenden Sonne, die ein Symbol für die Auferstehung Jesu von den Toten ist und nicht nur sein Leiden und seinen Tod, sondern das Leiden und den Tod eines jeden Menschen in Licht verwandeln will.

Heinz Detlef Stäps

Auf der Flucht

Biblische Erinnerungskultur

„Einen Fremden sollst du nicht ausbeuten. Ihr wisst doch, wie es einem Fremden zumute ist; denn ihr selbst seid im Land Ägypten Fremde gewesen.“ (Ex 23, 9)

Menschheitsthemen

Flucht und Vertreibung sind keine neuen Phänomene. Es sind Menschheitsthemen. In der Bibel sind sie vielfältig und vielschichtig präsent. Das Gebot, die Fremden nicht zu bedrücken und nicht zu bedrängen, findet sich in allen großen alttestamentlichen Rechtsbüchern. Kein anderes Gebot wird dort so oft und so nachdrücklich eingeschärft wie dieses. Die immer wieder genannte Begründung verweist auf die Josefserzählung. Unter dem Druck einer Hungersnot waren die Söhne Jakobs einst nach Ägypten gekommen, wo es dank der klugen Wirtschaftspolitik ihres von ihnen einst gehassten und in die Fremde verkauften Bruders Josef ausreichend Nahrung gab. Die „Wirtschaftsflüchtlinge“, wie mancher heute sagen würde, wurden im Gastland aufgenommen und versorgt, langfristig aber auch ausgebeutet.

Einfühlungsvermögen

Ihr wisst doch genau, wie man sich als Fremder fühlt, wie froh und dankbar, aber auch wie schutzlos und ausgeliefert man ist – nehmt es euch zu Herzen und handelt entsprechend an den Fremden in eurem eigenen Land! Und denkt daran, wie die Witwen und Waisen liegen sie eurem Gott besonders am Herzen. „Er liebt die Fremden und gibt ihnen Nahrung und Klei-

„dung – auch ihr sollt die Fremden lieben, denn ihr seid Fremde in Ägypten gewesen.“ (Dtn 10, 19)

Ethik und Erinnerung

Auch dann, wenn diese biblisch allgegenwärtige Begründung für die eingeforderte Gerechtigkeit und Solidarität gegenüber den Fremden – du selbst warst Fremder in Ägypten! – gar nicht auf die individuellen Biografien des Angesprochenen zutreffen konnte, war sie doch bedeutender Bestandteil der kollektiven Identität Israels und somit eines jeden Israeliten, einer jeden Israelitin geworden. Die ethische Norm lebt aus der Erinnerung an die eigene Rechtlosigkeit als Fremder, und an den Exodus von Gottes Gnaden, die befreiende Flucht.

Die Fremden

Die Bibel spricht selten von „Flüchtlingen“, zumeist von „Fremden“ (hebräisch: ger, Plural gerim). Fremde sind Menschen, die oft gezwungenermaßen, in Angst und Not und Hoffnung, aber doch auch aus vielfältigen Motiven, aus einem anderen Stamm oder aus einem anderen Land gekommen sind und in das soziale Gefüge ihrer neuen Heimatorte integriert werden. Wenn die Bibel die Liebe zum Fremden fordert, ist damit mehr als ein vages Gefühl gemeint, nämlich eine konkrete rechtliche und soziale Praxis. „Die gleiche Weisung und der gleiche Rechtsentscheid gelten für euch und für die Fremden, die bei euch leben.“ (Num 15, 16)

Von der Flucht erzählen

Nicht nur zahlreiche Rechtstexte, auch eine Fülle biblischer Erzählungen haben Flüchtlinge und ihr Geschick im Blick. Ohne zu werten, ohne abzuwerten, nennen sie ganz unterschiedliche

Gründe für die erzählte Flucht. Abraham und Sara müssen wegen einer Hungersnot ihre Heimat verlassen (Gen 12, 10), ebenso Isaak und Rebekka (Gen 26), Jakob und seine Familie (Gen 37–50) und eine namenlose Frau im Umkreis Elischas (2 Kön 8). Am Beginn des Buches Rut verlassen Elimelech und Noomi ebenfalls wegen einer Hungersnot ihre Heimat Betlehem. Rut, die Schwiegertochter aus der Fremde, eine Fremde, wird zur Urgroßmutter Davids, und das Matthäus-Evangelium führt sie als Vorfahrin Jesu auf (Mt 1).

Verfolgt

Andere biblische Flüchtlingsgeschichten handeln von Menschen, die vor Verfolgung fliehen müssen. Mose, der einen ägyptischen Aufseher über hebräische Zwangsarbeiter erschlug, flieht vor Pharao (Ex 2). Mose – und die Messerstechermigration? Mose, Freiheitskämpfer oder Terrorist? Jesus und seine Eltern fliehen vor dem paranoiden Machtmenschen Herodes (Mt 2). Ägypten wird ihnen, wie einst Jakobs Sippe, zum Zufluchtsort. Die ägyptische Sklavin Hagar flieht vor den Demütigungen ihrer Herrin (Gen 16). Auch der neutestamentliche Philemonbrief handelt von der Flucht eines Sklaven. Wird Philemon, der „legitime“, der christliche Besitzer, im geflohenen Sklaven Onesimus nun den Bruder erkennen?

Mein Vater war ein heimatloser Aramäer

Flucht aus dem Sklavenhaus – der Exodus des Volkes Israel ist die Ur-Erzählung. „Ich bin der HERR, dein Gott, der dich aus dem Land Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus.“ (Ex 20, 2; Dtn 5, 6) Gott ist Gott, weil er den Geknebelten, den Geknechteten zum Gott der Befreiung wurde. So stellt er sich selbst vor. Und Israel erinnert sich, wieder und wieder (Dtn 26, 4–11): Fremde und Flüchtlinge, das sind nicht die anderen,

das sind wir. „Mein Vater war ein heimatloser Aramäer.“ (Dtn 26,5)

Und die Fremden in deiner Mitte

Darum kann die große Erinnerungs-Erzählung des herbstlichen Erntedankfestes mit den Worten schließen: „Dann sollst du fröhlich sein und dich freuen über alles Gute, das der HERR, dein Gott, dir und deiner Familie gegeben hat: du, die Leviten und die Fremden in deiner Mitte.“

Susanne Sandherr

Gegen die Globalisierung der Gleichgültigkeit

Ralf Knoblauch arbeitet als Diakon in der Bonner Gemeinde St. Thomas Morus. Er ist dort u. a. in der Flüchtlingsarbeit engagiert.

DSK: Was motiviert Sie für die Arbeit mit Geflüchteten?

Ralf Knoblauch: Ich bin heute Morgen aufgestanden, habe frisches Wasser in die Kaffeemaschine gefüllt, mir einen Kaffee gekocht und ihn getrunken. Einfach so. – Dann bin ich zu meinem Bäcker gegangen und habe mir ein Brötchen gekauft. Während ich das tat, ist neben mir kein Haus explodiert, und auf dem Weg zum Bäcker wurde ich weder wegen meiner Hautfarbe noch wegen meiner Religion oder meiner sexuellen Ausrichtung angefeindet, geschlagen oder ermordet. Ich sitze jetzt wieder in meinem Pfarrhaus, das selbst bei starkem Regen trocken bleibt, ich besitze einen Computer inklusive Internet-Zugang, mit dem ich Zugriff auf nahezu das gesamte Wissen der

Menschheit habe, während ich mein Brötchen esse. Und vielleicht hole ich mir gleich noch einen Kaffee. Ob ich ihn trinke oder einfach stehen lasse ... mal sehen. Kommt nicht drauf an.

DSK: Das sind Dinge, die uns ganz normal vorkommen – aber für viele Menschen sind sie das ganz und gar nicht?

Ralf Knoblauch: Genau! Und um in dieser privilegierten Situation der Sicherheit zu sein, musste ich eben nicht die Menschen zurücklassen, die ich liebe und die mir wichtig sind! Und ich musste auch nicht mein Leben dafür aufs Spiel setzen oder mich einer erniedrigenden Prozedur unterziehen. Wer in einer ähnlichen Situation ist wie ich, gehört zu den reichsten Menschen der Welt. Es tut gut, sich dieses Glück hin und wieder vor Augen zu führen.

DSK: In Ihrer Arbeit mit Geflüchteten bekommen Sie oft sehr drastisch das Gegenteil unserer Normalität, unseres Alltags Glücks, vor Augen geführt?

Ralf Knoblauch: In meiner diakonischen Arbeit mit Geflüchteten werden mir immer wieder Fluchtgeschichten erzählt, die mir vor Augen halten, wie gut es mir eigentlich geht und welch unvorstellbare Strapazen Menschen auf sich nehmen, um hier bei uns in Deutschland Zuflucht zu finden.

DSK: Könnten Sie so etwas wie einen diakonischen Grundauftrag in Ihrer Arbeit mit geflüchteten Menschen formulieren?

Ralf Knoblauch: Vielleicht kann ich es so umschreiben: Die Sorgen der Geflüchteten für Leib und Seele ernst nehmen; so verstehe ich meinen diakonischen Grundauftrag. Nur in der persönlichen Begegnung werden ja Einzelschicksale erkennbar: Es sind immer Menschen mit ihrer je eigenen Geschichte, denen geholfen werden muss. Dabei steht dann tatsächlich für mich die einzelne Person in ihrer bedrohten und doch von Gott her unverlierbaren Würde im Mittelpunkt.

DSK: Erfahren Sie Ermutigung und Unterstützung für Ihre Arbeit im Raum der Kirche?

Ralf Knoblauch: Papst Franziskus unterstützt uns in dieser Zuwendung zum Einzelnen, in unserem individuellen Handeln, wenn er vor einer verschärften Globalisierung der Gleichgültigkeit warnt. Er ruft nach erneuerten, anderen Zeichen der Zeit, die gerade Christinnen und Christen aussenden müssten; er ruft nach gelebter Humanität und mehr erfahrbarer Hilfe. Für ihn hat die biblische Grundaussage von der gleichen, gottgegebenen Würde aller Menschen höchste Priorität.

Menschenwürde ist eben nicht etwas, das sich der Mensch durch Wohlwollen verdienen muss. Menschenwürde hat der Mensch nicht nur, solange er in einem stabilen Umfeld lebt, solange er Ansehen und Heimat hat. Das Recht auf Achtung seiner Würde kann und darf keinem Menschen abgesprochen werden. Das ist der Maßstab, an dem wir unser Handeln messen müssen.

DSK: Was bedeutet die Flüchtlingsarbeit Ihnen persönlich?

Ralf Knoblauch: Die in ganz unterschiedlichen Projekten gemachten Erfahrungen mit Geflüchteten in Grenz- und Krisensituationen stellen nicht nur einen besonderen, auch geistlichen, Reichtum dar. Sie sind auch eine – oft übersehene – Quelle der Erneuerung des interreligiösen Dialogs, also auch ein wichtiger Baustein zum gegenseitigen Verstehen und somit auch zur Integration.

DSK: Gibt es so etwas wie eine richtige Grundhaltung Flüchtlingen gegenüber?

Ralf Knoblauch: Eine Haltung der Aufmerksamkeit den Geflüchteten gegenüber ist wichtig; ich würde sie als eine Haltung des Lernens und damit des Hörens, eine Haltung des solidarischen Interesses und Beistands beschreiben.

DSK: Sie selbst sind auch als mittlerweile bekannter und in vielen Ausstellungen und Projekten präsender Künstler tätig. Es gab bereits gemeinsame Kunstprojekte mit Geflüchteten. Welchen Stellenwert hat in Ihren Augen die Kunst in der Flüchtlingsarbeit und im Integrationsprozess?

Ralf Knoblauch: Kunst kann tatsächlich ein verbindender Weg sein. Ein großes Kunstprojekt, das sich vor allem um die Integration von Geflüchteten bemüht, fand im öffentlichen Raum in Bonn-Tannenbusch statt, einem Stadtteil, in dem Menschen vieler verschiedener Nationen leben. Unter der künstlerischen Leitung der Bildhauerin Brele Scholz gestalteten sieben geflüchtete Männer ein Einbaumboot. Dieses Boot ist einerseits Symbol des Scheiterns angesichts Tausender Menschen, die in den letzten Jahren im Mittelmeer ertrunken sind. Andererseits symbolisiert das Boot die große Hoffnungskraft der Flüchtlinge, ihre Sehnsucht, eine neue, friedliche Heimat zu finden. Darüber hinaus habe ich kürzlich ein Fotokunstprojekt initiiert. Hier ging es darum, dass sich Geflüchtete auf kreative Weise erneut ihrer eigenen Würde bewusst werden können und wieder Wertschätzung und Achtung erleben.

DSK: Der Blick auf den einzelnen Menschen, die Stärkung der Würde der Person – gegen die Globalisierung der Gleichgültigkeit –, das ist der christliche Auftrag, den Sie in Ihrem Alltag umsetzen. Haben Sie vielen Dank für das Gespräch!

Das Interview führte Dorothee Sandherr-Klemp

Abrahamisches Forum in Deutschland

Angesichts der zunehmenden Vorbehalte gegen Religion insgesamt, aber vor allem gegen den Islam und das Judentum, wurde im Jahr 2001 auf Initiative des Interkulturellen Rates das

Abrahamische Forum in Deutschland gegründet. Das Forum ist ein Zusammenschluss von Juden, Christen, Muslimen und Bahai mit Wissenschaftlern und Experten, die sich gemeinsam um ein friedliches Miteinander der abrahamischen Religionen bemühen. Inzwischen gibt es Abrahamische Foren auch auf europäischer und internationaler Ebene.

Für ein friedliches Zusammenleben

Ziel des Abrahamischen Forums ist es, in unserer Gesellschaft das friedliche Zusammenleben zu fördern und dabei insbesondere zwischen religiösen Menschen Vertrauen und Zusammenarbeit zu stärken. Dabei sind junge Menschen besonders im Blick der Aktivitäten des Abrahamischen Forums. Bundesweit besuchen sogenannte „Abrahamische Teams“ Kindertageseinrichtungen, Schulen, Jugendeinrichtungen, Kirchengemeinden, Moscheen und Synagogen, um auf spielerische Art die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Religionen vorzustellen und ins Gespräch zu bringen. Von den Teams wurden auch abrahamische Feiern und Feste wie beispielsweise das Noah-Fest entwickelt und erprobt. Dem Forum ist es wichtig, durch die Kooperationen unter den Religionen zur Überwindung von Rassismus und Gewalt beitragen zu können. Bisher hat das Abrahamische Forum in Deutschland über 350 Veranstaltungen und Einsätze solcher Abrahamischen Teams durchgeführt und dazu mehrere Veröffentlichungen sowie zahlreiche Anleitungen und Materialien für die Praxis des interreligiösen und interkulturellen Dialogs herausgegeben.

Gemeinsamer Einsatz für die biologische Vielfalt

Seit Beginn des Jahres 2017 führt das Abrahamische Forum das bundesweit neuartige Projekt „Religionen für biologische Vielfalt“ durch. Hierbei arbeiten Vertreterinnen und Vertreter von

Religionsgemeinschaften und Naturschutzakteuren zusammen, auch die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland ist an dem Projekt beteiligt. Ziel des Projektes ist die Planung und Koordination gemeinsamer Aktivitäten der Religionen im Bereich des Naturschutzes. Im Fokus steht zunächst der Aufbau einer „Religiösen Naturschutzwoche“, die im Anschluss an den ökumenischen Tag der Schöpfung im September jeden Jahres stattfinden soll. Unter anderem wurden in Darmstadt, Köln und Osnabrück schon solche Wochen durchgeführt. Zudem wurden „Religiöse Teams“ gebildet, die in Schulen das Thema Religionen und Naturschutz und die Rolle der Religionen in der Naturschutzarbeit behandeln.

Interreligiösen Dialog stärken

Um den interreligiösen Austausch zu fördern, hat das Abrahamische Forum die Interreligiöse Konferenz eingerichtet. In ihr arbeiten Räte der Religionen, Runde Tische der Religionen und ähnliche Einrichtungen aus verschiedenen Kommunen in Deutschland zusammen. Die Interreligiöse Konferenz fördert die interreligiösen kommunalen Kooperationen in Deutschland und informiert über Entwicklungen in anderen europäischen Ländern. Daneben hat das Abrahamische Forum das Deutsche Islamforum eingerichtet. Darin werden gemeinsam auch kritische Fragen des Zusammenlebens offen und kontrovers diskutiert. Vertretungen aller relevanten muslimischen Verbände nahmen daran ebenso teil wie Persönlichkeiten aus Staat, Gesellschaft, anderen Religionsgemeinschaften und der Wissenschaft. Bald danach wurden auch Islamforen auf Länder- und kommunaler Ebene gebildet. Weitere Informationen und Materialien sind unter <https://abrahamisches-forum.de> zu finden.

Marc Witzenbacher

An den Strömen von Babel

Der 137. Psalm

Den Text des Psalms finden Sie auf Seite 30.

Ich wohne mitten in München. Ich habe es gut. Zwei Minuten, und ich habe einen malerischen Isar-Kanal erreicht.

Alles grün

Alles grün. Alles schön. Alles frisch. Mitten im Naturschutzgebiet. Ich habe es gut getroffen. Meine Gäste sind begeistert. Mir gefällt es auch. Die Sänger und Sängerinnen des Psalms waren dagegen nicht aus freien Stücken, wo sie waren. Sie saßen, in der Verzweiflung der Deportierten, an den Wasserkanälen des Eufrat, die die babylonische Hauptstadt durchzogen. Unter den Bachweiden und unter den Pappeln hielten sie Totenklage über Zion. Ach, Zion!

Die verlorene Heimat

Trauer und Schmerz. Die verlorene Heimat. Verloren, bedroht, furchtbar und vielfach bedrängt. Doch da verlangen Babylonier auch noch zynisch statt der Klagelieder von den Flüchtlingen Freudenlieder, gerne über die Unzerstörbarkeit der Stadt. Los, los! Ihr wisst schon, um was es geht! (Ps 46; 48; 87; 122). Jubel! Jubel! Ziert euch nicht!

Wenn ich dich je vergesse

Das war definitiv zu viel. Das bricht alles ein. Da bricht alles auf. Da weigern sich die Musiker und Musikerinnen. Da hängen sie ihre Leiern in die Bäume. Und verstummen. Absolut.

Wie, so heißt es im 137. Psalm, sollen da Hymnen auf JHWH, den einen und einzigen Gott Israels, noch möglich sein?

Die Zunge soll mir am Gaumen kleben

Wir kennen das nicht. Wir trinken, bevor uns die Zunge am Gaumen klebt. Hier sagt aber der Beter, die Beterin, im Blick auf Jerusalem: „Die Zunge soll mir am Gaumen kleben, / wenn ich deiner nicht mehr gedenke.“

Wir schauen zu

Ich denke an die unvorstellbare Not der verfolgten Rohingya in Myanmar. Die Weltgemeinschaft schaut zu. Ich schaue zu. Was ist die richtige Strategie? Was hilft weiter? Damals, in Babel: Der Strafwunsch gegen die Edomiter, die die Babylonier zur totalen Zerstörung Jerusalems angestachelt hatten? Oder der Rachewunsch gegen die „Tochter Babel“, deren in Babylon herrschende Dynastie ein Ende herbeigewünscht wird? Worte, gesprochen in letzter, in höchster Not. Ist das wirklich Gottes letztes Wort? Wann ergreifen wir, die wir gewiss nicht allmächtig, aber doch auch nicht gänzlich ohnmächtig sind, endlich das Wort?

Susanne Sandherr

Nothilfe: Bundesarbeitsgemeinschaft „Asyl in der Kirche“

Im vergangenen Jahr gab es in Deutschland 544 bekannte Fälle mit insgesamt mindestens 872 Betroffenen, bei denen Kirchengemeinden Geflüchteten Schutz gewährten, also ein sogenanntes Kirchenasyl. Dabei wurden die Betroffenen in

Kirchenräumen untergebracht, um sie vor der drohenden Abschiebung zu schützen. Meist handelte es sich um sogenannte Dublin-Fälle, bei denen Flüchtlinge in das EU-Land zurückgebracht werden sollen, in dem sie zuerst ihren Asylantrag gestellt haben. Kirchenasyl ist ein letzter, legitimer Versuch einer Gemeinde, Flüchtlingen durch zeitlich befristete Schutzgewährung beizustehen, um auf eine erneute, sorgfältige Überprüfung ihrer Situation hinzuwirken. Unterstützt werden diese Kirchengemeinden seit mehr als 30 Jahren von der Bundesarbeitsgemeinschaft „Asyl in der Kirche“.

Überkonfessioneller Zusammenschluss

In dem ökumenischen Verein haben sich die Kirchenasylbewegungen in Deutschland organisatorisch verbunden. Ihm gehören bundesweit die Ländernetzwerke der evangelischen, katholischen und freikirchlichen Kirchengemeinden an, die bereit sind, Kirchenasyl zu gewähren. Ihr Engagement für Menschen, die von einer Abschiebung bedroht sind, sehen die Gemeinden als Ausdruck des christlichen Glaubens. Von der Vertreibung aus dem Paradies über die Geschichten der Erzväter, die Flucht des Mose nach Midian oder die Befreiung der Israeliten, die Vertreibung des Volkes aus Jerusalem und die babylonische Gefangenschaft, die Lieder der Psalmen, die Geschichten, Gleichnisse oder Briefe aus dem Neuen Testament: die Bibel erzählt zahlreiche Geschichten von Flucht und Vertreibung. Dem Fremdling, der in der Stadt ist, soll Schutz und Hilfe gewährt werden (vgl. Dtn 5,14). Im „Gemeinsamen Wort der Kirchen zu den Herausforderungen durch Migration und Flucht“ (1997) heißt es: „Es ist von ihrem Selbstverständnis her Aufgabe der Kirchen, immer dort mahnend einzugreifen, wo Rechte von Menschen verletzt sind und sich eine kirchliche Beistandspflicht für bedrängte Menschen ergibt. Die Praxis des sogenannten Kirchenasyls ist nicht zuletzt auch eine Anfrage an die Politik, ob die im

Asyl- und Ausländerrecht getroffenen Regelungen in jedem Falle die Menschen, die zu uns gekommen sind, beschützen und vor Verfolgung, Folter oder gar Tod bewahren. Kirchengemeinden, die sich für die Verwirklichung dieser Menschen- und Grundrechte einsetzen [...], verdienen für ihr Eintreten für ethische Prinzipien, die zu den Grundlagen unseres Glaubens gehören, grundsätzlich Unterstützung und Anerkennung.“ Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Heinrich Bedford-Strohm, nannte Gemeinden, die sich für Kirchenasyl engagieren, „Vorbilder für die Exzellenzinitiative der Humanität, die wir brauchen“.

Rechtliche, theologische und praktische Beratung

Der Verein, der sich ausschließlich über Spenden finanziert, unterstützt Gemeinden, die ein Kirchenasyl gewähren, und engagiert sich auch in der Öffentlichkeit für die Anliegen und Fragen zum Thema Kirchenasyl. Gemeinden können sich rechtlich, theologisch und praktisch beraten lassen und werden so in dieser Ausnahmesituation unterstützt. Der Verein bietet auch Tagungen und Fortbildungsveranstaltungen an. Alle Kirchenasyle werden bundesweit dokumentiert und ausgewertet. Zudem hält der Verein die Kontakte mit den verantwortlichen Stellen in Politik und Kirchen. Für die Kirchengemeinden ist diese Unterstützung sehr entlastend, da die Gemeinden mit der Gewährung von Kirchenasyl zwischen die Behörden, die Anordnungen zum Abschiebungsvollzug auszuführen haben, und die betroffenen Flüchtlinge treten. Mit dem Kirchenasyl wird Zeit für weitere Verhandlungen geschaffen, alle Rechtsmittel können ausgeschöpft und ein möglichst faires Verfahren angestrebt werden, in dem alle Aspekte des anstehenden Falles berücksichtigt werden können.

Kirchenasyl hat in vielen Fällen Erfolg

Mit einem Kirchenasyl sollen die behördlichen Überprüfungen nicht ausgehebelt werden, im Gegenteil. Durch die längere Zeit, die den Schutzsuchenden bleibt, gelingt es in vielen Fällen, ein neues Verfahren oder ein Bleiberecht für die Flüchtlinge zu erwirken. Die Bundesarbeitsgemeinschaft setzt daher auf ein enges und vertrauensvolles Verhältnis mit den Behörden. Zudem gilt eine kirchliche Unterbringung ohne eine Meldung an die Behörden nicht als Kirchenasyl. Ein Kirchenasyl ist demnach kein rechtsfreier Raum. Auch wenn der Staat von seinem Zugriffsrecht Gebrauch machen kann, um die Abschiebung zu vollziehen, besteht eine grundsätzliche staatliche Toleranz des Kirchenasyls. Seit dem 1. August 2018 gelten jedoch schärfere Regeln für staatlich geduldete Kirchenasyle. Flüchtlinge müssen im Kirchenasyl nun bis zu eineinhalb Jahre ausharren, bis sie vor einer Abschiebung geschützt werden. Zudem war die staatliche Kritik am Kirchenasyl lauter geworden. Die Bundesarbeitsgemeinschaft setzt sich weiter für das Kirchenasyl ein, denn es gehe um das Schicksal der Flüchtlinge, auf deren Rücken das Verfahren ausgetragen werde. „Wir fordern nach wie vor eine Würdigung jedes Einzelfalls und eine Diskussion über Qualität im Flüchtlingsschutz, nicht Quantität von Abwehr“, sagt Dietlind Jochims, Vorsitzende der Bundesarbeitsgemeinschaft. Es bleibe das Ziel des Vereins, die Struktur der Verfahren so zu verbessern, dass ein Kirchenasyl letztlich nicht notwendig ist. Information zum Kirchenasyl und der Bundesarbeitsgemeinschaft sind unter www.kirchenasyl.de zu finden.

Marc Witzenbacher

Glaubensflüchtlinge und Gottesdienst

Standen im letzten Monat beim Aspekt der Integration von Flüchtlingen nach dem Zweiten Weltkrieg römisch-katholische Gläubige im Fokus, so sollen nun unter dem Thema „Glaubensflüchtlinge“ andere Konfessionen in den Blick kommen. Aber selbstverständlich gab und gibt es auch katholische Glaubensflüchtlinge: Etwa im Zuge der Reformation sind Katholiken aus niederländischem Gebiet nach Belgien oder ins Rheinland geflohen, oder aus England und Schottland auf den Kontinent. Der konfessionsübergreifende Blick soll jedoch deutlich machen, dass die Problematik alle Konfessionen betrifft.

Beispiel: „westliche“ Ostkirchen

Nach der russischen Revolution sind nicht wenige orthodoxe Gläubige in den Westen Europas geflohen. Dabei konnte der Wunsch zur freien Religionsausübung mit dem nach freiem Gewerbe und Arbeitsmöglichkeiten einhergehen. Später kam Amerika als Auswanderungsziel hinzu. Als Gastarbeiter kamen Griechen nach Westeuropa und bilden heute die größte orthodoxe Gruppe. In den letzten Jahrzehnten hat es zudem erhebliche Migrationsbewegungen von Christen aus dem Nahen und Mittleren Osten gegeben. So sind viele Kopten aus Ägypten oder christliche Assyrier aus dem Irak nach Europa und vor allem in die USA ausgewandert. Die meisten Mitglieder der „Apostolisch Assyrischen Kirche des Ostens“ leben heute nicht im Orient, sondern in Nordamerika und Australien.

Die entstehenden Gemeinden sind erheblichen Herausforderungen ausgesetzt. Denn sie treffen auf eine stärker säkularisierte Umwelt als im Herkunftsland. Zudem haben orthodoxe „Mutterkirchen“ bisweilen erhebliche Vorbehalte gegen den Westen und die westliche Theologie. Etwa die in protestantischen Kirchen

heute übliche Frauenordination wird von vielen Ostkirchen als heftige Herausforderung verstanden.

So sind das Bedürfnis und die Notwendigkeit der Migrantengemeinden groß, die eigene liturgische Tradition fortzusetzen und sich dennoch nicht in eine Isolation zu begeben. Die Feiern bleiben in der Regel in Kongruenz mit den Mutterkirchen. Zugleich ist das Sprachenproblem ein drängendes, ist doch die zweite oder dritte Migrantengeneration nicht mehr in der Lage, der klassischen Liturgiesprache zu folgen. So haben sich in den USA in nicht wenigen Gemeinden englischsprachige Formulare durchgesetzt, was aber auch dem ostkirchlichen Prinzip entspricht, die Liturgiesprache nicht als Sondersprache zu praktizieren.

Beispiel: aus Russland eingewanderte Täufer

Ein anderes Beispiel für religiöse Migrationsbewegungen sind täuferische Gemeinden. Wieder aus dem Gemisch von Bedrängung einerseits und Arbeitsmöglichkeiten andererseits sind Täufer in der Neuzeit nach Osteuropa gewandert, etwa in das Weichseldelta, speziell aber nach Russland, und konnten dort ihren Glauben und ihre Gottesdienstformen weiterführen, weil ihnen von der Obrigkeit religiöse Freiräume geboten wurden. Als sich in Russland die Situation änderte, wanderten viele Täufer nach Amerika aus, wo es noch heute Gemeinden gibt (Mennoniten, Amish, Hutterer), die Gottesdienste in einem frühen Hochdeutsch feiern und vor allem ihre Lieder in dieser Sprache tradieren. Andere blieben in Russland und haben dort auch in schwierigen Zeiten und unter Restriktionen ausgeharrt. Im Rahmen der Aussiedlung in den letzten Jahrzehnten sind praktisch alle Angehörigen dieser Gemeinden nach Deutschland übersiedelt. Sie leben in der eigenartigen Situation, dass sie in Russland gerade vonseiten der Obrigkeit als „deutsch“ klassifiziert wurden, in Deutschland aber als „Russen“ gesehen werden. Anders als evangelische und ka-

tholische Aussiedler, die sich zügig in die entsprechenden Gemeinden der Diözesen oder Landeskirchen integrieren konnten, bilden diese russlanddeutschen Täufer auch innerhalb der Freikirchenlandschaft eigene Gemeinden, in denen sich das ganze Leben der Gläubigen abspielt.

Wie Heinrich Derksen in einer Studie erläutert, läuft der sonntägliche Gottesdienst nach gewissen Regeln ab, aber nicht nach einem liturgischen Buch. Es handelt sich um einen „Predigtgottesdienst“ mit 3–4 Predigten ohne eine eigentliche Schriftlesung. Die Prediger (ausschließlich Männer) sind keine ausgebildeten Theologen, und sie sprechen meist über die Lebensführung. Frauen kommen eher bei freien Beiträgen oder dem Vortrag von Gedichten zu Wort. Es wird kein Glaubensbekenntnis gesprochen und auch kein Vaterunser gebetet, wohl aber kennt man ein Murrelgebet: Dabei spricht jeder halblaut seine Gebetsanliegen, bisweilen auch emotional und unter Tränenausbruch. Die von Klavier oder Keyboard begleiteten Gesänge der Gemeinde sind von besonderer Wichtigkeit, sie werden auch spontan aufgrund von Zurufen aus der Gemeinde angestimmt. Insgesamt wird deutlich, dass der Gottesdienst sich aus täuferischen und baptistischen Quellen speist, aber im 19. Jahrhundert von der Erweckungsbewegung und von kulturellen Elementen überformt wurde.

Es gibt Gemeinden, die einer Anpassung an die Umwelt gegenüber aufgeschlossen sind, und solche, die sich eher abkapseln, damit aber in der Gefahr stehen, ins Sektiererische zu geraten. Eine Öffnung hin zu einer theologischen Reflexion des eigenen gottesdienstlichen Handelns stellt darum eine drängende Notwendigkeit dar.

Liturgische Eigen- und Umwelt

Vielleicht ist mit den Beispielen ganz gut erfahrbar, worin die Problematik der gottesdienstlichen Integration von Migranten liegt. Einerseits ist eine Bewahrung liturgischer Eigenständigkeit

wichtig, um gerade in religiöser Hinsicht Orientierung in einer fremden Umwelt zu geben. Andererseits besteht die Gefahr der Isolierung bis hin zum Sektiererischen, die die Auseinandersetzung und das Miteinander mit den neuen Nachbarn zu verhindern droht. Entscheidender Impuls für ein Gelingen einer neuen Beheimatung dürfte die Stärkung des Bewusstseins der eigenen Identität sein, die es ermöglicht, sowohl in einer Tradition verwurzelt zu sein als auch sich in einer neuen Lebenssituation zu rechtzufinden und einbringen zu können.

Friedrich Lurz

Heiliger des Monats: Jean-Baptiste de la Salle

Vor 300 Jahren, am Karfreitag, dem 7. April 1719, starb in Rouen einer der bedeutendsten christlichen Lehrer Frankreichs und der katholischen Kirche im 17. und 18. Jahrhundert: Jean-Baptiste de la Salle. Sein wichtigstes Anliegen war die Bildung, eine den Menschen zugewandte Pädagogik sowie das Bemühen, selbst Kindern in ärmsten Verhältnissen den Besuch einer Schule und eine angemessene Bildung zu verschaffen. Jean-Baptiste de la Salle wurde im Jahr 1900 heiliggesprochen und 1950 von Papst Pius XII. zum Patron der Lehrer, der Erzieher und des christlichen Unterrichts ernannt. Bis heute gehört der von ihm gegründete Orden zu den größten katholischen Schulorden.

Ein Herz für die Kinder

Jean-Baptiste de la Salle wurde am 30. April 1651 in Reims geboren. Er stammte aus einer angesehenen Adelsfamilie und sollte nach dem Willen seines Vaters, einem einflussreichen Richter am Präsidialgericht, eine juristische Karriere anstreben, entschied

sich aber für den Priesterberuf. Sein tiefgläubiger Vater ermöglichte ihm eine erstklassige Ausbildung an der Pariser Sorbonne. 1678 wurde Jean-Baptiste zum Priester geweiht. Wenig später wurde er auch zum Domherren in seiner Heimatstadt Reims ernannt. Bereits in seiner Ausbildung hatte de la Salle erkannt, wie wichtig eine gute Bildung war und wie wenige Menschen Zugang zu guten Schulen hatten. Um 1680 begann er, Lehrer in sein Haus einzuladen und mit ihnen zu überlegen, wie man eine gute allgemeine Bildung für möglichst viele Menschen schaffen könnte. Er eröffnete eine kostenlose Schule für die Armen und nahm einige Armenschullehrer in sein Haus auf. Die Schulen de la Salles, die er meist aus seinem eigenen Vermögen finanzierte, verstanden sich als christliche Schulen und standen allen Kindern offen.

Kongregation der Brüder der Christlichen Schulen

Aus dem Kreis der Lehrer entstand schließlich eine Gemeinschaft, die er „Kongregation der Brüder der Christlichen Schulen“ (Schulbrüder) nannte. Seine Stellung als Domherr gab de la Salle auf und widmete sich ganz der Bildung. Er gründete Realschulen, Sonntagsschulen, Heime für verwahrloste Jugendliche sowie einige Lehrerseminare. Als Unterrichtssprache führte er Französisch ein, bislang wurde in den meisten Schulen nur auf Latein unterrichtet. Nach der Vorstellung de la Salles sollten die Lehrer die Herzen der Kinder gewinnen und ihnen Vorbild sowie väterliche Vertrauensperson sein. De la Salle orientierte sich an einer modernen Pädagogik, regte zahlreiche Anschauungsobjekte für den Unterricht an und sorgte für eine kindgerechte Didaktik. Die Kinder wurden angeregt, sich gegenseitig zu helfen, Essen zu teilen, Kranke zu besuchen und Schwächeren beim Unterricht zu helfen. Der Ruf dieser Schulen und der sie tragenden Gemeinschaft verbreitete sich rasch. Einige Diözesen baten darum, dass auch in ihrem Bereich Schulen dieser Art eröffnet werden sollten.

Unterricht in Klassen und Verbot der körperlichen Strafen

Neben der Einführung der Muttersprache geht auch die Einteilung in Unterrichtsklassen auf Jean-Baptiste de la Salle zurück. Zudem verbot er in allen seinen Einrichtungen körperliche Strafen. De la Salle arbeitete immer weiter an einem christlichen Bildungssystem und erstellte zahlreiche Regeln, Schriften und Methoden, wie eine christliche Schule nach seiner Vorstellung gestaltet werden kann. Daraus entwickelte sich die Lasallianische Pädagogik, nach der bis heute an christlichen Schulen in aller Welt unterrichtet wird. Als Jean-Baptiste de la Salle starb, umfasste die Gemeinschaft der Schulbrüder bereits 100 Mitglieder, die in 20 Gemeinden tätig waren. Während der Französischen Revolution wurde der immer weiter wachsende Orden zeitweilig verboten, unter Napoleon wurde er wieder zugelassen. Im 19. Jahrhundert breitete sich die Kongregation weltweit aus. In Deutschland sind die Brüder der christlichen Schulen nicht mehr vertreten. Sie betrieben aber z. B. bis zum Jahr 2012 im bayerischen Illertissen das Gymnasium Kolleg der Schulbrüder Illertissen. In Österreich existieren noch vier De-La-Salle-Schulen, drei in Wien und eine im oberösterreichischen Bad Goisern am Hallstättersee. Heute umfasst der Orden rund 70 000 Mitarbeiter in 80 Ländern und ist eine der größten Brüdergemeinschaften der katholischen Kirche. In den knapp 1 000 Schulen werden fast 900 000 Kinder unterrichtet.

Marc Witzenbacher

100 Jahre „Bauhaus“

Am 6. April wird in Weimar das große Jubiläum der weltberühmten Kunstschule Bauhaus eröffnet. Denn genau vor 100 Jahren wurde das Bauhaus gegründet. Das Jubiläum wird groß

begangen. So öffnen beispielsweise in Thüringen und Sachsen-Anhalt zwei neue Museen ihre Türen. Zuerst wird am 6. April in Weimar das „bauhaus museum weimar“ starten. In dem Museum wird die Geschichte des Bauhauses in Weimar mit Fragen nach der Lebensgestaltung von Heute verknüpft und soll somit die Aktualität des Bauhauses unterstreichen. Im November 2019 wird dann die Eröffnung eines weiteren Bauhaus-Museums in Dessau folgen. Auf rund 1500 Quadratmetern werden dort die etwa 40 000 Exponate der Sammlung der Stiftung Bauhaus Dessau gezeigt.

Bauhaus inspirierte auch kirchliche Kunst

Die Bauhaus-Meister um Walter Gropius und ihre Schüler haben nach dem Ersten Weltkrieg die Architektur revolutioniert. Das Staatliche Bauhaus zog nach seiner Gründung in Weimar 1925 nach Dessau und anschließend weiter nach Berlin, wo es im Jahr 1933 von den Nationalsozialisten verboten wurde. Viele Bauhaus-Künstler wanderten anschließend aus und verbreiteten die Ideen in alle Welt. Auch im Kirchenbau hat sich der Bauhausstil ausgedrückt. Insbesondere der Kirchenarchitekt Otto Bartning, der zahlreiche Kirchen in Deutschland entworfen und gebaut hat, ließ sich sehr vom Bauhaus anregen. Besonders ist dies an der 1929 in Essen errichteten Auferstehungskirche zu beobachten. Zu den vom Bauhaus inspirierten Kirchen zählen aber auch beispielsweise die von Hans Peter Fischer 1928 in der Wilhelm-Riphahn-Siedlung in Köln-Bickendorf erbaute Kirche St. Dreikönigen, die 1928–1930 von Rudolf Schwarz gebaute Fronleichnamskirche in Aachen sowie die 1930–1932 von Dominikus Böhm realisierte Pfarrkirche St. Engelbert in Köln-Riehl. Das umfangreiche Programm des Jubiläums sowie zahlreiche weitere Informationen sind unter www.bauhaus100.de zu finden.

Marc Witzenbacher

Kirchliches Programm auf der Bundesgartenschau

Am 17. April öffnet die diesjährige Bundesgartenschau (BUGA) in der baden-württembergischen Stadt Heilbronn ihre Tore. An den insgesamt 173 Tagen der Ausstellung bieten auch die Kirchen in Heilbronn ein umfangreiches Programm an. Unter dem Motto „Leben schmecken“ leisten die Kirchen einen gemeinsamen Beitrag. In einem eigenen rund 1 000 Quadratmeter großen Veranstaltungsbereich unterstreichen die Kirchen das Verständnis der Natur als Gottes Schöpfung. Im Verständnis der Erde als dem großen Garten Gottes werden rund um die zentralen Themen Schöpfung und Ernährung geistliche Impulse und Gottesdienste gefeiert sowie musikalisch-kulturelle Beiträge und Aktionen geboten.

Ökumenische Präsenz auf der BUGA 2019

Das Programm haben die Kirchen in Heilbronn von langer Hand vorbereitet. Dabei sind sie jeden Schritt ökumenisch gegangen. Das Projektbüro ist mit einer evangelischen Theologin und einem katholischen Theologen besetzt. Außerdem arbeiten die verschiedenen Mitgliedskirchen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Heilbronn bei dem Kirchenprogramm mit. Die BUGA sehen die Kirchen als eine Herausforderung und Chance, die Menschen mit anderen Formaten und Inhalten anzusprechen. Auch überregionale Kirchenveranstaltungen werden 2019 auf der BUGA in Heilbronn stattfinden. So wird u. a. der jährliche bundesweite ökumenische „Tag der Schöpfung“ am 4. Oktober 2019 mit einer zentralen Veranstaltung auf der BUGA in Heilbronn gefeiert. Rund 300 ehrenamtliche Mitarbeiter arbeiten an dem Projekt mit, um während der Ausstellung die Kirchen auf

der BUGA zu präsentieren. Das ganze kirchliche Programm sowie weitere Informationen finden Sie unter <https://www.kirche-buga2019.de>.

Marc Witzenbacher

Gottesdienste im ZDF

- Sonntag, 7. April 2019 – 9.30 Uhr,
Stadtkirche, Pforzheim (ev.)
- Sonntag, 14. April 2019 – 9.30 Uhr,
St. Dominicus, Berlin/Neukölln (kath.)
- Sonntag, 21. April 2019 – 9.30 Uhr,
Augustinerkirche, Gotha (ev.)
- Sonntag, 28. April 2019 – 9.30 Uhr,
Gemeinde in Österreich bei Redaktionsschluss noch unbekannt (kath.)

DOMRADIO

- Eine aktuelle Auslegung des in MAGNIFICAT abgedruckten Tagesevangeliums hören Sie von Montag bis Samstag im DOMRADIO ab ca. 7.55 Uhr. Für die lebensnahe und tiefgründige Auslegung des Textes lädt DOMRADIO wöchentlich einen Priester oder qualifizierten Laien zu Live-Gesprächen ein. Sendung verpasst? Dann nutzen Sie das Archiv oder das Podcast-Angebot auf www.domradio.de.
- Sonntags um 10 Uhr überträgt DOMRADIO einen Gottesdienst aus dem Erzbistum Köln sowie um 10 und 18 Uhr die Gottesdienste aus dem Kölner Dom live im Internet-TV auf www.domradio.de. Die Predigt ist als Podcast erhältlich.
- Bei Fragen erreichen Sie DOMRADIO unter Tel. 02 21 / 25 88 60.

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Die Heilige Woche 2019

Heimat
Heilige Stadt

Seht, die Wohnung Gottes unter den Menschen!
Er wird in ihrer Mitte wohnen
und sie werden sein Volk sein;
und er, Gott, wird bei ihnen sein.

Offenbarung – Kapitel 21, Vers 3

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

ZUM TITELBILD

Einzug nach Jerusalem

Festtagsevangelistar mit Kanontafeln,
Reichenau (?), 2. Viertel 11. Jahrhundert,
Cod. F. II. 1., fol. 29v,
© Bibliotheca Civica Queriniana, Brescia

Die von der Forschung kaum rezipierte Handschrift besteht aus zwei Teilen: Den Anfang des Codex bilden 19 architektonisch aufgefasste Canones-Bögen, unter denen die einzelnen Perikopen der verschiedenen Evangelien aufgelistet sind, geordnet nach ihren Parallelen in den anderen Evangelien. Kanontafeln gehören eigentlich zu einem Vollevangeliar mit dem vollständigen Text aller vier Evangelien. Auf fol. 20v beginnt aber ein Evangelistar mit nur zwölf Evangelientexten zu den wichtigsten Festen, elf ganzseitigen Miniaturen und zwölf Prunkinitialen, die, mit einer Ausnahme, zu Beginn der Evangelien einander gegenüberstehen. Wegen der unterschiedlichen Qualität des Pergaments und der verschiedenen Farben ist eine Zusammensetzung aus zwei ursprünglich eigenständigen Handschriften sehr wahrscheinlich.

Aufgrund des Stils der Miniaturen und der Kanonbögen ist die Handschrift wohl noch vor der Mitte des 11. Jahrhunderts auf der Insel Reichenau entstanden und gehört zu den Spätwerken dieses bedeutenden ottonischen Skriptoriums. Spätestens vom 14. bis zum 17. Jahrhundert gehörte der Codex zum Besitz der oberitalienischen Familie Lamberti, wie Einträge dokumentieren. Später erwarb sie Kardinal Angelo Maria Quirini, der 1750 die nach ihm benannte Bibliothek stiftete. In deren erstem Katalog war der Codex bereits aufgeführt.

Unser Titelbild zeigt den Einzug Jesu nach Jerusalem. Die Bewohner strömen aus der Stadt und begrüßen Jesus, der auf einem Esel reitet. Sein Kopf bildet die Mitte einer großen goldenen Kreisfläche. Er ist das Zentrum, er ist der Herr.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Die Heilige Stadt, das heutige Jerusalem, wird von drei Weltreligionen als religiöses Zentrum beansprucht und faktisch von unterschiedlichsten Gruppierungen je nach deren eigenen Vorstellungen gestaltet. Radikale Strömungen legen es gar darauf an, mit Gewalt die Herrschaft über den Tempelberg an sich zu reißen und entweder den jüdischen Tempel dort neu zu errichten oder das muslimische Heiligtum von allen Nichtmuslimen zu befreien. Jerusalem, eine heilige Stadt? Man könnte an diesem Anspruch schier verzweifeln.

Und dennoch: Birgt nicht unsere Zeit, in der sich die abrahamischen Religionen in ihrer Verwandtschaft zu sehen beginnen, den Hoffungskeim auf eine versöhnte Zukunft nicht nur Jerusalems? Mich bewegt Jesu Gespräch mit der Samariterin am Jakobsbrunnen, in dem es auch um den Jerusalemer Tempel geht. Jesus hebt zuerst dessen Bedeutung hervor, um sie gleich anschließend zu relativieren: „Die Stunde kommt und sie ist schon da, zu der die wahren Beter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit; denn so will der Vater angebetet werden.“ (Joh 4,23) „In Geist und Wahrheit“ habe ich gelernt, vom Hebräischen her zu verstehen. Geist: *ruach*, der Atem, der Wind. Wahrheit: *emet*, von der gleichen Wortwurzel wie „Amen“, das Feststehen, die Verlässlichkeit, die Treue. Zwei Dinge, die lebenswichtig sind. Geist – ganz konkret: wie die Luft, die wir gemeinsam (!) atmen, die uns verbindet. Wahrheit – nicht rechthaberisch, sondern Freiheit erschließend: wenn ich mich *bewahrt* erfahre, kann ich andern Raum *gewähren*. Begegnen sich Menschen unterschiedlicher Religion in lebendigem Austausch, auf gegenseitige Bejahung und Stärkung bedacht, kann etwas Neues, Gemeinsames entstehen. Etwas, das Kreise zieht. Vielleicht sogar bis Jerusalem.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Hosanna dem Sohn Davids

Mt 21, 1–9

Ein Evangelistar bietet nicht den vollständigen Text der vier Evangelien, sondern lediglich deren in der Liturgie verlesenen Abschnitte. Das Festtagevangelistar aus Brescia enthält lediglich 12 Evangelienabschnitte zu den wichtigsten Festen des Kirchenjahres. Zum Palmsonntag zeigt es neben dem Beginn des Evangeliums vom Einzug Jesu nach Jerusalem (Mt 21, 1–9) eine beeindruckende Miniatur. Sie stellt die Bedeutung Jesu in besonderer Weise heraus. Es ist im Codex die fünfte Miniatur und steht im aufgeschlagenen Buch einer großen Initialzierseite mit dem Buchstaben „C“ gegenüber, der den Text Mt 21, 1–9 einleitet: „CUM ADPROPINQUASSEN[T] DNS IHS“ (als sie sich [Jerusalem] näherten, der Herr Jesus ...).

Der Einzug des Königs

Über einen schmalen Streifen von Bodenschollen bewegt sich eine kleine Prozession auf die Stadt Jerusalem zu. Sie wird angeführt von Jesus, der auf einem Esel reitet. Ein roter Mantel über einem hellen Untergewand zeichnet ihn als Einzigen auf der Miniatur aus. Man hat eine Decke (im Evangelientext des Matthäus sind es Kleider, zudem wird die Eselin von ihrem Fohlen begleitet, was in der Reichenauer Buchmalerei auch häufiger so dargestellt wird) über den Rücken des Tieres geworfen, auf der Jesus sitzt. Er schaut die Einwohner der Stadt an, die ihm entgegenziehen. Er hält ein Evangeliar in der linken Armbeuge und segnet die Menschen mit der Rechten. Ein großer Heiligenschein mit eingeschriebenem Kreuz zeichnet ihn als Einzigen aus.

Hinter ihm folgen sieben seiner Jünger zu Fuß. Die beiden vorderen haben ebenfalls einen Codex beziehungsweise eine

Schriftrolle in Händen und einer weist mit der Linken voraus. Wenn man die Gesichter der Jünger vergleicht, dann sieht man das begrenzte Repertoire, das dem Maler zur Verfügung stand. Wahrscheinlich hat er aus Musterbüchern kopiert und sah kein Problem darin, die Gesichter zu wiederholen. Dies ist ein Indiz dafür, dass die Reichenauer Buchmalerei sich in diesen sogenannten Schulwerken bereits im Niedergang befand.

Jerusalem ist durch mehrere Gebäude, Mauern und Türme angedeutet, die sich bogenförmig über die rechte Seite der Miniatur ziehen. Unten ist ein schmales Tor zu sehen (die Abmessungen sind so bescheiden, dass es gerade für einen Menschen auszureichen scheint) aus dem die Menschen Jesus entgegenziehen. Es sind ebenfalls sieben Personen wie auf der anderen Seite die Jünger. Einer ist auf einen Baum geklettert. Eigentlich ist das eine Szene, die eher an den Zöllner Zachäus erinnert, der auf einen Baum kletterte, um Jesus zu sehen (vgl. Lk 19, 1–10). Gerne wurde dieses Motiv aber auch in Palmsonntagsdarstellungen aufgenommen und dann als Abreißen von Zweigen interpretiert (vgl. Mt 21, 7). Dementsprechend halten zwei Männer unterhalb des Baumes Zweige in den Händen und scheinen sie auf die Straße legen zu wollen. Damit haben sie wohl das Interesse des Esels geweckt. Die gesenkte Kopfhaltung ist aus mittelbyzantinischen Vorlagen übernommen, aber durch die vorgehaltenen Zweige gut erklärt. Ganz unten legen zwei Männer ihre Mäntel auf die Straße als Zeichen der Ehrerbietung für den Einzug des Königs.

Jesus als Zentrum

Der Maler hat eine besondere Komposition gewählt, welche nur diese Miniatur auszeichnet: Die gesamte Mitte wird von einem Goldgrund hinterfangen, der oben halbkreisförmig in die Stadt und in den blauen Himmel hineingeschnitten ist. Die Jünger links und die Bewohner von Jerusalem rechts sind aber so an-

geordnet, dass sie möglichst wenig von dieser goldenen Fläche überdecken. Sie lassen die Mitte frei, in der Jesus auf dem Esel in Szene gesetzt wird. Sein Kopf, der von einem blauen Heiligenschein mit goldenem Kreuz und weiß-schwarz punktiertem Rand betont wird, bildet die Mitte des Kreisbogens. Hier hat der Maler den Zirkel eingestochen, um die goldene Fläche zu konstruieren. Es gibt zwar in der Reichenauer Buchmalerei andere Miniaturen mit einem goldenen Bogen, unter dem Jesus auf dem Esel reitet (zum Beispiel im Evangeliar Ottos III. in München, fol. 234v), doch ist hier die Gestalt Jesu nicht die geometrische Mitte des Kreisbogens.

Aber viel wichtiger ist natürlich, was damit inhaltlich ausgesagt wird: Jesus ist das Zentrum, er ist die Mitte. Keiner kommt ihm gleich. Göttliches Licht umstrahlt nur ihn. Kein Zweifel: Er ist der Herr!

Heiliges Spiel

Bereits aus dem 4. Jahrhundert gibt es erste Hinweise, dass es am Palmsonntag eine Prozession gab, mit der die Gläubigen die Karwoche begannen und die Ereignisse von Jerusalem nachahmten. Im Mittelalter war es üblich, bei diesen Prozessionen einen hölzernen Esel mit der Figur Jesu mitzuführen. Zahlreiche Exemplare sind vor allem in Süddeutschland und in Osteuropa erhalten. Die Palmprozessionen haben sich bis auf den heutigen Tag an vielen Orten erhalten.

Den Gläubigen ist es zu allen Zeiten ein Anliegen gewesen, die wichtigsten Stationen im Leben Jesu szenisch nachzuahmen oder figürlich darzustellen, um sie anschaulich, fassbar, begreifbar zu machen. Hierzu gehören die ersten Krippendarstellungen durch Franz von Assisi im 13. Jahrhundert, aber eben auch die Palmprozessionen, Fußwaschungen, Kreuzwege, Kreuzverehrungen, Heilig-Grab-Aufbauten und Emmausgänge in der Karwoche. Auch die szenischen Lesungen oder kompo-

nierten Passionsgeschichten, die wir am Palmsonntag und am Karfreitag hören, reihen sich hier ein. Auf diese Weise können wir bis heute den unfassbaren Ereignissen der Karwoche näherkommen und sie besser mit uns selbst in Verbindung bringen, sie meditieren und in uns eindringen lassen und unsere eigene Christusbeziehung dadurch stärken.

Heinz Detlef Stäps

Heilige Stadt

Von David bis Donald Trump

Als Schülerin arbeitete ich in den Sommerferien einige Wochen in einem Kibbuz in der Nähe von Haifa. In Bonn hatte ich zusätzlich zum normalen Schulunterricht Althebräisch gelernt, allerdings nicht Iwrit, Neuhebräisch. Nach den Wochen in der Hauswirtschaft und als Erntehelferin reiste ich mit kleinstem Budget durch das Land und besuchte, wie konnte es anders sein, Jerusalem. Und war fasziniert.

Erez Israel

Überrascht war ich damals, als mich eine etwa gleichaltrige deutsche Freiwillige anlässlich eines Zeitschriftenartikels, den ich las, fragte: „Was heißt denn Antisemitismus?“ Wie konnte das sein? Eine junge Frau, wie ich aus dem Land der Täter, so ahnungslos in Erez (im Land) Israel? Ich habe dann, so gut es ging, den Begriff erklärt. Das Ende des Zweiten Weltkrieges, das Ende der Schoa, jene große Zäsur, ist meinem Geburtsdatum etwa doppelt so nahe wie das ebenfalls gewichtige Ende des Sowjetsystems, wie der Mauerfall. Auch ohne besondere Verstrickung der Herkunftsfamilien, im Gegenteil, wie hätte ich in Israel als Freiwillige arbeiten können, ohne einigermaßen informiert zu sein über das, was geschah? Sah meine Mit-Freiwillige diese Auszeit einfach als einen damals angesagten Trip in den Nahen Osten, einen erweiterten Badeurlaub? Oder war es eine Form des Ausblendens, der Verdrängung?

Jerusalem

Der Name bedeutet Gründung des [Gottes] Schalim (Gen 14, 18). Die Stadt im jüdischen Bergland wurde in der Antike

durch das Hinnomtal im Süden und Westen und das Kidrontal im Osten begrenzt. Folgt man der Bibel, so eroberte David die von den Jebusitern bewohnte Stadt (2 Sam 5, 6–12). Daher stammt auch der neue Name Jerusalems: Davidstadt. Auf der Grenze der Stammesgebiete Benjamin und Juda schuf David ein politisches Zentrum, das durch die Überführung der Bundeslade zugleich religiöser Mittelpunkt wurde; seit 1000 v. Chr. war Jerusalem Hauptstadt des Nord- und Südreiches. Die besondere Stellung Jerusalems wurde dann durch den Tempelbau unter Salomo hervorgehoben und unter seinen Nachfolgern befestigt. In der Reform Joschijas um 622 v. Chr. wurde der Jerusalemer Tempel zum einzigen rechtmäßigen JHWH-Heiligtum erklärt (vgl. 2 Kön 22–23).

Zerstörung

Nebukadnezzar von Babylon, so die Bibel, eroberte 587 bzw. 586 Jerusalem, ließ Stadt und Tempel zerstören und die Oberschicht deportieren. Unter den Persern konnte die Stadt nach 539 v. Chr. langsam wiedererrichtet werden, der zweite Tempel wurde 515 v. Chr. eingeweiht. Der Makkabäeraufstand machte sie noch einmal zum politischen Zentrum eines unabhängigen Reiches (164–63 v. Chr.). Herodes der Große (gest. 4 v. Chr.) renovierte den Tempel, nachdem er das Areal des Tempelplatzes durch Aufschüttungen gewaltig erweitert hatte. Die für die gesamte Judenheit desaströse Zerstörung von Stadt und Tempel durch die Römer 70 n. Chr. konnte die religiöse Bedeutung Jerusalems nicht schmälern.

Christliches Jerusalem und islamische Eroberung

Im vierten Jahrhundert ließ Kaiser Konstantin Jerusalem zu einer christlichen Stadt ausbauen. Wo Golgota vermutet wird, entsteht eine große Kathedrale, das Grab Jesu wird mit einer

Rotunde überbaut. Der Tempelberg bleibt bis zur muslimischen Eroberung 634 unbebaut, dann wird er mit Felsendom und Al-Aqsa-Moschee neu bebaut. Die christlichen Heiligtümer werden von den Eroberern nicht zerstört, und eine gewisse jüdische Präsenz hält sich trotz aller Härten immer durch.

Das himmlische Jerusalem

Die maßgebliche Vorstellung vom Zion als Mittelpunkt der Schöpfung und Ort der weltweit wirksamen Gottesoffenbarung (Jes 2,2–5; 40,5) führt in der alttestamentlichen Eschatologie zur Erwartung der prächtigen Wiederherstellung Jerusalems (Ez 40–48). In der Apokalyptik wird diese Hoffnung noch intensiviert: Ein vom Himmel kommendes Jerusalem wird endzeitlich der Wohnort, der Zufluchtsort aller Gerechten, aller zu, aller von JHWH Geretteten sein.

Gast sein in der Heiligen Stadt

In seinem großen erzählend-theologischen Reisebuch „Gast sein im Heiligen Land“ hat der katholische Theologe Josef Wohlmuth ein von persönlicher Erfahrung zehrendes Kapitel Jerusalem gewidmet: „Jerusalem, die Heilige Stadt“. Gerade so gewinnt es theologische Tiefe und wird für den christlich-jüdischen Dialog ebenso wie für das Gespräch zwischen Judentum, Christentum und Islam bedeutsam. Auf Arabisch heißt Jerusalem seit Sultan Saladins siegreicher Schlacht von 1187 ElKuds, die Heilige. Später wird sie, nach Mekka und Medina, auf den dritten Rang verwiesen. Nach einer islamischen Legende wird Mohammed im Gebet nach Jerusalem entrückt. In einer geistlichen Himmelsreise empfängt er von Gott die Weisung, 50-mal am Tag zu beten. Mohammed berät sich darüber mit Mose, der verhindert, dass die Gemeinde mehr als dreimal am Tag betet. Endlich entsteht ein Kompromiss, das verbindliche fünfmalige Tagesgebet. Das

römische Stundengebet hat sich ebenfalls auf fünf Gebetszeiten eingependelt, das Christentum kennt aber auch das dreimalige Angelusläuten. Beides findet sich auch im Judentum. Hier einmal sind sich die drei monotheistischen Religionen ziemlich einig. Hier haben alle vom Mittler Mose gelernt!

Schalom

Jeruschalaim, Stadt des Friedens? Donald Trump, der umstrittene Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, hat die umkämpfte Stadt als Hauptstadt Israels anerkannt und die US-amerikanische Botschaft von Tel Aviv dorthin verlegt. Was die Zukunft Jerusalems angeht, bräuchte es wohl einen weisen Menschen, einen wahrhaft geistlichen Mediator, einen begnadeten Mittler – wie den Mose jener Legende.

Susanne Sandherr

Kirche in der Stadt

Das Zusammenleben von Menschen in Städten ist seit frühesten Zeiten eine Ausdrucksform menschlicher Kultur. Die biblische Urgeschichte enthält einen Reflex davon, wenn erzählt wird, dass schon Kain „der Erbauer einer Stadt“ wurde (Gen 4, 17). Dabei erweisen sich städtische Räume und die urbane Lebensweise mit ihren typischen Merkmalen der Konzentration, Zentralisierung und Mobilität nicht einfach als eine Gestalt menschlicher Existenz unter vielen, sondern als der Sozialnatur des Menschen besonders angemessen.

Die konkreten sozialen und kulturellen Vorteile des komplexen sozialen Organismus Stadt mit seiner Arbeitsteiligkeit und gerade auch der Pluralität und Vielgestaltigkeit verschiedener Bevölkerungsgruppen und ihrer Herkunft begründen die lang-

fristigen Wanderungsbewegungen vom Land in die Städte – wobei zum einen hochentwickelte Verkehrsinfrastrukturen heute auch die ländlichen Räume erschließen und sie in den Zusammenhang des städtischen Lebens einbinden. Und zum anderen – bei allen zunehmenden sozialen Verwerfungen auch hier – zwischen vergleichsweise geordneten Verstädterungsprozessen etwa in Europa und den Mega-Cities des Südens mit ihren riesigen Elendsvierteln und kaum lösbaren sozialen Problemen zu unterscheiden ist.

Faszination und Schrecken

Der ungeheuren Faszination des urbanen Lebens, wie sie sich gerade heute in allen Bereichen von Kunst und Kultur, in Literatur, Malerei, Musik, Film und natürlich nicht zuletzt auch vielen Bauten der Gegenwartsarchitektur selbst artikuliert, stehen deshalb auch immer die Erfahrungen sozialer Spaltung, von Armut, Marginalisierung und Vereinsamung entgegen. Im unbegrenzten Größenwachstum von Städten, in der Privatisierung öffentlichen Raums, der Verdrängung von Armut aus den Zentren im Interesse eines schönen Scheins und in der Brutalität des Straßenverkehrs erweisen sich die Herrschaft eines rein instrumentellen Denkens und die Herrschaft des Kapitals über den Menschen.

Deshalb ist auch das Urteil der Bibel und der kirchlichen Tradition über die Stadt durchaus ambivalent und von differenzierter Nüchternheit. Beim Turmbau zu Babel wird die Absicht, „eine Stadt“ zu bauen „und einen Turm mit einer Spitze bis in den Himmel“ (Gen 11,4), zum Inbegriff menschlicher Hybris – und zugleich zum Mittel gegen die Angst, dass „wir uns nicht über die ganze Erde zerstreuen“ (Gen 11,4). Umgekehrt ist „die heilige Stadt Jerusalem, wie sie von Gott her aus dem Himmel herabkam, erfüllt von der Herrlichkeit Gottes“ (Offb 21, 10), das Bild des verheißenen endzeitlichen Heils schlechthin.

Stadtreligion?

Wenn Adolf von Harnack das Christentum als „Städtereligion“ bezeichnet hat, entspricht das zunächst den historischen Gegebenheiten der Ausbreitung des frühen Christentums, das sich insbesondere durch die Missionsreisen des Paulus unter Nutzung der hochentwickelten römischen Infrastruktur von Jerusalem ausgehend zuerst in den großen Metropolen des Reichs angesiedelt hat. Die Briefe des Paulus nach Korinth und Rom sind auch Spiegel der städtischen Gemeinden dort. Ganz eigene Reflexe urbanen Lebens enthält die Apostelgeschichte, wenn sie in grandioser Knappheit und nicht ohne Ironie die Kultur des öffentlichen (demokratischen!) Diskurses in Athen benennt: „Alle Athener und die Fremden dort taten nichts lieber, als die letzten Neuigkeiten zu erzählen oder zu hören.“ (Apg 17,21) Oder wenn sie am Schluss beschreibt, wie Paulus in Rom „in seiner Mietwohnung“ lebt (Apg 28,30), „für sich allein“, nur „zusammen mit dem Soldaten, der ihn bewachte“ (Apg 28, 16), und wie er dort fast wie in einem Salon die Menschen empfängt und über das Reich Gottes und Christus, den Herrn, spricht (vgl. Apg 28, 31).

City-Pastoral

Für das praktische Handeln der Kirche ist die Stadt zunächst vor allem ein unerschöpflicher Lernraum. Wie in einem Brennglas konzentrieren sich hier die Entwicklungen der Gegenwartskultur und die großen Debatten der Zeit. Zentralitätsfunktionen in Politik, Verwaltung und Wirtschaft machen die Stadt zum Schauplatz des Austauschs kirchlicher und profaner Leitungsinstanzen. Die Konzentration zahlreicher Menschen an einem Ort macht es möglich, zahlreiche Menschen auch mit kirchlichen Angeboten zu erreichen. Die kulturelle und weltanschaulich-religiöse Heterogenität der städtischen Bevölkerung erweitert das Erfahrungsspektrum ebenso, wie es Dialoge evoziert und

missionarische Möglichkeiten und Notwendigkeiten schafft. Geballte soziale Not fordert konzentriertes caritatives Handeln heraus. Schließlich erleichtert die hohe Binnenmobilität in der Stadt neue Formen pastoralen Handelns, die aus Personalnot vom territorialen Pfarrprinzip abrücken wollen.

Vor diesem Hintergrund sind in den vergangenen Jahren in zahlreichen Städten Initiativen der City-Pastoral entstanden, die sich an den besonderen Gegebenheiten des Lebens in der Stadt orientieren. Umfangreiche theologische Forschungen, die die sozialwissenschaftlichen Voraussetzungen kirchlichen Handelns in der Stadt genauso umfassen wie dessen theologische Begründung und die Entwicklung entsprechender pastoraler Planungen, und der Aufbau einschlägiger Strukturen (vgl. www.citykirchenprojekte.de) begleiten den Prozess. Die Formen sind vielfältig. Ins Auge fallen in vielen Großstädten zentrale „Kirchenläden“ unter verschiedenen Bezeichnungen, die Informations- und Gesprächsangebote bereithalten oder vermitteln. Vielenorts werden die Kathedralen bzw. zentralen Hauptkirchen mit geistlichen (Gespräch und Beratung, Beichtgelegenheiten, besondere Gottesdienstformen) oder kulturellen Angeboten (Kirchenmusik, Ausstellungen) gezielt „bespielt“. In den Zusammenhang der City-Pastoral gehören aber auch und vor allem all jene strukturellen Konzeptionen, die gezielt urbane (Verkehrs-)Infrastrukturen nutzen oder, etwa mit Angeboten der kirchlichen Erwachsenenbildung, Kirche in den Räumen der profanen Kultur präsent setzen (Podiumsgespräche in Theatern zu dessen Aufführungen, theologische Führungen und Gottesdienste in Museen etc.).

Tatsächlich bietet die (Groß-)Stadt fast unerschöpfliche Möglichkeiten, auch heute Glauben und Kirche zu leben und in der Öffentlichkeit zu vergegenwärtigen. Der Grundsatz der Gemeinsamen Synode von Würzburg verweist auf den „Lebensraum der Menschen als Handlungsraum der Kirche“ und verpflichtet so dazu, gerade auch den Lebensraum Stadt als Handlungsraum

der Kirche zu entdecken. Ja, als Lebensraum der Menschen ist die Stadt auch der Lebensraum Gottes: „Der Glaube lehrt uns, dass Gott in der Stadt lebt.“ (Generalversammlung der lateinamerikanischen Bischöfe von Aparecida, 2007, Nr. 514)

Tobias Licht

Die heilige Stadt: Jerusalem, Rom oder Konstantinopel?

Drei Städte prägen als „heilige Stadt“ den christlichen Glauben: Jerusalem, Rom und Konstantinopel. Über viele Jahrzehnte galt auch den ersten Christen Jerusalem infolge der jüdischen Tradition als die eine heilige Stadt. Rom war zunächst Zentrum der Christenverfolgung und die Stadt der Märtyrer. Nach dem Mailänder Edikt von Kaiser Konstantin im Jahr 313, das dem Christentum freie Religionsausübung zusicherte, wurde sie nach und nach zum Zentrum des christlichen Glaubens und löste Jerusalem in ihrer Bedeutung als die „heilige Stadt“ ab. Als Bischofsstadt des Petrus, dem Oberhaupt der Christenheit, nahm sie den ersten Rang ein. Papst Leo der Große erklärte Rom um das Jahr 440 schließlich zur Hauptstadt der Welt, da der römische Bischof als Stellvertreter Christi auf Erden anzusehen und damit seine Stadt als das „ewige Rom“ angesehen werden müsse.

Konstantinopel wird zur neuen „ewigen Stadt“

Mit dem Untergang des weströmischen Reiches wurde die Idee der „ewigen Stadt“ von Rom gelöst: Konstantinopel wurde zum neuen Rom. Um das Jahr 330 verlegte Kaiser Konstantin seinen Sitz in die Stadt Byzanz und nannte sie Konstantinopel (Kons-

tantin-Stadt). Die Stadt wurde mit prächtigen Kirchen ausgestattet; der Bischof der Stadt, der sein Amt auf den Apostel Andreas zurückführte, gewann gegenüber dem römischen Bischof an Bedeutung und Einfluss. Die Sakralbauten der Stadt orientierten sich jedoch an der Stadt Jerusalem, was ihre neue Bedeutung als „heilige Stadt“ unterstreichen sollte. Jerusalem blieb ein ständiger Bezugspunkt. Auch biblische Bezüge Jerusalems wurden aufgegriffen. Die Polyeyktoskirche wies einen 100 mal 100 königliche Ellen umfassenden Grundriss auf. Dieser verwies auf den in der Vision des Propheten Ezechiel beschriebenen Tempel (vgl. Ez 40–42), der nach biblischer Tradition nur durch einen gerechten und rechtmäßigen Herrscher realisiert werden kann, welcher sich von den religiösen Freveln seiner Vorgänger abwendet und Israel zum wahren Glauben zurückführt. Zahlreiche wichtige Reliquien, insbesondere aus Jerusalem, wurden nach Konstantinopel gebracht. Nach der Eroberung Jerusalems durch die Muslime im Jahr 637 teilte die einstige heilige Stadt Jerusalem ihren Rang nicht nur mit Konstantinopel, sondern hatte ihn vollends an die neue „heilige Stadt“ verloren.

Von Konstantinopel zum „dritten Rom“

Beim ersten Konzil von Konstantinopel im Jahre 381 wurde dem dortigen Bischofssitz ein Ehrenrang vor Alexandria und Antiochia unmittelbar nach Rom zugebilligt; der Bischof wurde ab diesem Zeitpunkt als Patriarch anerkannt. Zu diesem Zeitpunkt war aber der Primat des Bischofs von Rom auch im Osten noch anerkannt. Allerdings gab es aufgrund der dogmatischen Kämpfe im 4. Jahrhundert bereits große Spannungen zwischen Ost und West. Nach der Trennung der Ost- und der Westkirche im Jahr 1054 behielt Konstantinopel seine wichtige Stellung, bis die Stadt im Jahr 1453 von den Türken erobert wurde und die christliche Ära endete. An ihre Stelle trat Moskau als das „dritte Rom“. Doch selbst wenn die Städte, in denen die Apo-

stel begraben wurden oder in denen Bischöfe und Kaiser ihre Macht ausbauten, kirchengeschichtlich eine hohe Bedeutung haben, bleibt die biblische Sicht von Jerusalem als der heiligen Stadt ungebrochen. Alle „heiligen Orte“ bleiben an Jerusalem als den zentralen Ort des Erlösungswerkes Jesu Christi zurückgebunden. Die großen Verheißungen der Wiederherstellung der neuen Stadt Jerusalem vom Himmel her (Offb 21, 1 f.) gelten der gesamten Kirche als dem Leib Christi. So bleibt sie die eine „heilige Stadt“.

Marc Witzenbacher

Jerusalem, du hochgebaute Stadt

Ein Lied vom höchsten Paradeis

Den Text des Liedes finden Sie auf den Seiten 173f.

Johann Matthäus Meyfart (1590–1642), lutherischer Theologe, zunächst Gymnasialprofessor und bald Rektor am Akademischen Gymnasium in Coburg, verdanken wir dieses Lied (GL 553, EG 150). Im Evangelischen Gesangbuch steht es am „Ende des Kirchenjahres“, im Gotteslob findet sich das Lied unter den Gesängen der Rubrik „Die Himmlische Stadt“. Die Herkunft der Melodie ist nicht eindeutig geklärt. Vermutlich stammt sie von dem Coburger Kantor Melchior Franck, vielleicht aber auch von dem von 1625–1632 am Coburger Akademischen Gymnasium wirkenden Johann Dilliger. Die heute im Gotteslob und zuvor im Evangelischen Gesangbuch dem Lied zugeordnete Weise ist als Ergebnis einer jahrhundertelangen Weiterentwicklung anzusehen. Die Melodie ist jedenfalls Meyfarts Liedtext kongenial: Sie „gleicht dem Flug eines Vogels, der vom Turm herab allmählich in die Tiefe schwebt, mehrfach vom Aufwind wieder empor-“

getragen wird und schließlich auf dem Boden landet. Eine der schönsten Melodien des Gesangbuchs.“ (Helmut Kornemann)

Tuba novissima

Im Herbst 1626 hielt Johann Matthäus Meyfart eine vierteilige Predigtreihe, erstmals nicht in lateinischer, sondern in deutscher Sprache, die er unter dem Titel „Tuba Novissima“ (die letzte Posaune; vgl. 1 Kor 15,52) im Druck erscheinen ließ. Den Schluss der dritten Predigt, „Von der Frewde und Herrligkeit / welche alle Außerwehlte in dem ewigen Leben zu gewarten haben“, bildete sein Jerusalem-Lied. Coburg war zwar bis 1622 von den Grausamkeiten des Dreißigjährigen Krieges verschont geblieben. Die Furcht vor den Gräueln und Belastungen war jedoch stets allgegenwärtig, und sie war nur zu berechtigt, wie sich in der Folgezeit erweisen sollte. Ein düsterer Hintergrund, vor dem die jenseitige Freude sich umso strahlender und umso heller abhebt.

Ein ursprünglich achtstrophiges Lied

Meyfart veröffentlichte sein achtstrophiges Lied in zwei leicht variierenden Fassungen. Das Evangelische Gesangbuch von 1993, wie schon Gesangbücher vor ihm, strich die in beiden Fassungen ursprüngliche dritte Strophe („Im Augenblick / wird sie erheben sich“). Die Gotteslob-Version präsentiert noch fünf Strophen, die im Evangelischen Gesangbuch zweite („O schöner Tag / und noch viel schönre Stund“) und dritte Strophe („O Ehrenburg, / nun sei begrüßet mir“) wurden entfernt.

Jerusalem

Das Lied beginnt mit einem biblisch und nachbiblisch großen Namen. Jerusalem. Ein Signal zum Aufbruch, ein Fanfarenstoß. Jerusalem, einerseits geographisch lokalisierbar, den meisten

der damaligen Hörer jedoch, lange vor der Zeit der Billigflieger und von Google Earth, nur vom Hörensagen bekannt. Jerusalem, die hochgebaute Stadt, ist zugleich die Stadt auf dem Berge (Mt 5, 14; vgl. Ps 48, 2f., Ps 122, Sach 14). Jerusalem, die hochgebaute Stadt – sie liegt real etwa 750 m über dem Meeresspiegel –, wird schließlich die Stadt, die aus dem Himmel herabkommt (Gal 4, 26; Offb 21, 2.9–22, 5).

Mein sehrend Herz so groß Verlangen hat

In unserem Lied geht es um „die Letzten Dinge“, um den Weg vom irdischen Leben durch den Tod hindurch in ein neues Leben, in die Gegenwart Gottes: im Himmlischen Jerusalem. Das sehnliche Herz, das „ist nicht mehr bei mir“, sagt die Seele. Vielmehr schwingt es sich „Weit über Berg und Tale, weit über Flur und Feld“; ja es schwingt sich „über alle“ auf „und eilt aus dieser Welt“. Welche Tatkraft des Sehnsens! Welche Autonomie wird dem unverzagt suchenden Herzen hier zugetraut: In sehrender Liebe sucht und findet es seinen Weg.

Sie sind die Kron

In der zweiten und dritten Strophe (Gotteslob) begegnet der Seele die schöne Schar der edlen Auserwählten. Sie sind jene Gruppe, jener Kreis (lateinisch: corona), der sich die Seele freudig anvertrauen und anschließen kann, und sie sind zugleich die Brautkrone, die Jesus, der Bräutigam, seiner Braut, der Seele, zusendet (vgl. Weish 5, 16, Hld 3, 11).

Und der Tyrannen Pein

Es ist bemerkenswert, dass in der dritten Strophe ausdrücklich „der Tyrannen Pein“ gedacht wird, die die Auserwählten ertragen. In einer vordemokratischen Gesellschaft, der Gunst oder

Ungunst der regierenden Fürsten rettungslos ausgeliefert, ein mutiges Wort. Oder konnte Meyfart davon ausgehen, dass sein Landesherr ohnehin davon überzeugt war: Die Tyrannen, das sind die anderen? Es erstaunt, dass das Gotteslob aus „in Ehren schweben“ „in Ehre schweben“ machte. Das stört den klaren Reim, und es bringt keinen gedanklichen, geistlichen Gewinn. Wichtig ist aber, dass die zuvor Missachteten, Geächteten, verächtlich Behandelten, dass die Missbrauchten und auf den Tod Misshandelten, dass jene, die mutig Einspruch einlegten gegen solchen Machtmissbrauch und gegen religiös verbrämten Machtmissbrauch, nun anerkannt sind und „in Ehren schweben“.

Wenn dann zuletzt ich angelanget bin

Wer von uns könnte jemals behaupten, angekommen zu sein? Am Ziel zu sein? Am Ziel unseres Strebens? Am Ziel unserer Träume? Und doch wird das hier gesagt. Nicht vom Hörensagen, sondern von der Seele, die es erhofft. Doch nicht breitbeinig wird es hier behauptet, sondern zart und vertrauensvoll ersehnt.

Mit Stimmen noch viel mehr

Die Schlussstrophe überbietet alles. Welche Freude! Himmel ist nicht Erde. Schon gar nicht, das leuchtet ein, zu Zeiten eines ewig erscheinenden, eines grausam quälenden Krieges. Ja, das ist schlechte Ewigkeit. Doch Freude bleibt das Schlüsselwort. Ist das Vertröstung? Es ist Trost, da ist, so singt das Lied, guter Grund zu trauen, zu vertrauen. Und, nicht zuletzt, hören wir zu, es gibt keinen Grund, vor der Vielstimmigkeit im Freuden-saal des Himmlischen Jerusalems zurückzuschrecken.

Susanne Sandherr

Zwischen den Fronten: Christen im Heiligen Land

Wenn von Christen im Heiligen Land die Rede ist, sind in der Hauptsache Christen gemeint, die in Israel beziehungsweise den palästinensischen Autonomiegebieten leben. Innerhalb der jüdisch und muslimisch dominierten Bevölkerung dieser Region stellen sie eine Minderheit dar. In Israel liegt der Anteil der Christen an der Bevölkerung unter zwei Prozent, in den palästinensischen Autonomiegebieten noch deutlich darunter. Die meisten der Christen im Heiligen Land sind arabischsprachig. In den palästinensischen Gebieten sind fast alle Christen Palästinenser, in Israel sind es rund 80 Prozent der dort lebenden Christen. Doch wird die Zahl der Christen in der Region immer geringer. Waren Städte wie Betlehem, Nazaret oder das christliche Viertel und das armenische Viertel der Jerusalemer Altstadt bis vor einigen Jahrzehnten noch mehrheitlich von Christen bewohnt, sind in der Folge verschiedener Konflikte immer mehr Christen ins Ausland abgewandert.

Insgesamt 52 verschiedene Kirchen im Heiligen Land

Dennoch sind im Heiligen Land derzeit 52 verschiedene Kirchen vertreten. Diese Zahl scheint zunächst zu überraschen, aber sie bildet die große Vielfalt der Kirchen ab, die fast alle ihre Wurzeln in dieser Region haben. Keine dieser Spaltungen ist im Heiligen Land entstanden. Meist gehen sie auf Meinungsverschiedenheiten oder Missverständnisse zurück, die auf Konzilien, durch die Reformation oder in ihrer Folge aufgekommen sind. Im Heiligen Land war die Kirche schon von Beginn an vielfältig (vgl. Apg 2, 14–36) und setzte sich aus verschiedenen Kulturen zusammen. Und schon immer lebten Christen an den heiligen Stätten. Im 5. Jahrhundert zogen auch armeni-

sche, koptische und georgische Christen ins Heilige Land. Doch mussten die Christen dort meist als religiöse Minderheit leben und mit verschiedenen religiösen und politischen Machthabern über ihre Position und ihre Rechte verhandeln. Gleichwohl gibt es heute immer noch eine große Vielfalt, auch russische, äthiopische, deutsche, polnische, afrikanische und viele anderssprachige Kirchen und Gemeinden verschiedener Konfessionen leben im Heiligen Land. Allein in der Grabeskirche in Jerusalem beten nicht weniger als sechs Glaubensgemeinschaften unter einem einzigen Dach, häufig gleichzeitig auf Lateinisch, Griechisch, Armenisch, Koptisch, Syrisch und sogar in der Sprache des antiken Äthiopiens.

Kirchen arbeiten trotz Verschiedenheiten zusammen

Regelmäßig kommen die regionalen Oberhäupter von zwölf Kirchen in Jerusalem zusammen, die man zu den traditionellen Kirchen zählt. Zu ihnen gehören die römisch-katholische Kirche und die mit ihr unierten Kirchen, die griechisch-orthodoxe Kirche sowie orientalisch-orthodoxe Kirchen, die anglikanische und die evangelisch-lutherische Kirche. In den monatlichen Treffen verabreden die Kirchen ökumenische Veranstaltungen oder besprechen sich zu aktuellen politischen Fragen, zu denen sie auch gemeinsam Stellung beziehen. Zu den anderen verschiedenen evangelischen oder freikirchlichen Kirchen gibt es ebenfalls regelmäßige Kontakte. Doch die Lage der Christen im Heiligen Land wird von Jahr zu Jahr komplizierter. Immer mehr geraten die Christen zwischen die Fronten der politischen Auseinandersetzungen, zudem erschweren die innerchristlichen Streitigkeiten und die Konflikte mit Angehörigen der anderen großen Religionen das Leben der Christen im Heiligen Land. Auch wenn die meist gut ausgebildeten Christen in den palästinensischen Gebieten eine wichtige Rolle spielen und einflussreiche Positionen bekleiden, wie beispielsweise die Bürgermeister

in Betlehem und Ramallah, sehen sich die meisten in einer Situation „zwischen allen Stühlen“ und kehren ihrem Land den Rücken.

Mehr als hundert Jahre Emigration

Dieser Trend ist leider nicht neu. Unter den palästinensischen Christen kam es schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu einer großen Auswanderung, als vom Osmanischen Reich die Wehrpflicht für Christen eingeführt wurde und zahlreiche Männer ins Ausland flohen. In der Folge des israelisch-palästinensischen Krieges von 1948/1949 verließen rund 50 000 Christen das Land, es folgten weitere Auswanderungswellen nach dem Sechstagekrieg 1967 und den Aufständen der Palästinenser. Viele der palästinensischen Christen, die sich als die Nachkommen der Urchristen verstehen, rechnen damit, dass es bald keine Christen im Heiligen Land mehr geben wird.

Solidarität mit den Christen im Heiligen Land

Zahlreiche Kirchen rufen daher zu einer verstärkten Solidarität mit den Christen in der Wiege des Christentums auf. Jährlich fließt die Kollekte des Palmsonntags in allen römisch-katholischen Gemeinden weltweit in Projekte für Christen im Heiligen Land. Auch verschiedene Gemeinschaften haben es sich zum Ziel gesetzt, die Christen im Heiligen Land besonders zu unterstützen, wie beispielsweise der Ritterorden vom Heiligen Grab zu Jerusalem, der Deutsche Verein vom Heiligen Lande oder der evangelische Jerusalemverein im Berliner Missionswerk. Sie unterhalten Pilgerhäuser im Heiligen Land oder unterstützen Schulen und andere Einrichtungen, um die Präsenz und das Leben der Christen im Heiligen Land zu erhalten und zu stärken. Sie bitten auch darum, in den Kirchengemeinden die Verbundenheit mit Christen im Heiligen Land zu festigen und die

Bemühungen der kirchlichen Organisationen für Frieden und Austausch im Heiligen Land zu intensivieren. Und sie laden die Gläubigen zu Pilgerreisen zu den Heiligen Stätten ein, die von den Mitchristen im Nahen Osten als wirksames Zeichen der Solidarität erlebt werden.

Marc Witzenbacher

Beheimatet im Kirchenraum

Auf Reisen ist es immer wieder interessant, Kirchen zu besichtigen. Denn Menschen haben diese über Jahrhunderte mit ihrem Glauben geprägt und in ihnen ihren Glauben gelebt und gefeiert. Sie haben regelrecht in Kirchen investiert, indem sie Arbeitskraft, Geld- und Sachmittel für den Bau und die Einrichtung gegeben haben. Entsprechend bergen Kirchen oft die bedeutendsten Kunstschatze einer Region – wenn diese nicht in ein Museum ausgelagert wurden. So manche selbstlose Schenkung ist in Kunstgegenstände geflossen; manch einer wird auch eitel versucht haben, sich über Kunst selbst ein Denkmal zu setzen und zu verewigen. All diese bedeutenden Werke prägen einen Raum, bilden seinen Charakter aus, der diesen dann zur Heimat für die eigene Liturgiefeier und die eigene Frömmigkeit werden lässt.

Unterschiedliche Bauideale und Frömmigkeitsformen

An einem Kirchenraum und seiner Einrichtung kann man oft erkennen, welche Vorstellung von einem idealen Gottesdienst ihn geprägt haben. Eine weitgehend leere Basilika in Südeuropa lässt vielleicht noch etwas vom Versammlungscharakter der spätantiken Kirchenräume erahnen. Eine gotische Kirche mit zahlreichen Nebenaltären macht noch die mittelalterliche

Vorstellung erkennbar, dass ein Kirchenraum eine Ansammlung von kleinen „Kirchen“ ist, die durch Prozessionswege miteinander verbunden werden können. Nachtridentinische barocke Kirchen lassen etwas vom neuen Ideal des „Einheitsraums“ mit Ausrichtung der ganzen Gemeinde auf den Hochaltar spüren. Viele neugotische und neuromanische Kirchen des 19. Jahrhunderts auf dem Land verdanken sich dem Umstand, dass aufgrund besserer Lebensbedingungen wachsende Gemeinden neue Gebäude für den Gottesdienst benötigten, die auch mit einfachen Mitteln erstellt werden konnten. Hier finden sich dann Ausstellungsstücke, die in regelrechter Serienproduktion hergestellt wurden und an vielen Orten wieder anzutreffen sind. Kirchen des 20. Jahrhunderts schließlich sind oft Zeugen eines nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil veränderten Verständnisses des Gottesdienstes, in dem die Gemeinde selbst eine große Bedeutung erhielt: Sie sollte gut hören, antworten, singen und sehen können. Vereinzelt ist deshalb das bisherige „Wegekonzept“ mit dem Altarraum am Kopf des Gemeinderaumes aufgegeben und die Gemeinde um Altar und Lesepult (vielleicht auch noch weitere liturgische Funktionsorte) im Zentrum gruppiert worden.

Oft kann man am Kirchenraum nicht nur erkennen, für welches Ideal von Gottesdienst er gebaut wurde, sondern auch wie er später an neue Ideale angepasst wurde. Man kann dies als Problem sehen, denn z.B. erweist sich nicht jeder Raum für die nachkonziliare Liturgie als wirklich geeignet. Vielfach musste man Lösungen finden, denen ein gewisser Behelfscharakter nicht abzusprechen ist. Man kann dies aber auch als „Würde“ eines Gottesdienstraums begreifen, dass in ihm eine Geschichte deutlich wird, die nicht eine Geschichte der Steine und Kunstwerke ist, sondern vor allem eine Geschichte der Menschen, die diesen Raum sich zu eigen gemacht und ihn geprägt haben. Man sieht die Bedeutung, die ein Kirchenraum für die Menschen hatte, die in ihm beteten, mit Gott rangen, ihn

aus Verzweiflung vielleicht anklagten, aber ihn bei einer guten Lebenswende auch mit Lob und Dank „überschüttet“ haben. Die in ihm regelmäßig Gottesdienst gefeiert haben und zu den einzelnen liturgischen Orten (etwa für Taufe oder Beichte) ihre ganz eigene – mitunter widersprüchliche – Beziehung hatten. Die vielleicht in der Verehrung bestimmter Heiliger anhand von Bildern oder Statuen ihren ganz eigenen Weg hin zu Gott gefunden und gepflegt haben.

Ein Kirchenraum ist immer Ausdruck ganz unterschiedlicher Frömmigkeitsformen. Und wie die Frömmigkeitsstile unterschiedlich sind, können auch Kirchenräume ganz unterschiedlich erfahren und genutzt werden. Wichtig scheint mir, die eigene Vorstellung nicht absolut zu setzen, sondern immer die Formen der anderen zu würdigen. Zugleich kann man oftmals nicht verleugnen, dass man sich in einem Kirchenraum wohlfühlt und in einem anderen nicht. So kann ich bei einem Besuch einer bayrischen Barockkirche deren Wert und Würde anerkennen – selbst würde ich in rheinländischer Art eher einen karg eingerichteten Raum für regelmäßige Gottesdienste bevorzugen. Jemand anderes wird von der barocken Gestaltung viel freier absehen können als ich, weil er oder sie mit dem Raum ganz bestimmte liturgische Erlebnisse verbindet, die prägend gewirkt haben. Unter dem Heimat-Aspekt ist es wichtig, sich zuzugestehen, wie viel der Kirchenraum mit Emotionen zu tun hat.

Aufgabe und Umnutzung von Kirchen

Die emotionale Komponente ist auch der Grund, warum der Komplex der Aufgabe oder Umnutzung von Kirchengebäuden so heikel ist. Denn dieses Thema stellt sich in den letzten Jahren fast nie wegen des konkreten Kirchenraums selbst, also dass er nicht mehr für die Liturgie geeignet wäre, sondern praktisch immer aus übergeordneten Gründen. Da wird die Wirtschaft-

lichkeit von Gebäuden infrage gestellt, da wird aus dem Zusammenlegen von Gemeinden eine zwingende Reduktion von Gottesdiensträumen abgeleitet. Hier wird ein Aspekt von Beheimatung deutlich, wie sie mit Kirchengebäuden verbunden ist. Die emotionale Bindung ist für die Gläubigen so groß, dass ihnen die beabsichtigte Schließung einer Kirche zu einer grundsätzlichen Infragestellung wird.

Aber auch nach außen hin, in die Gesellschaft hinein, ist die Wirkung nicht zu unterschätzen. Wenn wir Kirchenräume als Gottesdiensträume aufgeben und auch nicht mehr für etwas anderes verwenden, das mit der Glaubensgemeinschaft verbunden ist (Bestattungsraum, Kindergarten, Altenheim oder andere caritative Einrichtungen), dann gibt die Kirche immer auch nach außen hin einen ihrer „Anker“ in der Gesellschaft auf. Dann wird nicht nur den Gläubigen ein Stück Heimat genommen, sondern droht selbst für das Umfeld ein Stück Heimat verloren zu gehen.

Friedrich Lurz

Anlaufstelle für Jerusalempilger

Die Jerusalemer Altstadt gehört zu den meistbesuchten Pilgerstätten der Welt, besonders in der Karwoche. Zahlreiche Pilger gehen in diesen Tagen den Kreuzweg Jesu auf der Via Dolorosa nach und besuchen die Grabeskirche. In ihr befindet sich nicht nur das Grab, in dem der Leichnam Jesu gelegen haben soll, sondern auch in unmittelbarer Nähe die Stätte, an dem das Kreuz Jesu aufgerichtet wurde. Wer in einer Gruppe Jerusalem besucht, aber besonders auch, wer auf eigene Faust die Stadt erkundet, findet im „Christian Information Center“ eine kundige Anlaufstelle. In dem Gebäude direkt am Jaffa-Tor, gegenüber der Zitadelle mit dem Davids-Turm, wo zu osma-

nischer Zeit die „Kaiserliche Österreichische Post“ ihren Sitz hatte, unterhält der Franziskanerorden seit 1973 seine Informationsstelle für Touristen und Pilger. Das Informationszentrum hilft Pilgern nicht nur vor Ort in Jerusalem, sondern unterstützt auch Gruppen und Individualreisende bei der Planung ihrer Reise ins Heilige Land.

Ökumenische Auskunftsstelle

Die franziskanische Anlaufstelle wird rege genutzt, Christen aller Konfessionen informieren sich über die christlichen Stätten in Jerusalem. Rund 20 Prozent der Besucher sind Juden, erklärt der deutsche Geistliche Andreas Fritsch, der das Zentrum seit 2011 betreut. Im Wechsel mit zwei Schwestern von geistlichen Gemeinschaften betreut er die Besucher und informiert sie über die Heiligen Stätten im Heiligen Land, über Öffnungszeiten von Kirchen, Termine und Sprachen von Gottesdiensten. Dabei können sie auch ganz praktisch weiterhelfen, suchen Busverbindungen heraus oder organisieren einen Kirchenraum für Gottesdienste von Gruppen. Wenn Pilger vor einer verschlossenen Türe einer Kirche oder Ausgrabungsstelle stehen, helfen sie auch telefonisch weiter. In der Karwoche herrscht Hochbetrieb im Zentrum. Kommen in der Nebensaison manchmal etwa nur 20 oder 30 Besucher am Tag, sind es vor Ostern gut drei Mal so viele. Das Zentrum unterhält auch eine ständig aktualisierte Homepage (www.cicts.org) auf Englisch und Italienisch mit zahlreichen Angaben rund um Christen und Pilgern im Heiligen Land.

Mehrsprachige Auskünfte für Pilger aus vielen Ländern

Die Auskünfte geben die Mitarbeiter in allen möglichen Sprachen. Pater Andreas spricht Deutsch, Englisch, Italienisch und Französisch, seine deutsche Kollegin Lioba Radke spricht auch

fließend Hebräisch. Auch Griechen und Russen helfen sie weiter, auch wenn es mit der Verständigung dann manchmal schwierig wird. Meist können aber auch die Mitarbeiter im Griechischen Patriarchat oder einer der russischen Kirchenstellen weiterhelfen. Bei Sozialfällen, bei im „Christian Information Center“ um Hilfe suchen, arbeitet das Zentrum mit der Caritas, der Pontifical Mission oder der Franziskaner-Pfarrrei in der Altstadt eng zusammen. Oft ist Pater Andreas, der in Innsbruck und Rom studierte, auch als Seelsorger gefragt. Nicht wenige Besucher kommen mit allgemeinen Fragen zu Glaube und Kirche in das Zentrum. Gelegentlich begleitet er auch Gruppen. Schließlich erteilt das Zentrum auch Film- und Drehgenehmigungen für die franziskanischen Stätten im Heiligen Land. Wenn beispielsweise ein deutscher TV-Sender aus der römisch-katholischen Katharinenkirche in Betlehem ein Konzert übertragen will, bearbeitet das Zentrum den Antrag. Entschieden wird nach klaren Regeln. Für Spielfilme erteilt das „Christian Information Center“ grundsätzlich keine Erlaubnis. Man wolle schließlich nicht riskieren, dass eine heilige Stätte als Drehort für einen Horrorfilm herhalten muss.

Marc Witzenbacher

Vorbereitung der Passionsspiele in Oberammergau

Im nächsten Jahr ist es wieder so weit. 2020 werden die seit fast 400 Jahren im zehnjährigen Rhythmus stattfindenden Passionsspiele in Oberammergau wieder aufgeführt. Die Spiele gehen zurück auf ein Gelübde aus dem Jahr 1633. Damals gelobten die Oberammergauer, in jedem zehnten Jahr das Leiden und Sterben Christi aufzuführen, wenn niemand mehr an der Pest sterben sollte. Die Passionsspiele ziehen hunderttausende

Besucher aus der ganzen Welt an. Fast die Hälfte der Einwohner des Dorfes wirkt bei den Spielen mit. Insgesamt 1830 Einwohner waren 2018 der Aufforderung der Gemeinde Oberammergau nachgekommen und hatten ihr Interesse zur Mitwirkung bekundet. Doch darf nicht jeder der insgesamt 5200 Einwohner mitspielen. In Oberammergau gibt es ein sogenanntes „Spielrecht“, nach dem nur diejenigen eine Rolle übernehmen können, die in Oberammergau geboren und aufgewachsen sind oder seit mindestens 20 Jahren im Dorf wohnen. Zusätzlich werden 2020 noch über 500 Kinder aus dem Dorf mitspielen. Insgesamt werden dann wie auch in den vergangenen Spielen über 2000 Oberammergauer an den Passionsspielen mitwirken.

Spielrecht hat sich immer wieder geändert

Die Regeln für die Mitwirkung haben sich immer wieder geändert. Bis zum Jahr 1984 durften verheiratete Frauen und Frauen über 35 Jahren nicht bei den Passionsspielen mitspielen. Dies musste aber geändert werden, als drei Oberammergauerinnen klagten und 1990 der Bayerische Verfassungsgerichtshof entschied, dass es rechtswidrig war, verheirateten Frauen das Mitwirkungsrecht an den Passionsspielen zu verweigern. Für die Passionsspiele im Jahr 2000 wurde das Spielrecht erneut geändert. Bis zu diesem Jahr musste jeder Mitwirkende einer christlichen Kirche angehören. Seit dem Jahr 2000 dürfen nun auch konfessionslose Mitbürger sowie Angehörige anderer Religionsgemeinschaften mitwirken. Damals spielten erstmals auch Oberammergauer mit, die dem Islam angehören.

Passionsspiele beginnen im Mai 2020

Im Oktober des letzten Jahres wurden die Darsteller der Passionsspiele 2020 bekannt gegeben. Alle mitwirkenden Oberam-

mergauer wissen seitdem, welche Rolle oder Funktion sie bei den Passionsspielen haben werden. Rochus Rückel und Frederik Mayet werden Jesus darstellen. Mayet hat Jesus bereits bei den Spielen 2010 gespielt, Rückel übernimmt zum ersten Mal die Rolle und ist der zweitjüngste Jesusdarsteller in der Geschichte der Passionsspiele. Neben den großen Figuren Jesus, Maria, Petrus, Judas, Pontius Pilatus und Kaiphas gibt es 120 größere und kleinere Sprechrollen, des Weiteren Soldaten, Priester und das Volk von Jerusalem. Im November 2019 beginnen die acht Monate dauernden Proben. Die 42. Passionsspiele stehen 2020 erneut unter der Regie von Christian Stückl. Der gebürtige Oberammergauer leitet die Spiele seit 1987 und führt 2020 damit zum vierten Mal die Regie bei den Passionsspielen. Das nächste Passionsspiel soll ein völlig neues Erscheinungsbild erhalten. „An der Aufführung ändert sich jedes Mal enorm viel“, erläutert Christian Stückl. „Da die Passionsspiele alle zehn Jahre stattfinden, muss ich den Text immer neu schreiben, die Geschichte neu erzählen. Es fließen Erkenntnisse mit ein, die ich beim letzten Spiel gewonnen habe, und es muss auch die jeweilige Zeit und die politischen Umstände widerspiegeln.“ Nach Entwürfen von Stefan Hageneier werden neue Kostüme und Bühnenbilder entstehen. Markus Zwink, der musikalische Leiter der Spiele, bearbeitet die Musik und leitet die 120 Chormitglieder und das 70-köpfige Passionsorchester an. Die fünfstündige Aufführung beginnt nachmittags mit dem Einzug in Jerusalem und erzählt die Passionsgeschichte über das Abendmahl bis hin zur Kreuzigung. Sie endet in den Abendstunden mit der Auferstehung. Insgesamt sind 103 Vorstellungen geplant, die Premiere ist am 16. Mai 2020, die letzte Aufführung findet am 4. Oktober statt. Weitere Informationen sowie Buchungsmöglichkeiten für Tickets der nächsten Passionsspiele 2020 finden Sie unter www.passionsspiele-oberammergau.de.

Marc Witzenbacher

Humor gegen den Tod: das Osterlachen

Im Mittelalter war es üblich, die Angst vor dem Tod an Ostern wegzulachen. Das sogenannte Osterlachen war fester Bestandteil der Osternacht oder des Ostergottesdienstes. So war das Osterlachen die einzige Form, in der das Lachen in die christliche Liturgie einbezogen wurde. Insbesondere im Spätmittelalter erzählte der Pfarrer am Ostertag von der Kanzel ein sogenanntes „Ostermärlein“, eine heitere Geschichte, mit der die Gemeinde zum Lachen gebracht werden sollte. Mit dem Osterlachen sollte die Osterfreude zum Ausdruck gebracht werden. Das Lachen symbolisiert die Überlegenheit und den Sieg Christi über den Tod. Der Tod hat sich an Christus „verschluckt“ und wird der Lächerlichkeit preisgegeben.

Kritik an den Auswüchsen des Osterlachens

Bei den lustigen Ostergeschichten wurde häufig auch in witziger Form Kritik an der weltlichen oder kirchlichen Obrigkeit geübt. Dies bezeugen unter anderem die Osterpredigten des Wiener Hofpredigers Abraham a Sancta Clara (1644–1709). Da im Spätmittelalter aber auch mancher Prediger mit obszönen Witzen die Gemeinde zum Lachen brachte, stieß das Osterlachen zunehmend auf scharfe Kritik, vor allem von den Reformatoren. So geht der lateinische Begriff für das Osterlachen, „*risus paschalis*“, auf den Reformator Johannes Oekolampad (1482–1531) zurück, der 1518 gegen den Brauch des Osterlachens einen Brief an den Straßburger Reformator Wolfgang Capito (1472–1541) schrieb. Capito antwortete eher zurückhaltend und hielt das Lachen für gut, schließlich würden die Zuhörer dann nicht einschlafen. Im Lauf der Zeit ging der Brauch des Osterlachens aber immer mehr zurück und verschwand zum Ende des 19. Jahrhunderts fast ganz aus den Kirchen.

Lachen in der Bibel

In der Bibel spielt das Lachen keine große Rolle, kommt aber an bedeutenden Stellen vor. Das berühmteste Lachen der Bibel stammt von Sara. Als Abraham und Sara, beide hochbetagt, von Saras Schwangerschaft erfahren, lacht Sara Gott aus (Gen 18, 12). Aber Gott zeigt Nachsicht und schenkt der fast Hundertjährigen zusammen mit ihrem nahezu gleichaltrigen Mann einen Sohn. Dieser heißt Isaak, was auf Deutsch bedeutet: Gott lacht. „Das gesamte jüdische Volk“, so interpretiert es der Berliner Religionswissenschaftler Harald-Alexander Korp, „basiert also auf einem Lachen Gottes, denn aus Isaak entwickeln sich die Nachfahren.“ Korp beschäftigt sich intensiv mit dem Thema „Humor und Religion“. Ob auch Jesus gelacht hat, lässt sich anhand der Bibel zumindest nicht feststellen, denn dort ist dies nicht eigens erwähnt. Doch hat Jesus viele Feste gefeiert und gerne zusammen mit anderen gegessen und getrunken. Allein die Tatsache, dass Jesus etwa die Hochzeit zu Kana (Joh 2, 1–12) mitgefeiert hat, lässt auf einen geselligen, wohl auch lachenden Gottessohn schließen, ist sich Korp sicher. Ähnlich stehe es mit Mohammed, dem Gründer des Islam. Wie sich bei seinen Forschungen herausstellte, ist er der einzige Religionsstifter, der nachweislich lachte. Die in den Hadize-Schriften gesammelten Aussprüche des Korans präsentieren Mohammed als außerordentlich humorvollen und lebensklugen Menschen. Anders als der meist lächelnd dargestellte Gautama Buddha, der sich sonst mit Humoräußerungen eher bedeckt gehalten hat, wie es Harald-Alexander Korp in seinem Buch „Lachende Propheten. Witz und Humor in den Religionen“ (HCD Verlag, Tuttingen 2012) beschreibt. Mit dem befreiten Lachen am Ostersonntag sei Gott sicherlich einverstanden, ist der Protestant Korp überzeugt und bedauert, dass das Osterlachen mit der Reformation immer seltener wurde. Doch setze sich das Lachen letztlich durch: Heute würden einige Geistliche – übrigens aus verschie-

denen Konfessionen – den Brauch des Osterlachs wieder pflegen.

Marc Witzenbacher

Das Turiner Grabtuch: eine Begegnungsgeschichte

Ob es nun wirklich das Grabtuch gewesen ist, in das der Leichnam Jesu eingewickelt wurde, wird sich mit wissenschaftlichen Methoden weder beweisen noch widerlegen lassen. Am Turiner Grabtuch scheiden sich seit jeher die Geister. Die einen sehen in dem seit dem Mittelalter verehrten Tuch das Antlitz Jesu abgebildet, für die anderen ist es eine grobe Fälschung. Die Kirchenmusikerin und Journalistin Barbara Stühlmeyer und der ehemalige Erzbischof von Bamberg, Karl Braun, sind der Geschichte des Turiner Grabtuchs in ihrem gemeinsamen Buch „Das Turiner Grabtuch“ nachgegangen. Dabei ging es ihnen im Wesentlichen nicht um die wissenschaftlichen Fragen, wie sich das Alter des Tuches bestimmen lässt oder aus welcher Gegend die Materialien des Tuches stammen. Diese Fragen werden auch behandelt. Vielmehr interessiert sie, was die Beschäftigung mit dem Grabtuch beim Einzelnen auslösen kann. So erzählen sie einige Begegnungsgeschichten von Menschen, deren Leben sich durch das Grabtuch verändert hat. Wie immer man auch am Ende zum Grabtuch steht – das Entscheidende ist für die beiden Autoren, den Leser zu einer Begegnung mit Jesus Christus anzuleiten. Das Buch ist mehr assoziativ als chronologisch aufgebaut, was die zahlreichen Facetten des Themas nahelegen, was das Buch aber auch lebendig und gut lesbar macht. So lässt sich dieses Panorama der „Faszination Grabtuch“ gerade in der Passionszeit als eine Anleitung für eine intensive Auseinandersetzung mit dem Tod Jesu lesen.

Marc Witzenbacher

Barbara Stühlmeyer/Karl Braun, Das Turiner Grabtuch. Faszination und Fakten, Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer 2018, ISBN 978-3-7666-2543-2, 20,00 € [D], 20,60 € [A]

Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 223) bestellen.

Gottesdienste im ZDF

- Palmsonntag, 14. April 2019 – 9.30 Uhr,
St. Dominicus, Berlin/Neukölln (kath.)
- Ostersonntag, 21. April 2019 – 9.30 Uhr,
Augustinerkirche, Gotha (ev.)

DOMRADIO

- Eine aktuelle Auslegung des in MAGNIFICAT abgedruckten Tagesevangeliums hören Sie von Montag bis Samstag im DOMRADIO ab ca. 7.55 Uhr. Für die lebensnahe und tiefgründige Auslegung des Textes lädt DOMRADIO wöchentlich einen Priester oder qualifizierten Laien zu Live-Gesprächen ein. Sendung verpasst? Dann nutzen Sie das Archiv oder das Podcast-Angebot auf www.domradio.de.
- Sonntags um 10 Uhr überträgt DOMRADIO einen Gottesdienst aus dem Erzbistum Köln sowie um 10 und 18 Uhr die Gottesdienste aus dem Kölner Dom live im Internet-TV auf www.domradio.de. Die Predigt ist als Podcast erhältlich.
- Bei Fragen erreichen Sie DOMRADIO unter Tel. 0221 / 25 88 60.

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Mai 2019

Heimat
Brauchtum

Geht in die Berge und holt Zweige von veredelten
und von wilden Ölbäumen, Zweige von Myrten,
Palmen und Laubbäumen zum Bau von Laubhütten,
wie es vorgeschrieben ist!

Buch Nehemia – Kapitel 8, Vers 15

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

ZUM TITELBILD

Stuppacher Madonna

Matthias Grünewald, 1514–1516

Pfarrkirche Mariä Krönung, Stuppach (Bad Mergentheim),

© Aus dem Bildarchiv der „Stuppacher Madonna“,

Kapellenpflege Stuppacher Madonna,

97980 Bad Mergentheim-Stuppach;

Foto: Fokus GmbH Leipzig 2013

1812 kaufte der Stuppacher Pfarrer Johann Balthasar Sebastian Blumhofer das Marienbild aus dem ehemaligen Besitz des 1809 aufgehobenen Deutschen Ordens für seine Pfarrkirche. Er glaubte damals, ein Werk von Peter Paul Rubens (1577–1640) erstanden zu haben. Erst 1908 wurde die Tafel Matthias Grünewald zugeschrieben. Ursprünglich war sie die Mitteltafel eines für die Stiftskirche in Aschaffenburg angefertigten Maria-Schnee-Flügelaltars, den Grünewald unmittelbar nach dem Isenheimer Altar um 1514–16 anfertigte.

Matthias Grünewald wurde in der Kunstgeschichte erst Ende des 19. Jahrhunderts wiederentdeckt und erlangte Anfang des 20. Jahrhunderts große Popularität. Er signierte seine Werke mit „MG“ oder „MG N“, doch ist die Auflösung dieser Monogramme strittig. Sicher ist nur der Vorname „Mathis“. Verschiedene Quellen nennen ihn „Mathis Gothar(d)t Neithar(d)t“. Man nimmt an, dass er den Namen Neithardt wegen dessen negativer Bedeutung bewusst in Gothardt änderte; Grünewald wurde er aber schon von Sammlern im 16. Jahrhundert genannt.

Heute geht die Forschung davon aus, dass Grünewald um 1480 in Würzburg geboren wurde. Die Quellen belegen, dass er auch als „Wasserkunstmacher“, Bauzeichner, Ingenieur und Farbenhändler arbeitete und sogar Seifen herstellte und vertrieb. Er starb am 30. oder 31. August 1528 in Halle an der Saale.

Unser Titelbild zeigt die Gottesmutter inmitten eines üppigen Gartens. Jede einzelne Pflanze deutet Maria und ihren Sohn symbolisch. Sie ist ganz ihrem Sohn zugewandt, der als Quelle des Lichts gezeigt wird.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Wer einmal zu Sukkot, dem Laubhüttenfest, in Israel gewesen ist, wird eine Ahnung davon haben, wie wichtig dessen religiöses Brauchtum auch heute noch ist. Im ganzen Land sieht man die Sukka, die aus Zweigen gebaute Hütte, in der die Familien über eine ganze Woche ihre Mahlzeiten einnehmen und sogar übernachten. Aber warum stehen die Verse zu diesem herbstlichen Erntedankfest über unserer Mai-Ausgabe? Die grünen Zweige spielen ja diesen Monat auch bei uns eine wichtige Rolle. Bei Marienandachten, Prozessionen, aber auch im regionalen Brauchtum. Die Maien, junge Birken(zweige), die mit ihrem frischen Grün die Straßen säumen, bringen mir seit der Kindheit jährlich neue Frühlingsfreude. Solche Symbole verbinden, weit über den religiösen Raum in die Gesellschaft hinein. Ja, verwurzelte Bräuche schaffen es gar, Grenzen zu überwinden. Etwa wenn vor einigen Jahren die ersten Muslime in christliche Schützenvereine Aufnahme fanden – weil sie sich auch für deren Ziele engagieren wollten.

Am Sonntag, dem 5. Mai, beginnt der muslimische Fastenmonat Ramadan – *das* herausragende Ereignis im islamischen Jahr, mit dem sich ebenfalls viele Bräuche verknüpfen. Besonders bedeutend: das abendliche Iftar-Essen, das tägliche Fastenbrechen, nachdem man von Morgengrauen bis Sonnenuntergang weder gegessen noch getrunken hat. Hier treffen sich Großfamilie und Freunde, auch nichtmuslimische Nachbarn sind vielerorts gern gesehen. Ich habe die Herzlichkeit und Gastfreundschaft bei diesen Anlässen schätzen gelernt. Tief beeindruckt aber hat mich ein junger syrischer Christ, der einmal gesagt hat: „Für mich ist es selbstverständlich, mit meinem muslimischen Freund zu fasten, obwohl ich es nicht müsste. Es verbindet uns, auch über die Unterschiede im Glauben hinweg.“

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Blume ohnegleichen

Die Stuppacher Madonna ist ein Werk der deutschen Renaissance, welches Natursymbolik auf biblischem Hintergrund mit einer präzisen Darstellung der verschiedenen Pflanzen, der Oberflächen und Textilien, der Naturerscheinungen und des Menschen verbindet.

Maria und Jesus

Als unbestrittenes Zentrum des Bildes sitzt Maria auf einer niedrigen Steinstufe (einem Brunnenrand?). Sie ist mit einer Fülle prächtigster Gewänder geradezu überschüttet. Das mit weißem Pelz gefütterte Gewand aus rotem Goldbrokat fließt an ihr herab wie auch der blaue, goldgesäumte Mantel, der violett gefüttert ist. Beide Gewänder apostrophieren sie als Königin, als himmlische Frau. Das sonnenumglänzte blonde Haar fließt ihr über die Schultern und bedeckt den blauen Mantel. Diesen hat sie mit ihrer Rechten zu einem Bausch zusammengefasst, mit dem sie das auf ihrem Schoß stehende Jesuskind stützt. Ein hauchzarter durchsichtiger Schleier hinterfängt das Kind. Dieses ist gänzlich nackt gezeigt, als der neue Adam. Es steht unsicher und muss von der zärtlich herabblickenden Mutter gestützt werden, der es lächelnd zugewandt ist. Der blonde Haarschopf sendet Lichtstrahlen aus, Jesus wird zur Lichtquelle, die auch seine Mutter beleuchtet, wie ihr blasses, mondgleiches Antlitz zeigt. Lediglich ein Korallenarmband trägt der Knabe. Die wie Blutstropfen wirkenden roten Perlen deuten auf seine Passion voraus. Maria trägt einen Brautring, der sie als Braut, als neue Eva, ausweist.

Der nackte Körper des Kindes steht in denkbar größtem Kontrast zur prächtigst gekleideten Mutter. Er verweist auf die Erniedrigung, auf die Entäußerung des Gottessohnes, wie sie uns der Philipperhymnus vor Augen führt (vgl. Phil 2, 6 f.).

Darauf verweist auch die Frucht in der Linken der Gottesmutter, um welche die Finger von drei Händen einen regelrechten Tanz aufführen. Das Fingerspiel unterstreicht die Bedeutung der Frucht, die auf diese Weise zum kompositorischen Mittelpunkt des gesamten Bildes wird. In der Literatur wird diese Frucht als Granatapfel oder Feige beschrieben. Hier soll aber der Versuch gemacht werden, sie als Walnuss zu deuten. Diese Deutung passt nicht nur zu Farbe, Größe und Form der Frucht sehr gut, sondern vor allem deren symbolische Bedeutung würde das Zentrum des Bildes perfekt erklären: Die Walnuss gilt in der christlichen Literatur als Sinnbild des Menschen: die grüne Hülle als Symbol des Fleisches, die harte Schale als Symbol der Knochen und der süße Kern als Symbol der Seele. Dies passt zu der menschlichen Natur, die Christus von Maria, seiner Mutter, angenommen hat. Zugleich kann die Walnuss aber auch als Christussymbol verstanden werden: die bitter schmeckende Hülle als Fleisch Christi, das das bittere Leiden tragen musste, die Schale als das Holz des Kreuzes und der Kern als die göttliche Natur Christi.

Krönung der Gottesmutter

Eine Vorstudie im Kupferstichkabinett in Berlin zeigt Maria mit einer Blattkrone auf dem Kopf. Für die Endfassung hat der Maler, vielleicht auf Wunsch seines Auftraggebers Johannes Reitzmann, eine andere Komposition gewählt: Der Kopf Marias ist von einem großen Regenbogen umgeben, dem Zeichen des neuen Bundes, den Gott mit Noach schließt (vgl. Gen 9, 13). Der Bogen wirkt wie der Heiligenschein der Gottesmutter; das Kind leuchtet aus sich heraus.

Die Krönung der Gottesmutter aber wird nun im Himmel vorbereitet. Im oberen linken Teil der Tafel (*s. Innenkarte*) ist in den Wolken die Lichtgestalt Gottvaters zu sehen. Dieser Teil war in späteren Jahrhunderten stark übermalt worden und ist

bei der letzten Restauration weitgehend in den Originalzustand zurückversetzt worden. Der Vater ist hier mit Zepter und Reichsapfel in kaiserlicher Würde dargestellt. Die Krone fehlt jedoch. Sie wird unterhalb von Engeln auf die Erde getragen. Maria soll hiermit von Engeln gekrönt werden.

Der Mittelgrund wird von einer mittelalterlichen Stadt gebildet, die zu Füßen hoch aufragender Berge liegt. Beherrschend steht rechts eine große gotische Kathedrale, deren Apsis und Südportal zu sehen sind. Dieses ist als das Südquerhaus des Straßburger Münsters zu identifizieren. Menschen steigen die Stufen zum Portal hinauf, deren Mitte eine Marienstatue bildet. Maria ist das Urbild der Kirche, zu ihr kommen die Menschen und suchen Schutz und Stärkung für ihr Leben.

Madonna im Garten

Das Gartenmotiv, das besonders in der oberrheinischen Kunst für Mariendarstellungen genutzt wurde, knüpft an die Liebesdichtung des Hohenliedes an. Dort wird die Braut als verschlossener Garten, als versiegelter Quell besungen (vgl. Hld 4, 12). Der Holzzaun, der den Vorder- vom Mittelgrund trennt (*s. hierzu und zum Folgenden die Innenkarte*), zeigt diesen verschlossenen Garten, der für die Jungfräulichkeit Marias steht. Links ist das verschlossene Tor zu sehen, das mit der Kreuzform der Holzlatten auf die Passion vorausweist. Darunter stehen Bienenkörbe. Auch Bienen galten, da man ihnen eine geschlechtslose Fortpflanzung zuschrieb, als Symbol der Jungfräulichkeit, aber auch hier gibt es einen Bezug zum Hohenlied (vgl. Hld 4, 11). Direkt über der steinernen Stufe, auf der Maria sitzt, ist links ein weiterer kreuzförmiger Holzpfosten zu sehen, der von einer Feige umrankt wird. Der Feigenbaum gilt ebenfalls als Hinweis auf die Jungfräulichkeit Marias. Etwas weiter unten sehen wir ein Stillleben aus einer weißen Fayenceschale mit einem Rosenkranz aus Korallenperlen und Bernsteinkugeln und einem blau-

en Glaskrug. Eventuell wird hiermit der „versiegelte Quell“ aus dem Hohenlied angedeutet und mit dem Gebet in Verbindung gebracht. Viele der dargestellten Pflanzen sind Heilpflanzen und verweisen auf die heilende Wirkung der Marienfrömmigkeit. Rechts der Gottesmutter steht ein Krug mit Lilien (vgl. Hld 2, 2), Rosen (ohne Dornen!), Kamille und Gelbem Frauenschuh, die alle auf Maria und ihre besondere Stellung gedeutet werden können. Am äußeren rechten Rand (die Tafel wurde im Laufe der Geschichte rechts um ca. 10 cm gekürzt) stehen Nelken in einem Terracotta-Topf. Sie wurden auch „Näglein“ genannt und mit den Nägeln der Kreuzigung assoziiert. Ein großer Olivenbaum schließlich verbindet alle Bildgründe miteinander und formt die Kontur der Gottesmutter nach. Blüten und Früchte in allen Stadien finden sich am Baum. Die reifen Früchte hängen nahe der Gottesmutter. Schon die Könige im Alten Testament wurden mit Öl gesalbt. Es verweist auf Jesus als den Christus, den Gesalbten.

So zeigt diese Tafel Maria als die Blume ohnegleichen im üppigen Garten Gottes, die aber als Thron Jesu verstanden wird, der mit umfangreichen symbolischen Bezügen als Gesalbter und Gottes Sohn apostrophiert wird und auf seine Passion vorausschaut. In seiner Auferstehung wird er als Licht der Welt offenbar werden.

Heinz Detlef Stäps

Berge oder Meer?

Heimat. Landschaft

Wenn ich es genau nehmen soll – meine erste, süddeutsche Heimat ist keines von beiden. Sie ist weder Gebirge noch Meer. So gesehen, weder Fisch noch Fleisch. Und doch liebe ich unwiderstehlich Städte, die nicht ganz flach angelegt sind, sondern in denen es hinauf und hinunter geht. Wie in Baden-Baden oder in Siena. Etwas spricht mich dann an. De profundis, so scheint es. Weil es, bei allen Unterschieden, hier so ist wie in der Stadt, in der ich geboren wurde? Warum ist das so? Ich war keine vier Jahre alt, als wir jene kleine Stadt verließen. Zugegeben, Stuttgart, die nächste Station der Familie, ist ganz anders, aber doch auch ähnlich gebaut.

Der Teuchelwald

Frühe Erinnerungen an den Schwarzwald, die Herkunft unserer Mutter, deutsches Mittelgebirge. Aber noch früher Erinnerung auch an das Städtische dieser Landschaft, an den Stadtwald mit den roten Eichhörnchen, an den Teuchelwald. Erinnerung an die roten Tennisplätze. Erinnerungen an das Allgäu, wo unser Onkel Pfarrer war. Die frierenden Hügel zu Ostern, die sattgrünen Wiesen, die goldgelben Blütenteppiche aus Löwenzahn. Jahre zuvor, ein vermutlich kärglich bepflanzter, aber für das Kind unvergesslicher Innenhof im Pfarrhaus in Ravensburg. Vor allem dann aber die wunderbar warmen, moorigen Sommer-Seen. Die verwunschenen Wanderwege dahin. Da habe ich schwimmen gelernt.

Das Meer

Erinnerungen auch an das offene Meer, die Wucht der Gezeiten, die Nordsee, an ostfriesische Inseln, und an die Adria. Frü-

he Urlaubsorte der Familie. Ich liebe das Meer. Das Wasser. Da war auch die schöne Freude in den Beinen, so habe ich es damals genannt, wenn es, in der Grundschulzeit, im Hallenbad zum Schwimmbecken ging. Und dann, alle Kinder mit unserem Vater am Abend eines glutheißen Sommertages in einem Baggersee bei Bonn, wo wir als Familie inzwischen angelangt waren. Und das gute Gefühl: Der ist unsinkbar.

Böhmen liegt am Meer

Das Herz ging mir auf, als wir, ich war zehn oder elf Jahre alt, zum ersten Mal als Familie in Holland ans Meer fuhren. Energiezufuhr, Freude, pur. Doch, durfte ich das? War das in Ordnung, dieser elementare Über-Mut? Das Meer ist mir unheimlich, und es ist mir unendlich vertraut. Es zieht mich an. Böhmen liegt am Meer, so die Überschrift eines Gedichts von Ingeborg Bachmann. Die Dichterin spielt darin auf William Shakespeare an, der, offenbar nicht ganz ortskundig, schrieb: Böhmen. Eine Landschaft am Meer. Ingeborg Bachmann gibt seinem Irrtum recht.

Bagger

Horb liegt am Neckar, gewiss nicht am Meer. Mein erstes Wort als Kleinkind war weder Mama noch Papa, sondern Baggr (Bagger). Ich war wohl tief beeindruckt von den technischen Begräbigungsarbeiten am Neckar. Meinen Berufsweg hat das, auf den ersten Blick jedenfalls, nicht beeinflusst. Und dann ist da die Farbe Grün, ein tiefes, dunkles Grün. Tannengrün. Weil blau und rot, so meine frühe Wahrnehmung, bereits für Bruder und Schwester reserviert waren? Oder weil ich jene Farbe, früher noch, schon immer liebte? So weit die Erinnerung reicht. Oder darüber hinaus. Weil die Enten, die Erpel, auf dem Neckar mir diese Farbe zeigten, glänzend, prächtig? Und war da nicht eine

städtische Reklame gewesen mit eben jenem tiefen Grün? Natur und Kultur? Ich weiß es nicht. In einer, damals, extrem reizarmen Zeit? Die frühen Eindrücke jedenfalls zählen; sie prägen.

Neu-nomadisch

Was ist Heimat? Was bedeutet Heimat-Landschaft? In dieser Zeit, in einer neu-nomadischen Zeit? Wer könnte sich anmaßen, eine abschließende Antwort zu geben. Die Heimatkunde, die uns in der Bonner Grundschule vermittelt wurde, blieb blass. Ich erinnere mich eigentlich nur an Abbildungen von Dinosauriern und Pflanzen der Urzeit. Spannend genug. Und an den Mönch von Heisterbach. Den habe ich nie vergessen. War diese Zurückhaltung des Lehrplans noch ein Reflex der Angst vor dem – massenmörderischen – Heimat-Wahn des Nationalsozialismus? Oder war ich selbst nicht aufnahmefähig, junge innerdeutsche Nomadin, die ich war? Oder war das pädagogische Konzept einfach schwach?

Was noch frisch und jung an Jahren

In den Sommerferien wanderten wir mit unseren Eltern durch den Schwarzwald. So viele bemooste Häupter, die uns begegneten und uns grüßten. Die Eltern bemerkten einmal freundlich-ironisch, dass es wohl doch nicht sehr weit her sei mit der Liedstrophe „Was noch frisch und jung an Jahren ...“. Uns Kindern war das nicht aufgefallen, aber die Eltern hatten sich mit ihrer Beobachtung kaum getäuscht. Wandern, diese Form der Heimatverbundenheit, war unter jungen Menschen damals wohl nicht eben en vogue.

Für Bergsteiger

Heimat. Der Bayerische Rundfunk sendet regelmäßig Tipps für Bergsteiger und Bergwanderer. Manchmal folge ich den Tipps. Ja, bei den Münchnern sind die Berge, für Kletterer, für Wanderer, für Mountainbiker, derzeit schwer angesagt! Das Equipment der jungen Leute, aber auch das der „Silver Ager“, ist fast immer erste Sahne, Geld spielt offenbar keine Rolle. Auf den Straßen und in den Zügen wird es da oft eng. Natur ist gut! Ich freue mich über den Trend. Doch wie viel Mountainbiking tut der Natur gut?

Die bescheidene Sorge

Bei Lichte besehen, gibt es sehr gute Gründe, die Verbindung zur eigenen Heimat hoch zu bewerten, so facettenreich, vielleicht auch spannungsreich, das Heimatbild in einer neu-nomadischen Lebenswelt heute auch sein mag, sein muss. Die hohe Bewertung der eigenen Heimat ist dabei wohl, so gebietet es die Gerechtigkeit, nur unter der Bedingung zulässig, dass man auch für die Heimat anderer eintritt. Das Recht auf Heimat, das für alle Menschen gilt, hat diesen Kern. Und dabei geht es auch um die zweite Heimat. Der zeitgenössische Philosoph H. Hinrichs sagt es so: „Die bescheidene Sorge für die Heimat und das Heimat-Bewusstsein anderer, der nachfolgenden Generation wie anderer Völker, ist daher die notwendige Konsequenz und Grenze des Bewusstseins der eigenen Heimat und der Sorge um sie.“ Lernen wir diese Sorge, und diese Bescheidenheit!

Susanne Sandherr

Brauchen wir Bräuche?

Die kleine morgendliche Prozession der Eltern und Geschwister ins Zimmer des Geburtstagskindes. Der Gugelhupf, auf dem die Kerzen warm und geheimnisvoll leuchten, das Ständchen, das erklingt: Kinder brauchen Bräuche! Die sichere Wiederholung von etwas Schönerem, etwa in Form eines liebevoll begangenen Geburtstags, ist für Kinder pures Glück. Solche familiären Bräuche sind unabdingbar für die Lebensqualität und das Lebensvertrauen von Kindern. Alles muss so sein wie im letzten Jahr. Dann ist alles gut. Wenn Kinder so sicher gehalten sind im Verlässlichen, im guten Brauch, gerade dann sind sie, nur scheinbar paradox, offen für alles Kommende.

Übergangsriten

Was ist ein Brauch, und (wozu) brauchen wir Bräuche? Wie weit reichen unsere Bräuche eigentlich zurück? Gab es sie „immer schon“? Bräuche lassen sich definieren als „gestaltete Begleitphänomene von Erfahrungen ..., die als Einschnitte wahrgenommen werden“. Die als bedeutsame Einschnitte erlebten Erfahrungen betreffen die (nicht nur biologischen) Lebensphasen von Menschen, etwa Geburt, Sexualität, Sterben und Tod, und sie haben häufig den Charakter von Übergangsriten. Bräuche können aber auch jahreszeitliche Einschnitte markieren; nicht zuletzt haben sie als religiös konnotierte Feste und Feiern eine transzendente Dimension mit tiefen Wurzeln im religiösen Kult.

Identitätsstiftung

Generell haben Bräuche eine identitätsstiftende und -verstärkende Funktion für die Gruppe, die diesen Brauch teilt. Bräuche können stärken und bestärken, sie können eine Verbindung

zur Vergangenheit darstellen und die Vergewisserung, dass es auch in Zukunft noch so sein wird, wie es in der Vergangenheit war und in der Gegenwart ist. Bräuche können Wurzeln sein, und Wurzeln ermöglichen Wachstum. Bräuche können allerdings auch lähmen und ausgrenzen. Nationalhymnen und Fahnen verbinden Menschen; eine Erfahrung, die etwa bei großen Sportereignissen zu machen ist. Auch Vereine und Unternehmen, Schulen und Universitäten, Cliques oder Banden bewahren oder erfinden, schaffen oder beleben identitäts- und gemeinschaftsstiftendes Brauchtum.

Missbrauchtes Brauchtum

Im Nationalsozialismus, wie in jedem autoritären und totalitären System, wurden Bräuche politisch instrumentalisiert und missbraucht. Viele Menschen in der jungen Bundesrepublik waren deshalb vorsichtig mit Bräuchen und lehnten diese ab; Brauchtum war in Misskredit geraten. Andere Länder, wie etwa Schweden, konnten und können viel unbefangener mit und aus ihrem reichen Brauchtum leben.

Bräuche haben Konjunktur

Doch auch hierzulande sind Bräuche wieder gefragt, und diese Konjunktur treibt bisweilen eigenwillige Blüten. Denn viele der vermeintlich alten Traditionen, wie etwa das massenhafte Werfen des Baretts auf den akademischen Abschlussfeiern, sind in Deutschland ganz neu, auch wenn sie sich mit dem Mäntelchen des Altehrwürdigen bekleiden. Die Beliebtheit dieser nur vermeintlich alten Bräuche verweist nach Jahren einer gewissen Brauchtums-Abstinenz auf die Sehnsucht der Menschen nach der Sicherheit verbindlicher Gestaltung und Formung des Lebens. In diesen Zusammenhang gehört auch die stabile und noch immer zunehmende Hochkonjunktur der Trachtenmode,

die von Altötting über Castrop-Rauxel bis nach Hamburg reicht. Und die vielen Bräuche rund um Hochzeiten – vom Holzsägen bis zum Pflanzen eines Baumes – sind ebenfalls zumeist neuen Datums! Auch sie spiegeln die Sehnsucht nach Verbindendem wider, nach Verwurzelung in symbolischen Formen und in einer Gemeinschaft.

Was einen Tag vom anderen unterscheidet

In Saint-Exupéry's „Der kleine Prinz“ fragt der kleine Prinz den Fuchs, was das ist, ein „fester Brauch“. Und der Fuchs antwortet ihm: „Es ist das, was einen Tag vom andern unterscheidet.“ Hier kommt also noch eine andere Dimension des Brauchs ins Spiel, nämlich die der Gestaltung, Gliederung und Belebung menschlichen Lebens. Es ist der Wunsch, menschliches Leben nicht nur verrinnen zu sehen im Einerlei des Alltags und der Plage, die jeder Tag mit sich bringt. Menschliches Leben soll an besonderen Tagen besonders gefeiert werden: im Einklang mit Gott und Welt, Mitmensch und Natur. Deshalb brauchen wir Feste und Feiern im Jahreskreis, feste Bräuche, die die Veränderung, den Übergang, den Wandel zum Ausdruck bringen – und zugleich unser Gehaltensein im Wandel der Zeit.

Jahreskreis

Der Jahreskreis mit seinem Werden und Vergehen findet in religiösen Festkreisen, so im christlichen Jahresfestkreis, seinen Niederschlag und seine Sinndeutung. Geburt, Wachstum, Leben und Hoffnung auf erneuertes Leben, Leiden, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt, exemplarisches Leben im Vorbild der Heiligen, in ihrem Wirken, Leiden und ihrer Erhöhung, all das findet sich im Jahresfestkreis der Kirche. Im besten Fall wird die kirchliche Liturgie in den Bräuchen sinnlich erfahrbar, öffnet

und weitet sich die Liturgie durch die vielfältigen Bräuche ins Leben der Menschen hinein.

Gegen die graue Gleichförmigkeit

Bräuche sind Farbtupfer gegen die graue Gleichförmigkeit der Tage, Inseln der verdichteten, der quasi zeitlosen und schwerelosen Zeit inmitten des unbarmherzigen Verrinnens der Zeit. Gleichzeitig ist es eine Illusion anzunehmen, Bräuche wären unveränderlich, gar ewig. Sie verbinden uns mit unseren Wurzeln, sie können uns in die Tiefe der (Glaubens-)Geschichte führen, sie sind aber nicht unwandelbar. Bräuche können auch inhaltsleer werden und verdorren oder zum leeren Ritual, noch schlimmer, zum Zwang verkommen. Bräuche und Rituale können aber ebenso wieder neue, sinnhafte, vitale Formen finden. Bräuche stiften Gemeinschaft, verbinden mit der Vergangenheit, durchbrechen das Einerlei des Alltags und machen ihn durchsichtig für das Transzendente: für das Heil von Gott her. Nicht zuletzt aber schenken sie Lebensqualität im Sinn des kleinen Prinzen: „Sonst wären alle Tage gleich.“

Dorothee Sandherr-Klemp

Erinnerter Zukunftsort: das Paradies

Das Wort Paradies stammt ursprünglich aus dem Altiranischen und bedeutet „umzäunter Raum“ oder Garten. Es wurde für die Prachtgärten persischer Könige benutzt. Daher wird das Paradies im Alten Testament auch als „Garten“ bezeichnet, den Gott selbst angelegt hat (Gen 2, 8–15). Durch den

Sündenfall wurde dieser Zustand aufgebrochen, das Paradies war verloren. In der jüdischen Apokalyptik stellte man sich daher vor, dass sich der paradiesische Urzustand in der Endzeit wieder einstellen werde.

Die Klammer der biblischen Hoffnung

Dass der paradiesische Urzustand auch die Hoffnung für die Zukunft ist, bringt symbolhaft die Stellung der Paradieserzählungen in der Bibel zum Ausdruck. Am Anfang der Bibel steht die Erzählung vom Garten Eden, während sie im Buch der Offenbarung des Johannes mit dem Ausblick auf das Paradies in einem neuen Himmel und einer neuen Erde endet (Offb 22, 1 ff.). Das Paradies verweist darauf, woher der Mensch stammt: Er kommt von Gott und lebte ursprünglich in unbeschwerter Beziehung zu Gott, untereinander und zu den Mitgeschöpfen. Erlösung wurde daher als Rückkehr ins Paradies, in die unbeschwerter Gemeinschaft mit Gott und untereinander gedeutet. Doch versteht die Bibel die endzeitliche Erlösung nicht einfach als Wiederherstellung eines Urzustandes. Das Paradies wird in der Offenbarung anders beschrieben: Als neue Schöpfung kommt das himmlische Jerusalem aus dem Himmel von Gott herab.

Paradies als Nähe Gottes

Neben dieser universalen Deutung des Paradieses gewann auch die individuelle Auslegung an Bedeutung, insbesondere durch die neutestamentlichen Stellen, in denen das Paradies direkt erwähnt wird. Dem Schächer am Kreuz ruft Jesus zu, er werde „noch heute“ mit ihm im Paradies sein (Lk 23, 43). Paulus gelangte in einer Vision ins Paradies, wo er unaussprechliche Worte hörte (2 Kor 12, 4). So wurde das Paradies auch als Ort verstanden, an dem die Verstorbenen weilen und auf die Auf-

erstehung warten. Das Paradies wurde so zur Chiffre für die Nähe Gottes, ja für Christus selbst. Aus dieser Deutung heraus wurden bei zahlreichen Kirchen die Vorräume, in denen sich die Gläubigen an einem Brunnen waschen konnten, ebenfalls Paradies genannt. Wer sich dort auf der Flucht aufhielt, dem gewährte die Kirche auch Asyl.

Paradies als Inbegriff der künftigen Heimat

In der Kunst führte die Verknüpfung des paradiesischen Urzustandes mit der endzeitlichen sowie der individuellen Hoffnung dazu, dass das Paradies in idealen Naturlandschaften und Gärten dargestellt wurde. Darauf verweisen auch die gemalten Naturelemente wie Baumzweige, Blumen oder Vögel, die sich bereits in den frühchristlichen Katakomben finden. Vom Garten Eden her wird auch das endzeitliche Paradies mit vier Flüssen dargestellt. Dies sollte auch zum Ausdruck bringen, dass im endgültigen Paradies alle Dürstenden vom Wasser des Lebens trinken können. Im späten Mittelalter wurde das höfische Schönheitsideal mit dem paradiesischen Garten verbunden. In solchen Idyllen, beispielhaft im Frankfurter Paradiesgärtlein (um 1410), ist häufig Maria im Mittelpunkt, umgeben von einer idealen Landschaft, Engeln und Heiligen zu sehen. Alle Vorstellungen vom Paradies bringen letztlich die Hoffnung des Menschen zum Ausdruck, bei Gott einst in eine vollkommene und unvorstellbare Welt eintreten zu dürfen.

Marc Witzenbacher

Regina caeli

Welche Freude

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 379.

Freu dich, du Himmelskönigin“, diesen Liedvers habe ich als Kind, als Heranwachsende, in den Gottesdiensten der Osterzeit mit Freude gesungen. „Freu dich, das Leid ist all dahin. Halleluja!“ (GL 525) Nach all dem Leid, mitten in all dem Leid, eine Aufforderung zur Freude. „Lasst uns erfreuen herzlich sehr“! (GL 533) Herzlich gern!

Himmlische Herkunft

Das „Regina caeli“ (oder coeli), „Königin des Himmels“ bzw. „Königin im Himmel“, ist als Gesang nach dem Magnificat am Oktavtag von Ostern erstmals in einem um 1200 zu datierenden römischen Antiphonar aus St. Peter bezeugt. Das Mittelalter wusste in der „Legenda aurea“, einer von Jacobus von Voragine redigierten, höchst wirkmächtigen mittelalterlichen Legendensammlung, vom himmlischen Ursprung des Gesangs. Engel hätten bei einer von Papst Gregor dem Großen initiierten Bittprozession über der mitgeführten Marienikone das „Regina caeli“ gesungen und so das Ende einer akut bedrohlichen Seuche angekündigt.

Marianische Antiphon

Ein Weihnachtshymnus des 11. Jahrhunderts diene dem „Regina caeli“ als Vorlage; darum ist die Entstehung kaum vor dem 12. Jahrhundert anzunehmen. Seine Verbreitung förderten insbesondere die Franziskaner. Wie bei anderen marianischen Antiphonen handelt es sich nicht um antiphonalen Gesang im

strengen Sinne, sondern um einen Hymnus eigener Art. Marianische Antiphonen sind nicht einem Psalm als Rahmen- oder Kehrvers zugeordnet, sondern bilden, nach der Komplet angestimmt, den Abschluss des täglichen Stundengebets. Wenn die Vesper die letzte Hore des Tages ist, kann die Marianische Antiphon auch an ihrem Ende stehen. Das „Regina caeli“ beschließt Komplet bzw. Vesper im kirchlichen Stundengebet der Osterzeit. Seit dem 18. Jahrhundert wird es in der Osterzeit auch zum Angelus gebetet. Die gregorianische Melodie ist seit dem 12. Jahrhundert überliefert. Erste Übersetzungen aus dem Lateinischen ins Deutsche sind seit dem 15. Jahrhundert belegt. Im Gotteslob (525) findet sich eine auf vier Strophen erweiterte Liedparaphrase, die um 1600 in Konstanz entstand. Bedeutende Komponisten wie Jean-Baptiste Lully, Wolfgang Amadeus Mozart und Johannes Brahms vertonten diese Marianische Antiphon.

Englischer Gruß

Die Marianischen Antiphonen – neben dem österlichen „Regina caeli“ sind im Weihnachtsfestkreis „Alma Redemptoris Mater“, in der Österlichen Bußzeit „Ave Regina caelorum“ und außerhalb der geprägten Zeiten das „Salve Regina“ zu nennen – sind vermutlich dem Wunsch entsprungen, Maria zu eben der Zeit zu grüßen, zu der sie nach einer im Mittelalter weitverbreiteten Ansicht der Engel Gabriel begrüßt hatte. Dabei variieren die Antiphonen das „Chaire“ (Freue dich) des Englischen Grußes: Ave, Salve, Laetare.

Der Schmerz

Den Schmerz der Passion mitzuerleben, ist hart. Auch noch nach fast 2000 Jahren. Auch für Kinder, oder gerade für sie? Das eigene Kleinsein, Ausgeliefertsein, Verwundbarkeit und

Sterblichkeit sind da vielleicht besonders nah. Mir waren sie es. Immerhin, nach dem Gottesdienst am Karfreitag malten wir miteinander Ostereier an. Das war tröstlich. Etwas hatte sich gewendet. Da keimte Freude. Ich weiß es noch wie heute.

Lumen Christi

Welche Freude, dann in der Osternacht auf das „Lumen Christi“ mit „Deo gratias“ (Christus, das Licht – Dank sei Gott) zu antworten. Es werde Licht! Und Licht ward. Lob der Nacht, die die Macht der Nacht brach. Am Ende des Tages geht der Tag nicht zu Ende. Welche Freude, am Ostertag, an allen Ostertagen zu singen: „Freu dich, du Himmelskönigin.“

Zukunft der Welt

Regina caeli. Unserer Marianischen Antiphon attestiert die Legende eine himmlische Herkunft. Gut zu wissen. Gut zu glauben. Denn es geht um die Zukunft der Welt. Der Auferstandene, der von Gott Auferweckte, lebt ja nicht für sich. Er lebt nicht im luftleeren Raum. Er lebt bei Gott. Und das heißt: Er ist, in Gottes eigener Geistkraft, gegenwärtig. Er ist mitten unter uns. Sein Geist trägt die Gegenwart, trägt durch die Gegenwart, ist die Zukunft der Welt. „Freu dich, Maria!“

Himmelskönigin

Maria Himmelskönigin, dieser marianische Ehrentitel besagt, dass Maria bereits jetzt an der himmlischen Herrlichkeit ihres auferstandenen Sohnes teilhat. Schon bald nach dem Konzil von Ephesus (431) wurde in der Ostkirche die Feier der „dormitio“, „Entschlafung“, des Todes als „Heimgang“ Marias, begangen. In vielen mittelalterlichen Kathedralen findet sich später das Bildmotiv der Marienkrönung. Die Mutter des Herrn wird

ihrem Sohn in Gottes Herrlichkeit zur Seite gestellt. 1950 dogmatisierte Papst Pius XII. ihre Aufnahme „mit Leib und Seele“ in die himmlische Herrlichkeit. Das „Regina caeli“ jubelt über die Auferstehung Jesu, gerade indem es den Blick auf Maria richtet. „Denn er, den du zu tragen würdig warst, Halleluja; / ist erstanden, wie er sagte, Halleluja.“

Den du zu tragen würdig warst

Ist der Blick, den unsere Antiphon auf Maria lenkt, bedenkliche Ablenkung von Gottes Heilshandeln in Jesus, seinem Christus? Oder nicht vielmehr zwingende Konsequenz des Osterglaubens? Jesus wurde von Gott auferweckt als „der Erste der Entschlafenen“ (1 Kor 15,20). In einer Gesellschaft, und in einer Kirche, die die Erde vom Himmel loszureißen droht, in einer Umgebung, die den Leib verachtet, oder den Körper vergöttert, entsteht aus der Wendung „Leib und Seele“ etwas anderes, etwas Neues: das unbedingte Ja zur Würde des ganzen Menschen und seiner Geschichte vor Gott. Etwas wendet sich. Maria, Himmelskönigin, Fanal einer Umkehr, eines wunderbaren Neubeginns. Die unbedeutende jüdische Frau, Mutter eines hingerichteten Verbrechers, eine Unwürdige also, wird zum Zeichen der absoluten Zukunft, der neuen Welt Gottes, in der die Über-Mächtigen von ihren Thronen gestürzt und die Gedeimütigten und Übersehenen, die Entwürdigten gesehen werden und Ansehen gewinnen, bei Gott (vgl. das Magnificat, Lk 1,46–55). Gott würdigt sie seines Blickes, vollendet sie, holt sie in seine Nähe, „Leib und Seele“. Ganz. Das ist wohl Gottes eigener: Heiliger Geist.

Susanne Sandherr

Heimatsdichter mit Weltruhm: Johann Peter Hebel

Als Johann Peter Hebel an einem Augusttag 1799 im Wirtshaus „Zur Sonne“ auf dem Dobel nahe Bad Herrenalb durch das offene Fenster ein Ehepaar alemannisch reden hörte, war es um ihn geschehen. Der Professor am berühmten Gymnasium illustre in Karlsruhe entschloss sich in diesem Moment, Gedichte in seiner Heimatsprache, dem Alemannischen, zu verfassen. Seine Gedichte und Geschichten sollten ihn schließlich weltberühmt machen. Johann Peter Hebel wurde für viele zum Inbegriff des tief sinnigen Heimatsdichters, wobei er sich Zeit seines Lebens viel mehr als Theologe, Lehrer und Kirchenmann verstand.

Früher Verlust der Eltern

Johann Peter Hebel wurde am 10. Mai 1760 in Basel geboren. Sein Vater, Johann Jakob Hebel, war Leinweber und arbeitete nach dem Militärdienst als Bediensteter einer Familie in Basel. Seine Frau Ursula stammte aus Hausen, wo die Familie Hebel in den Wintermonaten lebte. Als Johann Peter Hebel ein Jahr alt war, starb der Vater, kurz darauf seine erst einen Monat alte Schwester Susanne. Die Witwe Hebel konnte ihrem Sohn dennoch eine ordentliche Schulbildung ermöglichen. Johann Peter besuchte die Volksschule in Hausen und die Lateinschule in Schopfheim. Schließlich konnte er auf das Gymnasium nach Basel gehen. 1773 starb auch Johann Peter Hebels Mutter. Da er ein guter Schüler war und sich die Laufbahn als Pfarrer vorstellen konnte, trat Johann Peter 1774 in das Gymnasium illustre in Karlsruhe ein, wo er auch 1778 das Abschlussexamen machte und sich anschließend zum Theologiestudium nach Erlangen einschrieb. Schon zwei Jahre später kehrte er zurück und legte

das kirchliche Examen ab. Nun wartete Johann Peter Hebel auf eine Anstellung als Geistlicher. Doch sollte dieser Traum letztlich nie in Erfüllung gehen.

Vom Pfarrkandidaten zum begnadeten Lehrer

Hebel war zunächst als Hauslehrer eines Pfarrers in Hertingen tätig. Während dieser Zeit wurde er auch ordiniert und arbeitete in der Seelsorge mit. 1783 wurde er Hilfslehrer am Pädagogium in Lörrach, wo er alte Sprachen, Mathematik sowie naturwissenschaftliche Fächer unterrichtete. Der Umgang mit den Schülern lag ihm, er war sehr beliebt und gewann zunehmend Freude am Lehrerberuf. Gleichwohl blieb es sein eigentlicher Wunsch, eine Pfarrstelle auf dem Land zu erhalten. Doch sollte es anders kommen. 1791 wurde er zum Subdiakon am Gymnasium illustre in Karlsruhe berufen. In dieser Stellung durfte er auch auf der Kanzel der Karlsruher Stadtkirche predigen. Das zunächst ungeliebte Karlsruhe wuchs ihm zunehmend ans Herz: die fröhliche Gesellschaft im Kollegium, die Nähe zum badischen Hof und die Leidenschaft für seine Schüler ließen ihm Karlsruhe zu einer zweiten Heimat werden. Doch sein Herz schlug nach wie vor für das Oberland und die alemannische Sprache und Lebensart.

Berühmt durch alemannische Gedichte

So machte er um 1800 den Versuch, zunächst anonym, später auch unter seinem richtigen Namen, eigens verfasste alemannische Gedichte zu veröffentlichen. Diese schlugen ein wie eine Bombe. Bereits nach drei Monaten war die erste Auflage ausverkauft, die Gedichte mussten mehrfach nachgedruckt werden. Die Kritiker überschlugen sich vor Lob, unter ihnen auch Jean Paul und Johann Wolfgang von Goethe. Sie rühmten Hebels Blick für die Details in der Natur, seine Beschreibung göttlicher

Wirksamkeit, ohne dabei in den Kitsch abzugleiten. Es waren keine heiter-besinnlichen, sondern vielmehr nachdenkliche Miniaturen, in denen bei aller Tragik stets auch die Hoffnung mitschwang. Hebel wurde berühmt und machte Karriere: 1805 wurde er zum Kirchenrat und drei Jahre später sogar zum Direktor des Gymnasiums ernannt. Der badische Großherzog berief ihn ins Parlament. 1821 betrieb er als Mitglied des Ministerialrates maßgeblich eine Bekenntnisunion der bislang getrennten lutherischen und reformierten Gemeinden in Baden. Hebel wurde der erste Prälat der neu gegründeten Evangelischen Landeskirche in Baden. So stand er an der Spitze der Kirche, ohne jemals Pfarrer gewesen zu sein. Noch als Sechzigjähriger trauerte er in seiner „Nie gehaltenen Antrittspredigt“ darum, keine Pfarrstelle innegehabt zu haben.

Meister der Kalendergeschichten

Der Ruhm seiner Gedichte hielt allerdings nicht sehr lange. Viel länger noch in Erinnerung blieb seine Arbeit als Redakteur eines Landkalenders. Das Karlsruher Gymnasium hatte einen „Badischen Landkalender“ herauszugeben, den Hebel von Grund auf erneuerte. Mit ihm schuf Hebel die moderne Form einer literarischen Zeitschrift und gab ihm den Namen „Rheinländischer Hausfreund“. In dem Kalender mischte Hebel Neuigkeiten, Anekdoten und Informationen mit seinen unnachahmlichen Geschichten. Der Philosoph Martin Heidegger nannte seine Erzählweise die „Steigerung ins Einfache“. Hebel erwies sich in seinem „Hausfreund“ als genialer Erzähler, begnadeter Wissenschaftsjournalist und feinsinniger Aufklärer. 1815 legte er die Kalenderredaktion wegen einer kritischen Geschichte nieder. So widmete er sich mehr der Bibel und arbeitete noch bis kurz vor seinem Tod an der Nacherzählung biblischer Geschichten für den Gebrauch in den badischen Schulen. Hebel ist bis heute der Inbegriff des Heimatdichters geblieben. Er schaff-

te es, den einfachen Leser ebenso anzusprechen und zu fesseln wie den anspruchsvollsten. Er lebte „im Volke, wie wir alle in Gott, leben, weben und sind“. Am 22. September 1822 starb Hebel auf einer Dienstreise in Schwetzingen und wurde dort auch beigesetzt.

Marc Witzenbacher

Den Raum des eigenen Lebens heiligen

Nicht nur der Kirchenraum selbst, sondern unsere ganze Lebenswelt kann zum Raum für gottesdienstliches Handeln und damit zur Heimat werden. Dies gilt für die eigene Behausung (Wohnung oder Haus) sowie für die Stadt und das Dorf, wo wir leben. Beide Aspekte sollen hier beispielhaft vorgestellt werden.

Haus- und Wohnungssegnung

Bei den Segnungen geht es in gewisser Weise um eine Heiligung, um eine Aussonderung. Aber nicht in dem Sinne, dass durch eine reine Zeichenhandlung, gar einen magischen Vollzug, die Dinge automatisch heilig werden. Gerade wenn wir die Segnung von Haus- und Wohnung ansehen, ist uns allen klar, dass nicht durch die Segnung alleine schon das Leben in ihnen gut ist und gelingt.

Segnungen bestehen immer aus einer Zeichenhandlung und einem Sprachgeschehen. Das liturgische Buch für die Segnungen, das Benediktionale, geht von der Versammlung einer kleinen Gemeinde aus. Der Wert der Wortdimension wird daran deutlich, dass nach Eröffnung und Kyrie-Litanei eine Lesung vorgetragen wird, der Psalm 91 folgt („Wer im Schutz des

Höchsten wohnt“). An eine kurze Ansprache schließt dann das Segensgebet an. Es beginnt mit einem dankenden Lobpreis, dem dann erst die Bitte folgt. Denn hinter dem Begriff „Segnung“ steht das lateinische Wort „benedicere“, das „Gutes sagen“, d. h. lobpreisen, bedeutet. Bei der Segnung eines Hauses heißt es am Beginn: *„Gepriesen bist du, Vater, weil dein Sohn Jesus Christus zu unserem Heil Mensch geworden ist und uns durch Wort und Beispiel gelehrt hat, deinen Willen zu tun.“* Segnungen sind also zunächst ein Sprach- und Gebetsgeschehen, während das Zeichen (in „Segnung“ steckt auch „signare“, d. h. „bezeichnen“) noch hinzukommt, hier das Besprengen der Räume mit Weihwasser. In Segnungen führen wir unsere Welt auf Gott und seinen guten Willen zurück. Die Welt wird als Gottes gute Schöpfung verstanden. Die Bitte bezieht sich darauf, dass gerade diese Schöpfungsdimension zum Heil der Menschen wirksam wird. So heißt es im gleichen Gebet weiter: *„Blicke in Güte auf dieses Haus und verleihe + ihm deinen Segen. Erhöre die Bitten, die wir, vereint mit seinen Bewohnern, an dich richten, und schenke ihnen Frieden und Freude im Heiligen Geist, Erfolg in ihren Unternehmungen und Schutz vor allen Gefahren. Bewahre sie vor falschem Vertrauen auf vergängliche Güter und lehre sie, dass du selbst das Ziel unseres Lebens bist.“*

Die Aussonderung durch Segnung strebt an, den Ernst der Schöpfungsdimension unserer Welt zu begreifen, die immer auch eine gefährdete Welt ist, die ins „Urchaos“ zurückzufallen droht. Segnungen stellen die Dinge der Welt in einen Heilszusammenhang hinein. Gesegnetes hat Anteil am neuen Äon, an der neuen Welt des Reiches Gottes, in dem die Dinge nicht neu geschaffen, sondern die Dinge der Schöpfung „neu“, d. h. ihrer guten Bestimmung zugeführt und so Heimat werden.

Das Dorf und die Stadt als liturgische Räume

Aber auch der komplette Lebensraum, die Stadt oder das Dorf, werden bisweilen zum liturgischen Raum. Schon mittelalterlich werden Städte häufig mit Prozessionen durchzogen. Dies gilt besonders, wenn in bedeutenden Städten (etwa Köln) der römische Brauch nachgeahmt wird, sich an einem hohen Feiertag an einer Stationskirche zu treffen und dann gemeinsam zur Kirche der Messfeier zu ziehen. Noch heute kennen wir eine solche Form am Palmsonntag, wo die ganze Gemeinde von einem Treffpunkt aus zur Kirche zieht, in der die Eucharistie gefeiert wird.

Große Bedeutung kommen auch den Umgängen zu, in denen Stadtbezirke oder gar die ganze Stadt umschritten werden. Gab es mittelalterlich häufiger solche Umgänge, etwa mit Reliquien-schreinen, so kennen wir heute vor allem die Fronleichnam-sprozession. Die Gemeinde eines Dorfes oder vielleicht auch mehrere Gemeinden einer Stadt durchschreiten oder umschreiten gemeinsam mit dem Allerheiligsten das Gebiet. An vier Altären, die in die vier Himmelsrichtungen aufgestellt sind, wird jeweils ein Anfang eines Evangeliums gelesen, Fürbitte gehalten und der sakramentale Segen gespendet. In Städten ist heute die Situation oft schwieriger. Bisweilen werden alternative Formen praktiziert, etwa eine gemeinsame Eucharistiefeier auf einem zentralen städtischen Platz, zu dem man aus verschiedenen Vierteln zieht, um vielleicht anschließend auch eine gemeinsame Sakramentsprozession durchzuführen. In allen Fällen soll auf diese Weise das ganze Wohn- und Lebensgebiet der Menschen gesegnet und geheiligt werden.

Gerade in landwirtschaftlich genutzten Gebieten ist es noch heute üblich, an den Bitttagen vor Christi Himmelfahrt Bittprozessionen durchzuführen und durch die frisch bestellten Felder zu ziehen. Weiterhin steht die Bitte um eine gute Ernte im Mittelpunkt, aber auch „mannigfache menschliche Anliegen“ sollen im Gebet berücksichtigt werden.

Nicht eine „Demonstration des Katholischen“ sollte im Mittelpunkt solcher Prozessionen stehen, auch nicht die romantische Erinnerung an Zeiten, in denen Lebenswelt und Kirche noch eine deckungsgleiche Einheit bildeten. Viel entscheidender ist, dass Christen auch heute überzeugt sind, dass der Segen Gottes die Grenzen des Kirchenraums überschreiten und unsere Lebenswelt durchdringen muss. Zugleich wird mit diesem leiblichen Gebets-Vollzug deutlich, dass unsere Lebenswelt trotz allem Wohlstand für uns nicht perfekt ist, dass wir sie Gott im Gebet anvertrauen und für uns wie für alle unsere Mitmenschen den Segen erbitten.

Schließlich aber müssen wir uns bewusst sein, dass wir selbst es sind, denen anvertraut ist, „Segen“ zu wirken – vorrangig in der Weise, in der wir miteinander umgehen. Öffentliche Gottesdienste in Dorf und Stadt sind also nicht so sehr Demonstrationen anderen gegenüber, sondern viel eher Anspruch, unter den wir uns selbst stellen. Gottes Segen erbitten wir so letztlich für unseren eigenen Anteil an der Verwirklichung dieses Anspruchs.

Friedrich Lurz

Selige des Monats: Ulrika Nisch

Ulrika Nisch hieß mit bürgerlichem Namen Franziska. Sie wurde am 18. September 1882 in Mittelbiberach (Baden-Württemberg) als uneheliches Kind geboren. Ihre Familie lebte in ärmlichen Verhältnissen, der Vater war Tagelöhner und konnte kaum für den Unterhalt sorgen. So wuchs Franziska zunächst bei den Großeltern auf. Nachdem die Eltern geheiratet hatten, konnten sie Franziska zu sich nehmen. Doch musste sie neben der Schule viele schwere Arbeiten verrichten, um den mittlerweile zahlreichen Geschwistern ein Auskommen zu er-

möglichen. Als sie zwölf Jahre alt war, verließ sie die Schule und arbeitete als Hausmädchen bei einer Familie in der Schweiz. Allerdings hinterließ die schwere Arbeit Spuren, Franziska erkrankte ernsthaft und wurde von Schwestern im Kloster Hegne am Bodensee gepflegt.

Eintritt in den Orden der Barmherzigen Schwestern

Das Leben im Kloster und die Gemeinschaft der Schwestern brachten Franziska dazu, selbst in den Orden einzutreten. Als sie 22 Jahre alt war, wurde sie aufgenommen und erhielt den Ordensnamen Ulrika. Zunächst wirkte sie als Küchenschwester in Zell-Weierbach bei Offenburg, in Baden-Baden und in Bühl. Ihre ewige Profess legte sie im Jahr 1907 ab. Fünf Jahre später erkrankte Ulrika erneut schwer. Man diagnostizierte Tuberkulose und übergab sie wieder in die Pflege der Ingenbohrer Schwestern im Kloster Hegne, wo sie ihren Leiden am 8. Mai 1913 erlag. Ulrika wurde auf dem Klosterfriedhof in Hegne beerdigt.

Mystische Erlebnisse

In der Zeit ihrer Krankheit, die sie weitgehend im Gebet und stiller Meditation verbrachte, soll Ulrika immer wieder Visionen von Engeln und Heiligen gehabt haben. Diese schrieb sie auf, doch wühlten sie die Gesichte auf und brachten sie an die Grenze ihrer seelischen und körperlichen Belastbarkeit. Gleichwohl wurde Ulrika als tiefgläubige Schwester erlebt, die eine innige Gottesbeziehung prägte und auch ihren Mitschwestern trotz ihrer schwierigen Lage Kraft und Zuversicht schenken konnte. An ihrem Grab in Hegne sollen Gebete auf wundersame Weise erhört worden sein. Am 1. November 1987 wurde Ulrika von Papst Johannes Paul II. seliggesprochen. Daher wurden ihre Ge-

beine 1991 vom Friedhof in die Klosterkirche übertragen. Der Gedenktag der seligen Ulrika Nisch ist ihr Todestag, der 8. Mai.

Marc Witzenbacher

Vor 500 Jahren starb Leonardo da Vinci

Mit der Aufbruchszeit der Renaissance ist untrennbar der Name Leonardo da Vinci verbunden. Die Hauptstadt dieser kreativen und innovativen Zeit war Florenz. Dort wirkte auch lange Zeit Leonardo da Vinci. Er wurde am 15. April 1452 in Vinci, einem Ort in der Toskana, geboren. Seine Ausbildung bekam er von dem Maler und Bildhauer Andrea del Verrocchio in Florenz. Aber selbst in diesem Schmelztiegel der Talente fiel Leonardo auf. Leonardo malte Landschaften aus der Luftperspektive, er gab seinen Figuren einen beweglichen und dynamischen Ausdruck. Der Legende nach soll sein Lehrer del Verrocchio die Malerei verlassen und sich auf die Bildhauerei verlegt haben, als er das erste Bild Leonardos sah. Auf da Vinci geht auch die Technik zurück, die Konturen in der Malerei zu verwischen und so einen besonders fließenden Eindruck zu hinterlassen.

Hofkünstler in Mailand

1482 ließ sich Leonardo in Mailand nieder und wirkte am Hof der Sforza. In dieser Zeit betrieb Leonardo zahlreiche Studien auf unterschiedlichen Gebieten. Er beschäftigte sich mit den menschlichen Proportionen und der Anatomie. Besonders interessierte er sich für den Vogelflug, den er intensiv studierte; daraus fertigte er einige Skizzen und Baupläne für Flugmaschinen an. Er unternahm physikalische und mathematische Studien und entwarf zahlreiche Gebäude. Doch malte Leonardo auch weiter Gemälde und Fresken. In seiner Mailänder Zeit

entstand das berühmte „Abendmahl“ in der Kirche Santa Maria delle Grazie. Im Jahr 1500 kehrte er schließlich nach Florenz zurück. Dort widmete er sich intensiver der Anatomie und seziierte zahlreiche Leichname, dazu fertigte er Studien und didaktisches Material an. In diesen Florentiner Jahren malte da Vinci die „Mona Lisa“, eines der berühmtesten Gemälde überhaupt. 1506 führte ihn sein Weg erneut nach Mailand, wo er als Statthalter des französischen Königs wirkte. 1513 ging er nach Rom, wo er bis 1516 blieb.

Einer der wichtigsten Universalgelehrten

Als Künstler gehört Leonardo da Vinci neben Raffael, Michelangelo und Tizian zu den berühmtesten Renaissance-Malern. Aber auch als Naturwissenschaftler, Anatomielehrer, Ingenieur und Erfinder konnte er wesentliche Fortschritte erzielen. Selbst als Musiker überzeugte Leonardo. Seine Vielseitigkeit und die überragende Begabung auf all diesen Gebieten machten ihn zum Inbegriff des Universalgenies. Die letzten Jahre bis zu seinem Tod hielt sich Leonardo da Vinci im Dienst des Königs von Frankreich, Franz I., in Schloss Cloux bei Amboise auf. Dort verstarb er am 2. Mai 1519.

Marc Witzenbacher

65 Jahre „Wort zum Sonntag“

Seit 65 Jahren im Programm und immer noch ein Dauerbrenner ist das „Wort zum Sonntag“, das von den Kirchen verantwortet und immer am Samstag im Ersten (ARD) gesendet wird. In der ersten Sendung am 8. Mai 1954 sprach damals der evangelische Pastor Walter Dittmann über „Sehen und Hören“. Seitdem wurden über 2400 Sendungen ausgestrahlt, mehr als

300 Sprecherinnen und Sprecher aus der evangelischen und der römisch-katholischen Kirche sowie aus verschiedenen Freikirchen haben ihre Gedanken zum Sonntag präsentiert. Sogar zwei Päpste, Johannes Paul II. und Benedikt XVI., gehörten zu den Sprechern der Traditionssendung im deutschen Fernsehen.

Verantwortung der Kirchen für die Inhalte

Ausgewählt werden die Sprecherinnen und Sprecher von den Kirchen, deren Redakteure verantworten auch die Inhalte. Für die Kirchen ist dies, analog zu den Sendungen der Kirchen im Hörfunk, Teil ihres Verkündigungsauftrages, den sie mit der Unterstützung der öffentlich-rechtlichen Sender ausüben können. Die Formate der Sendung haben sich in den Jahrzehnten immer wieder verändert. Mal wurden die meist rund drei Minuten dauernden Beiträge live gesprochen, dann wieder vorproduziert. Einige der Worte wurden unter freiem Himmel aufgenommen, meist jedoch diente ein Fernsehstudio als Kulisse. Inhaltlich setzen die Sprecherinnen und Sprecher immer wieder unterschiedliche Akzente. Ob es das aktuelle Tagesgeschehen, gesellschaftliche Entwicklungen oder auch ganz persönliche Geschichten sind, immer wieder rückt das „Wort zum Sonntag“ das alltägliche Leben ins Licht der biblischen Botschaft. Dabei kam es auch zu Kontroversen. Entweder wurden die Sprecherinnen und Sprecher kritisiert, weil vielen die Beiträge zu unpolitisch waren. Oder andere erhoben den Einspruch, die Kirchen würden sich zu sehr ins politische Tagesgeschäft einmischen und ihre Position ausnutzen.

Botschaft des Evangeliums mitten im Alltag

Auch wenn sich die Zuschauergruppen immer wieder verändern und auch die Einschaltquoten großen Schwankungen unterliegen, bietet das „Wort zum Sonntag“ den Kirchen die

Gelegenheit, auch kirchenferne Menschen mit der Botschaft des Evangeliums zu erreichen. Zahlreiche Zuschauerreaktionen zeigen, dass die Botschaft nicht einfach nur über den Sender flimmert, sondern von vielen Menschen aufmerksam verfolgt wird. So wie das Programmumfeld der Sendung bunt ist und häufig zu krassen Brüchen im Sendefluss führt, bleibt auch die Botschaft der Kirchen anstößig und soll zum Nachdenken anregen. Auch wenn es viele Versuche gab, das „Wort zum Sonntag“ aus dem Programm zu nehmen, können die Kirchen bis heute diese „Kamera-Kanzel“ nutzen. Auch nach 65 Jahren bleibt dies eine große Chance. Aktuelle Informationen sowie die letzten Sendungen sind im Internet unter www.daserste.de/information/wissen-kultur/wort-zum-sonntag/index.html zu finden.

Marc Witzenbacher

70 Jahre Grundgesetz

Is heute bildet das Grundgesetz die wichtigste Größe für das Miteinander in der Bundesrepublik Deutschland. Als am 23. Mai 1949 der Parlamentarische Rat das Gesetz erließ, vermied man bewusst den Begriff einer „Verfassung“. Damit wollte man dessen Vorläufigkeit betonen, zumal das Gesetz zu diesem Zeitpunkt nicht für die Bürgerinnen und Bürger des Saarlandes und der Sowjetischen Besatzungszone in Geltung treten konnte. Zeitgleich mit dem Gesetz wurde die Bundesrepublik Deutschland gegründet.

Grundlage eines demokratischen Rechtsstaates

In den Nachkriegsjahren waren die Unterschiede zwischen Ost und West in Deutschland weiter gewachsen. Die westlichen Alliierten und einige andere westeuropäische Staaten einigten sich

daher darauf, einen separaten westdeutschen Staat zu gründen. Dafür wurde mit dem Parlamentarischen Rat eine verfassungsgebende Versammlung gegründet. Die Verfassung sollte Basis eines föderalen Staates werden und dessen Bürgerinnen und Bürgern individuelle Rechte und Freiheiten garantieren. Die Ministerpräsidenten der deutschen Länder verständigten sich bei dem Entwurf des Gesetzes darauf, die Möglichkeit eines gesamtdeutschen Staates unter Einbeziehung der damaligen sowjetischen Besatzungszone offenzuhalten. Man sah einen neu gegründeten westdeutschen Staat auch nur als ein Provisorium an. Um das Gesetz zu erarbeiten, wurde eine Expertenrunde einberufen. Diese tagte auf der bayerischen Insel Herrenchiemsee und stellte eine Vorlage her, die bereits die Grundstrukturen des Grundgesetzes kennzeichnete. Mit dem neuen Gesetz wollten die Gründer der Bundesrepublik die Lehren aus dem Scheitern der Weimarer Republik und ihrer Verfassung ziehen und sich eindeutig vom Schreckensregime des Nationalsozialismus und dessen willkürlicher Gesetzgebung distanzieren.

Im Konsens entstanden

Im September 1948 konnte der Parlamentarische Rat seine Arbeit aufnehmen. Er bestand aus 65 von den Länderparlamenten gewählten stimmberechtigten Mitgliedern sowie weiteren fünf Berliner Abgeordneten, die aufgrund des besonderen Status der Stadt nur beratend mitwirkten. Den Vorsitz übernahm der spätere Bundeskanzler Konrad Adenauer, dem Hauptausschuss stand der sozialdemokratische Politiker Carlo Schmid vor. Die Beratungen des Rates waren sehr konstruktiv und gingen zügig voran. Man war sich darin einig, dass die Grundlage eines neuen Staats nicht in kontroversen Kampfabstimmungen, sondern nach Möglichkeit durch einen breiten Konsens gefunden werden sollte. Gleichwohl waren einige Verhandlungen schwierig, insbesondere die Frage der Verteilung der Rechte und Aufgaben

zwischen dem Bund und den Ländern. Die Westmächte nahmen nur sehr moderat Einfluss auf die Verhandlungen. Ihr Interesse galt ebenfalls der Entstehung eines stabilen Staates im Westen.

Das Provisorium blieb

Mit dem Grundgesetz war dem Parlamentarischen Rat eine so stabile Grundlage gelungen, dass das Gesetz über Jahrzehnte den Aufbau und die Entwicklung der Bundesrepublik förderte und schließlich auch nach der Wiedervereinigung der Bundesrepublik und der Deutschen Demokratischen Republik im Jahr 1990 weitgehend unverändert beibehalten wurde. Im Lauf seiner Geschichte hat das Grundgesetz daher auch nur wenige Veränderungen erfahren. Der Tag der Verkündung des Grundgesetzes, der 23. Mai, war daher auch einige Zeit Favorit für das Datum des neuen deutschen Nationalfeiertages nach der Wiedervereinigung. Schließlich setzte sich aber der 3. Oktober durch, das Datum des Beitritts der DDR zur Bundesrepublik.

Marc Witzenbacher

72-Stunden-Aktion

Ein Dach abdichten, einen Spielplatz renovieren, in einem Pflegeheim die Wände streichen – egal, welche Aufgabe es ist, in 72 Stunden muss alles erledigt sein. So lauten die Spielregeln der Aktion des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ), die auch in diesem Jahr wieder zahlreiche Jugendliche aktiviert. Doch nicht nur das: Vom 23.–26. Mai stellen sich Jugendliche bestimmten Aufgaben, mit denen sie „die Welt ein Stückchen besser machen“ wollen, wie das Motto der Aktion lautet. Dabei packen sie für einen guten Zweck an, der sozialen Einrichtungen, Kirchengemeinden oder Bedürftigen zugutekommt.

Vernetzung erwünscht

Bei den Einsätzen soll es aber nicht nur um einmalige Hilfsaktionen gehen. Die Leitungen der BDKJ-Verbände weisen besonders darauf hin, dass über die Aktionen in den drei Tagen hinaus weitere Partner gewonnen werden sollen. Dabei haben sie nicht nur ökumenische, sondern auch interkulturelle und interreligiöse Teams im Blick. Die Gruppen sind angehalten, die Aktionen direkt in der Lebenswelt der Beteiligten zu suchen und auch weitere Jugendliche einzubinden. So sind durch die 72-Stunden-Aktion in den letzten Jahren nicht nur neue Bekanntschaften, sondern auch zahlreiche neue Kooperationen und Partnerschaften zwischen den unterschiedlichen Jugendverbänden entstanden. Aus dieser Erfahrung hat die BDKJ-Leitung für das Jahr 2019 noch eine zusätzliche Variante ins Spiel gebracht. Unter dem Motto „Connect it“ („Verbinde es“) sollen die Gruppen bewusst unbekannte Partner suchen, gerade auch unter Geflüchteten. Dabei sollen zudem besonders nachhaltige Projekte umgesetzt werden. Insgesamt ist der Fantasie der Jugendlichen keine Grenze gesetzt. Ideen für neue Aktionen sind immer willkommen. Koordiniert werden die Einsätze von den diözesanen BDKJ-Verbänden. Weitere Informationen zur Aktion sind unter www.72stunden.de zu finden.

Marc Witzenbacher

Wahlen zum Europaparlament

Rund 700 Abgeordnete des Europäischen Parlamentes werden in der Zeit vom 23. bis 26. Mai in den Mitgliedsstaaten der Europäischen Union gewählt. In Deutschland findet die Wahl am 26. Mai statt, zum neunten Mal in der Geschichte der Europäischen Union. Für die Bundesrepublik sind insgesamt 96

Abgeordnete zu wählen. Die Sitze sind nach dem Prinzip der „degressiven Proportionalität“ verteilt. Das bedeutet, dass kleinere Länder proportional mehr Sitze erhalten als größere Länder. Gleichwohl gehört die deutsche „Fraktion“ zu den größten im Parlament.

Schicksalswahl nach dem Brexit

Zum ersten Mal werden die Briten nicht mehr mit von der Partie sein, da das Land seinen Ausstieg aus der EU im Jahr 2019 umsetzen will. Die Sitze der bisherigen britischen Abgeordneten werden gleichmäßig auf die anderen Länder verteilt. Der Versuch, länderübergreifende Listen zu erstellen, aus denen die Bürgerinnen und Bürger die Abgeordneten wählen können, ist für das Jahr 2019 noch nicht umgesetzt worden. In Deutschland können daher auch nur Kandidatinnen und Kandidaten aus den deutschen Listen der Parteien für das Parlament gewählt werden. Der Ausstieg Großbritanniens bedeutet aber nicht nur eine zahlenmäßige Verschiebung im Parlament. Mit dem Ausstieg steht die EU vor zahlreichen Problemen, insbesondere auch vor der Frage, wie sie den zunehmend wachsenden Tendenzen zu Nationalismus und Abgrenzung begegnen will.

Europa braucht Solidarität

Die Kirchen rufen daher auf, wählen zu gehen und die demokratischen Parteien zu stärken. Nur so könne das Projekt Europa am Leben erhalten werden und eine stabile Zukunft bekommen. Reinhard Kardinal Marx mahnte bereits im Dezember 2018 bei einer Veranstaltung in München, die Solidarität innerhalb Europas immer stärker zu festigen. Viele würden bei der Europawahl nationalistische Töne anschlagen. „Da sind wir nicht dabei. Nationalismus ist keine Antwort auf die Probleme, sondern Teil des Problems. Nationalismus, das bedeutet Krieg“,

warnte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz. Seine Hoffnung sei es, dass Christen sich mehr für Europa einsetzten und damit auch Zusammenhalt und Miteinander verbessern.

Marc Witzenbacher

Romano Guardini und die Diözese Rottenburg-Stuttgart

Das Pfarrhaus in Mooshausen in Oberschwaben war für Romano Guardini ein wichtiger Anlaufpunkt. Dort wirkte sein enger Freund Josef Weiger, den Guardini schon aus Studienzeiten in Tübingen kannte. Guardini wohnte zeitweilig dort und schöpfte viel Kraft aus den Gesprächen mit seinem Freund. Das Pfarrhaus wurde zu einem Zentrum der Aufbruchbewegung der 1920er-Jahre, zu deren wichtigsten Köpfen Guardini zählte. Der „Freundeskreis Mooshausen“ hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Erbe dieses Aufbruchs weiterzutragen und zum einen das Gebäude zu bewahren sowie zum anderen die Geschichte des Hauses und die darin geborenen Ideen lebendig zu halten. Einen Einblick in die Beziehungen Guardinis zur Diözese Rottenburg-Stuttgart gibt der gleichnamige Band, den der Freundeskreis neu herausgegeben hat. Das Buch führt in das Denken Guardinis ein und beleuchtet dabei besonders seine Beziehungen zu Mooshausen und Tübingen. So entsteht ein lebendiges Bild des besonderen Ortes Mooshausen und seines berühmten Bewohners.

Marc Witzenbacher

Romano Guardini und die Diözese Rottenburg-Stuttgart, hrsg. v. Freundeskreis Mooshausen, Stuttgart 2018, ISBN 978-3-946578-03-1, 10 Euro. Das Buch ist ausschließlich über den Freundeskreis erhältlich (siehe unter www.mooshausen.de).

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Juni 2019

Heimat
Weltkirche

Ich mache dich zum Licht der Nationen,
damit mein Heil bis an das Ende der Erde reicht.

Buch Jesaja – Kapitel 49, Vers 6

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

ZUM TITELBILD

Pfingsten

El Greco, ca. 1605–1610,
Öl auf Leinwand,
Museo Nacional del Prado, Madrid,
© bpk / Joseph Martin

El Greco („der Grieche“) wurde 1541 als Domenikos Theotokópoulos auf Kreta geboren. Wahrscheinlich erhielt er in einer dortigen Werkstatt für Ikonenmalerei seine erste künstlerische Ausbildung. Den Quellen zufolge war er bereits auf Kreta ein anerkannter und bekannter Maler. 1567 siedelte er nach Venedig über (Kreta gehörte damals zur Republik Venedig). Dort wurde er stark von Tintoretto und Tizian geprägt, gab den Goldgrund der Ikonenmalerei zugunsten der Darstellung des perspektivischen Raums auf und malte künftig meistens mit Öl- anstatt Temperafarben auf Leinwand anstatt auf Holz. Auch in der Wahl der Bildthemen orientierte er sich nun an der westlichen Kunst. Ab 1570 hielt El Greco sich in Rom auf, zunächst im Palazzo Farnese, dann mit einer eigenen Werkstatt. Er nannte sich zu dieser Zeit Dominico Greco.

Spätestens ab 1576 verlegte er seinen Wohnort nach Spanien und verbrachte den Rest seines Lebens in Toledo. Während er in Italien die Technik perfektioniert hatte, fand er in Spanien seinen persönlichen Stil unter Rückgriff auf die byzantinische Maltradition und schuf seine wichtigsten Werke. Am 7. April 1614 starb El Greco in Toledo.

Von seinen Zeitgenossen wurde El Greco als revolutionärer Maler wahrgenommen, der die Ikonographie und die Bildthemen der religiösen Malerei seiner Zeit reformierte, was zu Bewunderung und Ablehnung führte. Seine Malweise wurde als „extravagant“ und im höchsten Maße individuell wahrgenommen. Nach seinem Tod geriet sein Werk in Vergessenheit und wurde erst ab 1900 wegen der Modernität seiner Formensprache neu entdeckt. Ohne Zweifel ist er der wichtigste Vertreter der spanischen Malerei der Spätrenaissance; man rechnet ihn dem Manierismus zu.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Wo haben Sie persönlich Weltkirche erfahren? Im Urlaub? Auf einer Fernreise? Durch Begegnung mit Christen aus anderen Weltgegenden in Ihrer Nähe?

Meine Berührungen mit der weltweiten Kirche haben viel mit Afrika zu tun. Schon als Kind bin ich bei meinen Verwandten jungen Menschen aus Tanzania begegnet, die hier zur Schule gegangen sind – mit teils beachtlichen Lebenswegen und Erfolgen, auch hier in Europa. Nach dem Abitur konnte ich drei Monate mit unterschiedlichen Brieffreunden am Kap der Guten Hoffnung verbringen. Alle gehörten im System der damals noch bestehenden *apartheid* zu den sogenannten „Farbigen“, waren verpflichtet, in entsprechenden *townships* zu leben. Als erkennbarer Europäer bei ihnen zu wohnen, war immerhin schon möglich, und es hat mich sehr geprägt, das herrliche Südafrika aus ihrer Perspektive kennenzulernen. Was mir bis heute geblieben ist: die selbstverständliche afrikanisch-lebendige Frömmigkeit dieser Menschen, die fröhlichen Gottesdienste. Und dass ich selbstverständlich akzeptiert war; ich habe regelmäßig Gemeindemitglieder begleitet, die Kranke und Sterbende zu Hause besuchten, sie und ihre Angehörigen unterstützten, ihnen zuhörten, mit ihnen beteten. Ja, ich habe mich am Kap gerade auch dank der Kirche sehr zu Hause gefühlt. Ein Punkt geht mir heute sehr nach: Wie selbstverständlich diese Menschen mit ihren muslimischen Nachbarn umgingen. So wie die zu Weihnachten Grüße schickten, wünschten wir ihnen ein gesegnetes Zuckerfest. Der muslimische Brieffreund hörte ähnliche Rockbands wie ich – und hielt fünfmal rituelles Gebet. Selbst zu einer Hochzeit wurde der Gast aus Deutschland herzlich eingeladen. In allen Widrigkeiten miteinander zu gehen, Feste zu feiern, mit allen im Puls des Lebens verbunden: das kam mir damals nah. Danke, Afrika.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Gottes Geist bringt uns in Bewegung

Apg 2, 1–13

Unser Titelbild gehörte ursprünglich zum Hochaltar in der Kirche des Augustinerkollegs Colegio de la Encarnación in Madrid. Im unteren Teil zeigte dieser wahrscheinlich die Verkündigung an Maria (zentral) mit der Anbetung der Hirten (links) und der Taufe Jesu (rechts), im oberen Teil die Kreuzigung (zentral) mit der Auferstehung (links) und Pfingsten (rechts). Alle Altartafeln stammten von El Greco und alle sind erhalten (die meisten davon im Museo Nacional del Prado in Madrid), aber eben nicht mehr am ursprünglichen Ort. Die vier äußeren Tafeln sind sehr hoch (2,75 m) und schmal (1,27 m), die mittleren sind etwas breiter. Dadurch konnte El Greco ein vertikales Geschehen gut in Szene setzen.

Der Geist von oben

Die drei oberen Bilder des ursprünglichen Hochaltars haben alle einen halbkreisförmigen oberen Abschluss. Beim Pfingstbild ist dieser durch verschiedene Farbabstufungen wie eine Kuppel gestaltet. In der Mitte ist vor hellem Hintergrund die Taube des Heiligen Geistes zu sehen (s. *Innenkarte*). Mit breiten Pinselstrichen verbindet El Greco die Geisttaube mit den Feuerzungen, die sich auf die versammelten Personen niederlassen.

Wir sehen die Apostel in verschiedenen Altersstufen mit verschiedenen Gewandfarben und Körperhaltungen. In der Mitte sitzt Maria; im Gebet konzentriert blickt sie nach oben. Neben ihr ist eine zweite Frauengestalt zu sehen. Kurz vor der Pfingsterzählung heißt es in der Apostelgeschichte: „Sie alle [= die Zwölf] verharrten dort einmütig im Gebet, zusammen mit den Frauen und Maria, der Mutter Jesu, und seinen Brüdern“ (Apg

1, 14). Aus diesem Grund wird Maria ab dem 6. Jahrhundert bereits inmitten der Apostel gezeigt; hier aber hat der Maler auch eine zweite Frau am Pfingstgeschehen teilhaben lassen.

Die Ausrichtung nach oben

Dabei blickt nicht nur Maria nach oben. Außer drei Personen sind alle nach oben ausgerichtet. Diese sind besagte zweite Frau und zwei Männer oben rechts. Da der ältere, bärtige Mann den direkten Blickkontakt zum Betrachter sucht, hat man darin ein Selbstportrait El Grecos gesehen. Alle anderen sind aber nicht nur mit dem Blick nach oben orientiert, auch die Körperhaltungen, besonders der äußeren Männer und der Männer im Vordergrund, sind ganz auf das Himmelsgeschehen hin ausgerichtet. Mit wunderbaren Farben hat der Maler die Personen geradezu brennen lassen durch die Berührung mit den Geistesflammen, verzückt reißen sie die Arme und die Köpfe nach oben, sie sind ganz auf Empfang geschaltet, sie sind ganz Auge, ganz Ohr, mit dem ganzen Leib bereit für den Empfang des Heiligen Geistes. In den bewegten Leibern spiegelt sich etwas vom Sturm des Geistes. Selbst die schmalen, aus dem Dunkel geschälten Hände könnte man als Spiegelungen der Geisteszungen interpretieren.

Dabei sind die Figuren in eine komplexe Komposition hineingesetzt. So wird der das Bild nach oben abschließende Halbkreis von einer Ellipse beantwortet, die sich über die Arme der äußeren Männer im oberen Teil bis zu den in Rückenansicht gezeigten Figuren im unteren Teil zieht. Diese erscheint wie ein Raum, in dem der Heilige Geist aufgenommen und bewahrt wird.

Das extrem gelängte Malfeld hat El Greco sicher nicht zufällig gewählt. Er will damit seine Figurengruppe auflockern und in Bewegung bringen. Wenn er 15 Personen nebeneinander dargestellt hätte, die alle nach oben schauen, dann wäre dies kein

sehr spannungsreicher Anblick. Deshalb hat er nur zehn von ihnen nebeneinandergesetzt und dieser Gruppe durch Maria ein klares Zentrum gegeben. Die verschiedenen Kopfhaltungen und Gesten, die kontrastreich nebeneinandergesetzten Gewandfarben und die weit ausladenden Arme der äußeren Männer bringen Spannung und Bewegung in die Gruppe.

Hinzu kommen die fünf Personen, die er weiter unten positioniert hat (das Hochformat gab ihm die Möglichkeit dafür). Sie haben mehr Platz, um expressive Gesten auszuführen. Ihre Körper hat er viel größer dargestellt und sie im Ausdruck der inneren Erregung gedreht und gekippt. Diese Expressivität, die sich auch in den hart schattierten starken Farben widerspiegelt, verleiht der Malerei El Grecos einen modernen Ausdruck; es ist nicht verwunderlich, dass die Maler Anfang des 20. Jahrhunderts dies gerne aufgegriffen haben.

Das architektonische Gerüst, das im unteren Teil mit mehreren Stufen und Absätzen und einer geschwungenen Stütze zu sehen ist, bleibt der inneren Komposition des Bildes vollkommen untergeordnet. Auf der zweiten Stufe hat der Maler allerdings seine Signatur in griechischen Buchstaben hinterlassen.

Manierismus

Die Malerei El Grecos wird dem Manierismus zugeordnet. Hierunter versteht die Kunstgeschichte eine Stilrichtung zwischen Renaissance und Barock, die sich vom italienischen Wort „manierismo“ für Künstelei ableitet. Es ging den Künstlern dieser Stilrichtung nicht in erster Linie darum, Gegenstände und Personen wirklichkeitsgetreu abzubilden, sondern sie wollten eine bestimmte Wirkung auf den Betrachter ausüben. Deshalb werden die Figuren auch in unserem Bild in die Länge gezogen und gedreht, sie erscheinen verschieden groß, und die Gewänder werden so drapiert, dass sie zum Teil keinen Halt haben. Ein weiteres Merkmal des Manierismus sind die starken, eher

kühlen Farben und die auffallenden Hell-Dunkel-Kontraste. Mit diesen Mitteln konnten die Maler starke Gefühle besonders gut ausdrücken, aber auch übersinnliche Visionen und Ekstasen darstellen.

Diese Charakteristiken des Manierismus hat El Greco genutzt, um uns eine eindrucksvolle Pfingstszene vor Augen zu führen. Der Heilige Geist bricht in die geschlossene Welt der Jünger Jesu ein. Wir sehen, wie sie vom Heiligen Geist ergriffen werden, wie sie der Kontakt mit dem Himmlischen verückt, erregt, begeistert und in Bewegung bringt. Wo Himmel und Erde sich berühren, da kann nichts einfach so weitergehen wie bisher, da beginnt etwas ganz Neues. Dies ist der Startpunkt einer neuen Bewegung, hier entsteht Kirche, hier wird sie beseelt.

Heinz Detlef Stäps

Weltkirche

Von Gottes Katholizität

Theologisch steht Weltkirche für den Universalitätsanspruch der Kirche Jesu Christi, Heil für alle Menschen aller Zeiten und Räume zu vermitteln. Geschichtlich wächst die Kirche aber in ihrem Erscheinungsbild erst in unseren Tagen zu einer in allen Teilen und Kulturen der Welt präsenten Kirche heran. Diese Entwicklung vollziehe sich, so der katholische Fundamentaltheologe Hans Waldenfels, jedoch nicht ohne innerkirchliche Spannungen und Probleme. Einerseits bestand die Kirche ja von Anfang an in einem Verbund von lokalen Gemeinden bzw. „Kirchen“ und deren Leitern (*communio ecclesiarum*), die miteinander die eine Kirche bildeten. Andererseits war es ein Ergebnis historischer Entwicklungen, dass dem Bischof von Rom in seiner Funktion als Haupt des Bischofkollegiums und damit der Kirche eigene Zentralorgane zuwuchsen. Somit ist die Kirche in ihrer Erscheinungsform als Weltkirche Ausdruck der Fülle und des Reichtums möglicher Heilsvermittlung (Katholizität); zugleich aber steht sie in ihrem ausgeprägten Zentralismus in einem starken Spannungsverhältnis zu allen Ortskirchen, ja, Weltkirche droht zu einem unabhängigen eigenen Subjekt neben oder über den Ortskirchen zu werden.

Katholizität

Katholisch – dieses Wort kennt (fast) jeder. Im Alltagsgebrauch bezeichnet es, wie auch die Attribute „evangelisch“ oder „orthodox“, eine Konfession, eine bestimmte, partikulare Gestalt des Christlichen, mit allem, was so dazugehört, in bunter Folge genannt: Glaubenslehre, Liturgie, Festkalender, aber auch Kindergärten, Medien, Vereine. Manchmal höre ich um 6.30 Uhr die Morgenandacht im Deutschlandfunk. Da heißt es dann, in wöchentlichem Wechsel, anschließend: „Eine Sendung der katholi-

schen (oder der evangelischen) Kirche“. Das ist schon in Ordnung, aber es ist immer auch ein Schlag. Denn „katholisch“, griechisch: *katholikós*, meint ursprünglich: auf das Ganze bezogen, universal. Und „evangelisch“ meint, ebenso universal: evangeliumsgemäß, „orthodox“ bedeutet rechtgläubig. So sind alle drei Attribute ursprünglich nicht Konfessionsbezeichnungen, nicht auf eine bestimmte Gruppe von Christen bezogen; vielmehr unterstellt sich ihnen der Sache nach die ganze Christenheit, strebt sie in Glauben und Leben an.

Gottes Katholizität

Gott ist katholisch. Das ist nicht im Sinne einer Konfessionszugehörigkeit gemeint. „Die Katholizität der Kirche hat ihren innersten und letzten Grund in der Katholizität Gottes“, schreibt der Regensburger Dogmatiker Wolfgang Beinert. Gottes Heilswille ist universal. Gottes Einheit ist nicht uniform, nicht eindimensional, sondern trinitarisch. Gott ist, folgt man dem christlichen Bekenntnis, Einheit in Vielfalt. In Jesus Christus, in der Menschwerdung des göttlichen Wortes, ist die ganze Schöpfung endgültig bei Gott und in seiner Weite angekommen. „Es gibt nichts, was aus der Fülle seiner Gnade von vornherein ausgeschlossen wäre“, so Beinert weiter. So lässt sich Katholizität „knapp bestimmen als die *Fülle der göttlichen Gnade für die Fülle der erlösten Schöpfungswirklichkeit*“.

Prüft alles und behaltet das Gute

Schaut man auf die Anfänge, so zeigte die Kirche, nachdem sie sich auf die Welt der Völker hin weiten wollte, eine bemerkenswerte Offenheit und Beweglichkeit im Blick auf die unterschiedlichsten Situationen und Kontexte, in die sie sich hineingestellt sah. Sie inkulturierte sich unbefangen und hoffnungsvoll in neue Umwelten und höchst unterschiedliche Lebensstile, nach dem

paulinischen Motto: „Prüft alles und behaltet das Gute“ (1 Thess 5,21). Die Kirche ist die in der gesamten damals bekannten Kulturwelt (griechisch: oikumene ge, bewohnte Erde) präsente, wirkende, ihrer universalen Sendung treue Gemeinde des Kyrios Jesus. Nach den großen Entdeckungen neuer Welten des 15. Jahrhunderts schien diese Hoffnungskraft jedoch erlahmt zu sein; die neuzeitliche Missionsgeschichte ist weithin die Geschichte der Europäisierung der restlichen Welt, nicht aber die der Katholisierung der europäischen Kirche.

In katholischer Weite

Der große katholische Theologe Henri Kardinal de Lubac SJ (1896–1991) wagte Jahrzehnte vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil, in wahrhaft katholischer Weite, die Formulierung, dass „die Kirche [...], in ihrem letzten Wesen betrachtet, nichts anderes [ist] als die Menschheit selbst, sofern sie der Geist lebendig gemacht und geeinigt hat“. Katholizität bedeutet für de Lubac alles andere als „trübe ... Gleichförmigkeit“ und Zentralismus. Jeden „zivilisatorischen Imperialismus“ lehnt er ab. Er hofft, dass sich das „Wunder der Vergangenheit“, gemeint ist die Synthese von Hellenismus und Christentum, im Blick auf die Vielfalt der Kulturen der Gegenwart erneuere. Doch kann diese Hoffnung angesichts einer übermächtigen technisch-ökonomischen Globalisierung, einer technisch-ökonomisch bewirkten Uniformierung der Welt, noch tragen? Ist die „trübe Gleichförmigkeit“ der Welt nicht schon längst Realität?

Was nicht angenommen ist, ist nicht geheilt

„Quod non assumptum – non sanatum“, heißt es bei den Kirchenvätern. Die universale Sendung der Kirche als Botin des Evangeliums verlangt die Ankunft des Wortes in allen Lebenswelten und Kulturen der Menschheit. Die christliche Offenbarungs-Erfahrung

gen eines trinitarisch in der vielfältigen und doch einen Schöpfung und der vielgestaltig-lebendigen und doch einen Heilsgeschichte der Welt wirkenden Gottes und der demütigen Fleisch- und Menschwerdung des ewigen Gotteswortes drängen dazu – oder sollten uns dazu drängen. Wenn wir die Heime und die Heimat der anderen missachten – wie kann das Evangelium ihnen lebendige Heimat werden? Wahre Katholizität, so Henri de Lubac, geht mit keiner Kultur eine exklusive, andere Kulturen ausschließende Beziehung ein. Wie anders könnte Jesus der „Heiland aller Welt“ sein?

Susanne Sandherr

Unterscheidung der Geister

Mystik und Methode

Wichtige persönliche und gemeinschaftliche Entscheidungen mithilfe einer geistlichen Methode anzugehen, hat im kirchlich geprägten Abendland eine lange Tradition. In Anlehnung an 1 Joh 4, 1 („... prüft die Geister, ob sie aus Gott sind ...“) hat sich dafür der Begriff der „discretio spirituum“, der „Unterscheidung der Geister“, eingebürgert, ein wichtiger Topos christlicher Spiritualität, der in der Unübersichtlichkeit der Spätmoderne, die dem Einzelnen ebenso wie Gruppen und Gemeinschaften unablässig Unterscheidungskraft abverlangt, neue Relevanz und neue Brisanz gewinnt.

Es gibt verschiedene Gnadengaben, aber nur den einen Geist

Ein in der Sache bedeutsamer neutestamentlicher Anknüpfungspunkt ist die Lehre von den Charismen, den Geistesgaben, im ersten Korintherbrief (1 Kor 12). Gegen die einseitige korinthische Hochschätzung besonders auffälliger Begabungen wie des „Zun-

genredens“ als Offenbarung des Geistes betont Paulus die gemeinsame Geistbegabung aller Glaubenden und Getauften: Der Geist gibt jedem Glied der Gemeinde eine je spezifische Gabe zum Wohl der ganzen Gemeinde. Paulus unterstreicht die Bedeutung der Vielfalt und die prinzipielle Gleichheit der Gnadengaben; das erste und letzte Kriterium aller Charismen ist die Liebe (vgl. 1 Kor 13) bzw. die Auferbauung des anderen. Paulus leitet die Gemeinde dazu an, ihr geistiges und soziales Umfeld und die geistlichen Erfahrungen der Mitglieder zu prüfen und entsprechend auszuwählen. Für die Entfaltung des Christentums in der antiken und römischen Welt erwies sich diese orientierte Offenheit als äußerst fruchtbar. Das Zweite Vatikanische Konzil hat das paulinische Verfahren neu entdeckt: Die Kirche habe „allzeit die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten“. (Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes*, Nr. 4, vgl. Nr. 11)

Geistliche Feinfühligkeit

Unterscheidung der Geister, diese Grundtugend des alten Mönchtums wurde bei Origenes (184–253) unter ein doppeltes Kriterium gestellt: innere Ruhe (Trost) und Frucht (die soziale Dimension). Unterscheidung der Geister, ein subtiles Werkzeug, subjektive Erfahrungen zu beurteilen. Im Mittelalter vergrößerte es sich zur Urteilshilfe bei dämonischer Besessenheit. Einzelne Theologen wie der Zisterzienser Bernhard von Clairvaux (1090–1153) und der Dominikaner Johannes Tauler (1300–1361) widerstanden jedoch und bewahrten die alte geistliche Feinfühligkeit – so sagt es der katholische Theologe Josef Sudbrack SJ (1925–2010).

Mystik und Methode

Ignatius von Loyola (1491–1556) hat die Lehre von der Unterscheidung der Geister neu belebt. In seinen „Geistlichen Übungen“ will er jene, die sich in den Prozess des geistlichen Übens hineinbegeben, befähigen, den konkreten Willen Gottes für ihr

Leben herauszufinden. Das Exerzitienbuch betont die Momente der spirituellen Wahl: Das Zusammenwirken von passiver Offenheit und Entfaltung der schöpferischen Freiheit führt zur richtigen Entscheidung. Die ignatianischen Regeln zur Unterscheidung der Geister (Exerzitienbuch 176) dienen der Selbstvergewisserung, der Lebenswahl und letztlich der Identitätsklärung des Christen in seiner Zeit und seiner Lebenszeit.

Unvollendet zu sein, ist eine Gnade

Der Geistliche Begleiter und Autor Pierre Wolff erinnert an die bleibende Vorläufigkeit und Fehlbarkeit unserer Entscheidungen und Unterscheidungen, unserer inneren Ruhe und unseres Fruchtbringens und fügt hinzu: „Unvollendet zu sein, ist eine Gnade.“ Unser Verhältnis zu Gott, so Wolff, „ist eine Liebesgeschichte, in der wir immer wieder ‚verlorengehen und wiedergefunden‘ werden (Lk 15,32).“ Jeder Mensch sei darum berufen, getrost seine eigene „Unvollendete Sinfonie“ zu komponieren. Pierre Wolff beschließt sein Werk „Den Gefühlen trauen und den Kopf gebrauchen. Die Kunst der Entscheidung nach der Methode des Ignatius von Loyola“ mit einem Gebet aus dem 13. Jahrhundert. „Tag für Tag, lieber Herr, / bitte ich Dich um dreierlei. / Dich deutlicher zu sehen, / Dich inniger zu lieben, / enger aufzuschließen zu Dir, / Tag für Tag.“ (Richard von Chichester, 1197/1198–1253)

Susanne Sandherr

Der Blüte Schnee schien schwarz zu sein

Barthold Heinrich Brockes' irdisches Vergnügen in Gott

Den Text des Gedichtes finden Sie auf Seite 30f.

Barthold Heinrich Brockes (1680–1747), früh weltläufig und polyglott, als Sprössling einer wohlhabenden Hamburger

Kaufmannsfamilie wirtschaftlich unabhängiger Dichter, Schriftsteller, Übersetzer und Herausgeber, studierte Philosophie und Jurisprudenz in Halle und diente seiner Vaterstadt zunächst als Ratsherr in bedeutenden diplomatischen Missionen sowie als Stadt- und als Landrichter. Brockes wurde zum kaiserlichen Pfalzgrafen erhoben und stieg zu weiteren hohen politischen Ämtern auf. Der Vater von zwölf Kindern, von denen ihn sieben überleben sollten, starb nach kurzer Krankheit unerwartet, und doch elf lange Jahre nach dem schmerzlichen Tod seiner Frau Isabe.

Irdisches Vergnügen in Gott

Brockes' literarisches Hauptwerk, seine naturlyrische Sammlung „Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in Physikalisch- und Moralischen Gedichten“, erschien zwischen 1721 und 1748 in neun Teilen. Worum geht es Brockes, und worum geht es in seinem Gedicht „Kirschblüte bei der Nacht“? „Vergnügen“ in Gott bedeutet: Genügen, Genugtuung, Wohlgefallen, frohes und heiteres Empfinden. Brockes' Naturgedichte leben von der Beobachtung feinst geordneter Vielfalt der Schöpfung, und sie münden in einen dankbaren, preisenden Schluss auf den weisen Schöpfer aller Welt.

Mit betrachtendem Gemüte

Zunächst wird der Anlass zur genauen und tiefen Betrachtung genannt: „Ich sahe mit betrachtendem Gemüte / Jüngst einen Kirschbaum, welcher blühte“. Ein betrachtendes Gemüt, das ist nicht selbstverständlich. Wie oft sind wir gehetzt, unter Druck. Wir sind betriebsblind. Wie oft sind unsere Augen geblendet, oder einfach nur müde, von all den Reizen, denen wir ausgesetzt sind. Sieh sofort her! Sonst verpasst du etwas! Dein Vergnügen. Deinen Erfolg. Deinen Reichtum. Deine Selbststeigerung. Dein Leben. Smartphones fordern unablässig, ebenso wie sogenannte „soziale

Netzwerke“ und hochaggressive Werbung, digital, in der Stadt, auf den Straßen: Sieh! Sofort! Hin!

Es könne nichts von größerer Weiße sein

Auf das ersten Sehen, auf das nähere Zusehen, auf den überwältigenden Sinneseindruck folgt in Brockes' Gedicht die Reflexion: „Ich glaubt, es könne nichts von größerer Weiße sein“. [...] „Unmöglich, dacht ich, kann auf Erden / Was Weißers ausgefunden werden.“ Liebevolle, offene, und darum zur Präzision fähige Versenkung ins kleinste Detail der begegnenden Naturerscheinung zeigen die weiteren Verse: „Ein jeder, auch der kleinste Ast / Trug gleichsam eine rechte Last / Von zierlich-weißen runden Ballen.“ Solch betrachtende Versenkung in das Objekt, mehr noch: ins geschöpfliche Gegenüber, führt schließlich dazu, dass sich eine neue Dimension öffnet: Hier auf Erden gibt es Erfahrungen eines alles überbietenden Weiß!

Der Blüte Schnee schien schwarz zu sein

Doch es geht noch weiter hinauf. Der durch die Baumkrone in den Himmel blickende Betrachter sieht „Von einem hellen Stern ein weißes Licht“, das das makellose Weiß des blühenden Kirschbaums, bei dem sogar der „Schatten weiß und sonder Schwärze“ ist, in den Schatten stellt: „Der Blüte Schnee schien schwarz zu sein“. Schwarz ist nicht die Nacht, schwarz sind die schneeweißen Kirschblüten! Brockes' Gedicht schließt nicht unmittelbar von der betrachteten Natur auf ihren Urheber. Ebenso wenig nimmt die Erfahrung, dass der Sternenschein das strahlende Weiß der „beim Mondenschein“ bewunderten Kirschblüte in sein Gegenteil verkehrt („Der Blüte Schnee schien schwarz zu sein“), der Schöpfung ihren Glanz. Beide, die Herrlichkeit des Schöpfers und das Wunder der Schöpfung, kommen in den weltoffenen und den

andächtigen Blick – und ins Wort, in das kraft seiner Schönheit Schöpfer und Geschöpf lobende Gedicht.

Hat Gott dennoch weit größere Schätze

„Die größte Schönheit dieser Erden / Kann mit der himmlischen doch nicht verglichen werden.“ Barthold Heinrich Brockes' Dichtung wird geistesgeschichtlich dem „physikotheologischen Denken“ zugeordnet. Der Begriff der „Physikotheologie“ (physis, griechisch: Natur) steht für die neuzeitliche Form des Gottesbeweises, oder wohl besser: Gotteserweises, der von der schönen und zweckmäßigen Ordnung der Natur auf die Existenz ihres weisen Gründers schließt. Bei Thomas von Aquin heißt er „fünfter Weg“, um 1800 bezeichnet man ihn als „teleologischen Beweis“. Kann man Gott in der Natur erkennen, kann man ihn aus der wohlgeordneten und schönen Natur ableiten?

Zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf

Das 4. Laterankonzil formulierte 1215: „Zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf kann man keine noch so große Ähnlichkeit feststellen, als dass zwischen ihnen nicht noch eine größere Unähnlichkeit festzustellen wäre.“ Hier wird keine bruchlose Ableitung oder Schlussfolgerung – vom Geschöpf auf den Schöpfer – postuliert, es wird vielmehr ein Zugleich von „Ähnlichkeit“ und je größerer „Unähnlichkeit“ zwischen Schöpfer und Geschöpf ausgesagt.

Der ganz Andere und die Andacht zur Welt

Gott, der schlechthin Andere, der welttranszendente Urheber der Welt, lässt sich innerweltlich nicht nachweisen wie ein chemisches Element. Und doch scheint nichts anderes als liebende Aufmerksamkeit auf die Geschöpfe dieser Welt dazu zu taugen, diesen Gott zu erfahren und ihm zu dienen. Barthold Heinrich

Brockes' welterfahrene Verskunst führt auf feine und fromme Weise den Beweis – den Gottesbeweis.

Susanne Sandherr

Sehnsucht nach Einheit: Ökumenischer Rat der Kirchen

Vielen der 351 Delegierten aus 147 Kirchen standen die Tränen in den Augen, als sie zur Gründungsversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) am 22. August 1948 in die Amsterdamer Nieuwe Kerk einzogen. Erstmals in der Kirchengeschichte hatten sich so viele unterschiedliche Kirchen im gemeinsamen Beten und auch in einer strukturierten Gemeinschaft verbunden. Auf der Basis des gemeinsamen Bekenntnisses zu Jesus Christus sieht es der ÖRK als seine Hauptaufgabe an, „einander zur sichtbaren Gemeinschaft in dem einen Glauben und der einen eucharistischen Gemeinschaft aufzurufen“, wie es in der Satzung des Rates heißt. Heute gehören dem ÖRK 348 Kirchen an, er vertritt damit rund 500 Millionen Christen weltweit. Die römisch-katholische Kirche ist zwar kein Mitglied des Rates, doch mit keiner anderen Kirche bestehen so viele auch strukturell enge Beziehungen wie mit der römisch-katholischen Kirche.

Suche nach Einheit und Gemeinschaft

Die Erfahrung, dass das Zeugnis des Evangeliums durch verschiedene Kirchen und Konfessionen in der Mission mehr verdunkelt als unterstützt wurde, führte im Jahr 1910 zur ersten Weltmissionskonferenz in Edinburgh. Sie gilt bis heute als symbolischer Auftakt der modernen ökumenischen Bewegung. Doch auch die orthodoxe Kirche rief schon kurz nach dem Ersten Weltkrieg dazu auf, in Analogie zum in dieser Zeit entstandenen Völkerbund auch

eine gemeinsame Vertretung aller Kirchen zu schaffen. Schon vor der Gründung des ÖRK hatten sich zwei wesentliche Strömungen der Ökumene zusammengeschlossen: zum einen die Bewegung für Praktisches Christentum („Life and Work“) und zum anderen die Bewegung Glauben und Kirchenverfassung („Faith and Order“), die jeweils schon mehrere internationale Konferenzen abgehalten hatten. 1938 schlossen sie sich in Utrecht zusammen. Nach der schrecklichen Erfahrung des Zweiten Weltkriegs wollten die Kirchen zu mehr Einheit und Gemeinschaft finden. Dies führte zur Gründung des ÖRK, in den die beiden Bewegungen sowie weitere ökumenische Zusammenschlüsse integriert wurden. Als Organe des ÖRK wurden die etwa alle sieben Jahre stattfindende Vollversammlung der Kirchen sowie der Zentralausschuss festgelegt. Dieser tagt alle zwei Jahre und bestimmt zwischen den Vollversammlungen die Aufgaben und die Ausrichtung des ÖRK.

Erste Annäherungen zwischen Genf und Rom

Wie die meisten Organisationen der Vereinten Nationen eröffnete auch der ÖRK seine Vertretung in Genf. Die erste Phase seiner Geschichte war zunächst von der gegenseitigen Begegnung und dem Kennenlernen der Mitgliedskirchen geprägt. In der bis heute maßgeblichen sogenannten Toronto-Erklärung von 1950 legten die Mitgliedskirchen fest, dass sie sich gegenseitig „als Kirchen im wahren und vollen Sinn des Wortes anerkennen“. Auf der dritten Vollversammlung 1961 in Neu Delhi wurde schließlich die „Basis-Formel“ verabschiedet, nach der sich der ÖRK als eine Gemeinschaft von Kirchen versteht, „die den Herrn Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind“. Alle Kirchen, die dieser Formel zustimmen, können Mitglied des ÖRK werden. Auch wenn die römisch-katholische Kirche kein Mitglied ist, entwickelten sich nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil enge Beziehungen. Schon 1961 hatten katholische Beobachter

an der Vollversammlung teilgenommen. 1968 wurden römisch-katholische Theologen als Vollmitglieder in die Kommission für Glaube und Kirchenverfassung aufgenommen. Durch seinen Besuch des ÖRK in Genf am 10. Juli 1969 stärkte Papst Paul VI. die Beziehungen. Bis heute besteht eine enge Partnerschaft zur katholischen Kirche.

Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung

Neben der Auseinandersetzung in Fragen des Verständnisses von Kirche, Amt und Sakramenten, die ihren ersten Höhepunkt 1982 in der Lima-Erklärung zu Taufe, Eucharistie und Amt hatte, setzte der ÖRK aus dem Auftrag des Evangeliums heraus zahlreiche gesellschaftliche und politische Akzente. Dazu gehörten unter anderem ein Programm zur Bekämpfung des Rassismus, der Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung sowie Initiativen zur Förderung von Frauen. Um die Zusammenarbeit mit anderen Kirchen auf eine breitere Basis zu stellen, wurde 1998 das Globale Christliche Forum gegründet, in dem neben der römisch-katholischen Kirche auch Pfingstkirchen mitarbeiten. Auf der letzten Vollversammlung 2013 in Busan (Südkorea) hat der ÖRK aufgerufen, sich gemeinsam als Kirchen auf einem Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens zu engagieren.

Vollversammlung des ÖRK 2021 in Karlsruhe

Anlässlich des 70. Geburtstages des ÖRK besuchte auch Papst Franziskus im Jahr 2018 den ÖRK. Dabei hob er insbesondere die sakramentale Verbundenheit aller Christen durch die Taufe hervor und bekräftigte die darin sich ausdrückende unsichtbare Einheit aller Christen. Zudem machte er deutlich, dass die Kirchen gemeinsam ihre Bemühungen für die sichtbare Einheit intensivieren müssten. Eine große Chance dafür ist die nächste Vollversammlung des ÖRK, die im Jahr 2021 in Karlsruhe stattfinden wird. Zum ersten Mal seit über 50 Jahren macht damit

eine Vollversammlung wieder in Europa Station. Dabei soll es vor allem um Einheit und Versöhnung gehen, was besonders durch die Zusammenarbeit der deutschen und französischen Kirchen verdeutlicht werden soll.

Marc Witzenbacher

Beispiele liturgischer Inkulturation

Wie übersetzt man den Glauben, der in Wort und Ritus gefeiert wird, in eine neue Umwelt? Schon die ersten Christen kannten dieses Problem. Denn der Glaube an Jesus, den Christus, ruht auf dem Glauben Israels auf und ersetzt ihn nicht. Schon bei der Mission des Paulus kommt die Frage auf, welche Glaubenselemente für die, die bislang nicht Juden, sondern Heiden waren, tragend sind und welche nebensächlich. Das Ergebnis der heftigen Auseinandersetzung (Apg 9,32–11,18) ist, dass Heidenchristen nicht die Ritualgesetze des Judentums beachten mussten – ohne dass damit der Glaube an den Gott der Väter Abraham, Isaak und Jakob und die bisherigen Heiligen Schriften hinfällig geworden wären.

Ansätze der Inkulturation in der Frühen Neuzeit

In der Neuzeit kommt die Problematik erneut zum Vorschein, als die lateinische Liturgie nach dem Tridentinum festgeschrieben wurde, zugleich aber mit den kolonialen Expansionen neue Völker und Kontinente entdeckt wurden: Eroberung, Handel und Mission gingen für die nächsten Jahrhunderte eine Allianz ein. Dennoch hat es Übersetzungen der Liturgie in andere Sprachen gegeben, etwa ins Altslawische (1631, Glagolithisches Messbuch) oder ins Persische und Arabische (1634), im päpstlichen Auftrag auch ins Chinesische.

Es ging dabei nicht um eine Abänderung des Ritus; aber in China haben die Jesuiten-Missionare ein weitergehendes Programm

verfolgt, das Gegenstand eines „Ritenstreits“ wurde. Bei der chinesischen hatte man es mit einer „Hochkultur“ zu tun, auf die sich die Jesuiten durch Sprach- und Kulturstudien vorbereiteten. Sie überlegten, wie man Begriffe wie Gott, Himmel oder Engel so übertragen konnte, dass damit für Chinesen aus dem bisherigen Sprachgebrauch heraus die richtigen Konnotationen verbunden waren. Zugleich stellte sich die Frage, inwieweit auf diesem Wege Elemente des Konfuzianismus (dem gerade die an den Missionaren interessierte Oberschicht anhing) sich mit dem Christlichen vermischen konnten und durften. So gestatteten die Missionare eine Fortsetzung des im Konfuzianismus wichtigen Ahnenkultes; eine Verehrung des Konfuzius selbst wurde als nichtreligiöser Brauch deklariert, um ihn nicht ablehnen zu müssen. Damit begegnen wir in der Neuzeit erstmals so etwas wie Inkulturation des Christentums im liturgischen Bereich. Zugleich aber werden die Probleme deutlich, die mit einem solchen Prozess verbunden sind. Die in China konkurrierend missionierenden Dominikaner und Franziskaner lehnten das Vorgehen ab. Schließlich wurde dem Experiment auch von Rom aus ein Ende gesetzt und die chinesische Fassung des Messbuchs nie in Gebrauch genommen.

Damit waren zugleich andere Inkulturationsversuche infrage gestellt. Das Normverständnis westlicher Missionare war sogar so stark, dass sie, als sie etwa in Indien auf die Thomaschristen trafen, ihnen eine Änderung ihres Gottesdienstes aufzwingen: Deren altes Hochgebet der Väter Addai und Mari, das keinen Einsetzungsbericht enthielt, musste um diesen „komplettiert“ werden, um westlicher Dogmatik zu entsprechen.

Inkulturation nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil

Im Zuge der Liturgiereform nach dem letzten Konzil stellte sich die Problematik mit aller Heftigkeit neu, konnte man ihr doch nicht mehr durch Rückgriff auf den lateinischen Einheitsritus ausweichen. Indem die Muttersprache als Liturgiesprache zuge-

lassen wurde, mussten entsprechende Übersetzungen angefertigt werden. Dies geschah in der Regel vor Ort, während die römische Zentrale Kontrollen an zentralen Punkten durchführte. Die römische Instruktion „Liturgiam Authenticam“ von 2001, die auf einmal eine wortgetreue Übersetzung der lateinischen Vorlage forderte, ist inzwischen wieder relativiert worden, stieß sie doch auf praktische Schwierigkeiten, die die Qualität der Ergebnisse erheblich schmälerte: Das Scheitern des als Übersetzung erstellten Begräbnisritus von 2009 im deutschen Sprachgebiet ist ein prägnanter Fall. Eine Übertragung in einen Sprach- und Kulturraum als reine Übersetzung aus dem Lateinischen zu konzipieren, ist zum Scheitern verurteilt. Der dialogische Weg aber, bei dem den Kirchen vor Ort die entscheidende Kompetenz zugestanden wird, ist wesentlich mühsamer. Den folgenden Beispielen sind oft lange Diskussionen vor Ort, aber auch mit römischen Stellen vorausgegangen.

So konnten 1973 mehrere Hochgebete für die Ureinwohner Australiens veröffentlicht werden. Da diesen ein langes monologisches Sprechen fremd ist, werden die Hochgebete von mehrfachen Rufen der Gemeinde durchzogen. Weil die Vorstellung einer Teilnahme an der Liturgie des Himmels, die der Einfügung des Sanctus zugrunde liegt, für die Ureinwohner schwer nachvollziehbar ist, wird auf das Sanctus entweder verzichtet oder es wird stark umformuliert.

Ein anderes Beispiel ist das Messbuch für die Diözesen des Kongo von 1989. Hier werden wesentlich weitergehende Inkulturationschritte vollzogen als das Verwenden von Formulierungen im Hochgebet, die z. B. die Tierwelt Afrikas als Motive einbeziehen. So ist der Eröffnungsteil der Messe davon gekennzeichnet, dass sich die Gemeinde in die Gegenwart Gottes stellt, zugleich die Heiligen, die Freunde Gottes und Fürsprecher sowie alle rechtsschaffenen Verstorbenen anruft, um mit ihnen in Verbindung zu treten und eine umfassende Feiergemeinschaft der ganzen Kirche

zu bilden. Eine weitere Eigenheit ist, dass der Buß- und Versöhnungsakt nicht wie bei uns im Eröffnungsteil, sondern nach dem Wortgottesdienst und als dessen Frucht vollzogen wird.

Allerdings münden Diskussionen um eine Inkulturation nicht immer in das vor Ort gewünschte Ergebnis. So hatte sich in den 1970er-Jahren in Indonesien mit Billigung der dortigen Bischöfe die Form eingebürgert, dass die Gemeinde einzelne Abschnitte des Eucharistiegebets mit dem Vorsteher gemeinsam sprach. Mit der Veröffentlichung eines neuen indonesischen Ordo Missae 2005 ist diese Form durch Rom wieder abgeschafft worden – zumindest offiziell.

Friedrich Lurz

Papst und Patriot

Vor 40 Jahren pilgerte Johannes Paul II. erstmals nach Polen

Noch heute, vierzig Jahre danach, steht das über zehn Meter hohe Kreuz im Zentrum von Warschau. Und in den Boden ist eine Steinplatte mit den Worten eingelassen, die die kommunistische Welt ins Wanken brachten. Am Pfingstsamstag, am 2. Juni 1979, war der Pole Johannes Paul II. gegen alle Widerstände der Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei zu einer neuntägigen Pilgerreise in seine Heimat aufgebrochen. Vor vielen Hunderttausend Menschen rief er am Vorabend des Festes von der Herabkunft des Heiligen Geistes: „Ich, ein Sohn polnischer Erde und zugleich Papst Johannes Paul II., ich rufe aus der ganzen Tiefe dieses Jahrhunderts, ich rufe am Vorabend des Pfingstfestes: Sende aus deinen Geist! Sende aus deinen Geist! Und erneuere das Angesicht der Erde! *Dieser Erde!* (,odnów oblicze ziemi, tej ziemi!“)

„Erneuere das Angesicht der Erde!“

Das polnische Wort ziemia kann Erde, aber auch Boden, Land, sogar im übertragenen Sinn Nation bedeuten. Also Gottes Geist möge dieses Land erneuern. Das war in den Augen der herrschenden Partei ein Frontalangriff auf das kommunistische System. Der Hirte der weltweiten Kirche mit der Guten Botschaft gegen die Partei, die „immer Recht“ zu haben behauptete. Zum ersten Mal in der Geschichte der Regimes von Lenin, Stalin und Genossen versammelte ein Christ Millionen, die entdeckten, wie viele sie waren und dass auch der Nachbar, der als regimenah galt, dem Papst zujubelte. Menschen, die in der Diktatur gelernt hatten, zu schweigen und sich „rauszuhalten“, demonstrierten gemeinsam mit Rosenkranz und Kruzifix gegen Hammer, Sichel und Roten Stern. Der spätere Staatschef Polens, Wojciech Jaruzelski, räumte lange nach der Wende ein: „Ein polnischer Papst, das bedeutete viel für Polens Prestige, für den Ruhm Polens in der Welt. Andererseits war da aber auch die Furcht, dass die katholische Kirche bei uns ungemein gestärkt wurde. Und das in einer Zeit, wo die Beziehungen Staat-Kirche – vorsichtig ausgedrückt – nicht gerade ideal waren. Und dass das alles durch diesen Papst noch schlimmer werden würde.“

Millionen folgen dem Papst

Es kam noch viel schlimmer. Von damals vierzig Millionen Einwohnern des Landes liefen dem – ihrem – Papst zehn Millionen hinterher, die meisten zu Fuß. Die Partei, aber insbesondere die Kommunisten in den „Bruderländern“, registrierten das entsetzt. Der US-Botschafter Vernon Walters berichtete nach Washington: „Das gab es noch nie in der Geschichte des Kommunismus, dass sich Millionen versammelten, die nicht der Partei angehörten. Eine Million kann man nicht unter Kontrolle halten, auch nicht mit Maschinengewehren.“

Die kommunistische Parteiführung begrüßte den berühmten Polen formell, forderte jedoch, er solle sich nicht in die inneren Angelegenheiten Polens einmischen. Der Papst aber verlangte während des Besuchs in seiner Heimat ein Mitspracherecht: „Gestatten Sie mir, meine Herren, das Wohl Polens auch weiterhin als das meine zu betrachten und zutiefst daran Anteil zu nehmen, ganz so, als ob ich noch in diesem Lande lebte und Bürger dieses Staates wäre.“

Die Menschenrechte als Programm seines Pontifikats

Bereits in seiner ersten Enzyklika „Redemptor Hominis“ hatte Johannes Paul II. eine Art Regierungsprogramm für sein Pontifikat formuliert. Er behandelte nahezu ausschließlich den Vorrang der Menschenrechte und traf damit präzise die politischen Ziele, für die „Solidarnosc“ und KOR, das „Komitee zur Verteidigung der Arbeiter“ in Polen und Václav Havels „Charta 77“ in der Tschechoslowakei kämpften. Diese Dissidenten-Gruppen und oppositionellen Bürgerbewegungen stimmten mit der Botschaft des Karol Wojtyła überein.

Der spätere Ministerpräsident, der Kommunist Mieczysław Rakowski, gestand ein: „Selbstverständlich war es der Papst, der das Volk von den Knien aufgehoben hat, der das Volk ermutigt hat. Und dass es deshalb zur Entstehung der Solidarnosc kommen konnte, natürlich auch, weil das alte System die Bedürfnisse der Menschen nicht befriedigt hat.“ Johannes Paul II. sprach auf seiner Pastoralreise nicht nur zu seinen Landsleuten. Katholiken aus allen sozialistischen Ländern waren nach Krakau gekommen. Über zwei Millionen feierten mit dem Papst auf den Blonie-Wiesen Eucharistie. Sie kehrten ermutigt heim. DDR-Katholiken staunten: „Er zieht wie ein Sieger durch das Land.“ Sie erlebten eine „Internationale“ der christlichen Art, die letzten Endes „das Menschenrecht erkämpft“ hat. Auch Rakowski war neugierig, wollte wissen, „welche Anziehungskraft von diesem Papst aus-

geht“. Er beobachtete die Liturgie in Krakau hinter der Gardine stehend von einem Hotelfenster aus.

Hoffnung auf ein besseres Leben

„Ich begriff plötzlich, wie sehr diese Millionen Hunger nach einer neuen Sprache hatten“, sagte Rakowski später. „Bis dahin gab es ja nur Parteijargon. Die Parolen kannten sie auswendig. Die waren oft ohne jeden Bezug zum Alltag der Menschen. Und plötzlich erscheint da einer, der eine völlig andere Sprache gebraucht, ohne leere Parolen. Was er sagt, bedeutet Hoffnung auf ein besseres Leben.“

Ein besseres Leben, Demokratie, Streikrecht und Pressefreiheit, erkämpfte dann mit der Hilfe des Fürsprechers aus Rom die Gewerkschaft Solidarnosc – Solidarität.

Zweifacher Aufbruch

Es sind zwei Ereignisse, die den Fall der Mauer und später die Einheit Europas vorbereiteten. Den *Aufbruch im Inneren* des kommunistischen Imperiums stiftete zu Pfingsten vor vierzig Jahren der polnische Papst an. Das bestätigte der frühere sowjetische Generalsekretär, Michail Gorbatschow. „Alles, was in diesen Jahren in Ost-Europa geschehen ist, wäre ohne die Gegenwart dieses Papstes, ohne seine wichtige Rolle, die er auch politisch auf der Weltbühne zu spielen wusste, nicht möglich gewesen.“

Und das zweite Ereignis: Genau zehn Jahre später brachen die Ungarn den Ost-Block *von außen* auf. Am 2. Mai 1989, also vor gerade dreißig Jahren, ließ der mutige Reformkommunist Miklós Németh die Stacheldrahtverhaue, die Ungarn von Österreich und den Osten vom Westen trennten, niederreißen. Das Loch im „Eisernen Vorhang“ war der erste Stein aus der Mauer von Berlin.

Joachim Jauer

Literaturhinweis: Joachim Jauer, Die halbe Revolution. 1989 und die Folgen. [aktualisierte Neufassung von Ders., „Urbi et Gori“] Verlag Herder GmbH, Freiburg 2019, 336 Seiten. ISBN 978-3-451-06845-4, Preis 14,00 € (D)

Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 383) bestellen.

Heiliger des Monats: Marcellin Champagnat

Die Ordensgemeinschaft der Maristenbrüder widmet sich besonders der Bildung und Erziehung von Jugendlichen. Vor allem arme und Randgruppen stehen im Mittelpunkt der Arbeit in weltweit 870 Schulen, die meisten davon in Afrika (Schwerpunkt Kenia). Aber auch im deutschsprachigen Raum unterhalten die Maristenbrüder einige Schulen. Der Orden geht auf den Priester und Erzieher Marcellin Joseph Benoît Champagnat zurück. Champagnat wurde am 20. Mai 1789 in Le Rosey in Frankreich geboren. Er war das vorletzte von zehn Kindern eines Bauern und Mühlenbesitzers. Champagnat ging auf die Schule, musste aber auch im kleinen elterlichen Betrieb aus helfen. Die Anregung eines Priesters, ob einer der Söhne der Familie nicht Priester werden wolle, ließ ihn nicht los. So trat er 1813 ins Priesterseminar von Lyon ein, wo er auch mit Jean-Marie Vianney, dem heiligen Pfarrer von Ars, zusammentraf. Da er schon älter war und keine gute Schulbildung hatte, tat sich Champagnat im Studium schwer. Nach einem Jahr verließ er das Seminar, kehrte aber wieder zurück und wurde 1816 zum Priester geweiht.

Erziehung unter dem Schutz Marias

Champagnat hatte nach dem Vorbild seiner Mutter eine enge Beziehung zu Maria und stellte sein Leben und sein Wirken als

Priester unter ihren besonderen Schutz. Zusammen mit einigen Mitbrüdern entwickelte er die Idee eines Ordens, der in der Mission und der Erziehung tätig sein sollte. In La Valla-en-Gier trat er seine erste Kaplanstelle an. Nach der Französischen Revolution gab es kaum christliche Bildung, daher entschloss sich Champagnat, die ursprüngliche Idee eines Bildungsordens zunächst in seiner Pfarrei umzusetzen. Er erwies sich als kundiger und beliebter Seelsorger und Erzieher, selbst Erwachsene nahmen an seinem Katechismusunterricht teil. Zwei junge Männer ließen sich von der Idee eines Ordens begeistern und zogen in ein kleines Häuschen neben dem Pfarrhof, das Champagnat gekauft hatte. Die Gemeinschaft der „Kleinen Brüder Mariens“ war geboren. Schon kurze Zeit später schlossen sich weitere Männer an, um gemeinsam zu beten, zu studieren und zu arbeiten. Sie lehrten die Kinder in der Umgebung und kümmerten sich um deren Familien. Schließlich widmete sich Champagnat ganz dem Aufbau der Gemeinschaft. In l’Hermitage in der Erzdiözese Lyon gründete er eine größere Niederlassung. Viele betrachteten die Gemeinschaft mit Skepsis, selbst der Ortsbischof hielt nichts von der Idee Champagnats. Obwohl zahlreiche Versuche scheiterten, den Orden durch die französische Regierung anerkennen zu lassen, breitete sich die Arbeit schnell aus. Die schwere Arbeit zehrte an seinen Kräften. Champagnat erkrankte und starb erschöpft am 6. Juni 1840 in l’Hermitage. Zu diesem Zeitpunkt zählte sein Orden bereits 280 Brüder, 48 Schulen und 7 000 Schüler. Heute gehört der Orden zu den zehn größten Männerorden der römisch-katholischen Kirche. Papst Pius XII. sprach Champagnat am 29. Mai 1955 selig, am 18. April 1999 wurde er durch Papst Johannes Paul II. heiliggesprochen. Sein Gedenktag ist der 6. Juni. Informationen zu den Maristen finden Sie unter *www.maristen.de*.

Marc Witzenbacher

Renovabis-Pfingstaktion widmet sich der Bildung

Am Pfingstsonntag wird in allen katholischen Gottesdiensten für die Arbeit des Osteuropa-Hilfswerkes „Renovabis“ gesammelt. Unter dem Leitwort „Lernen ist Leben – Unterstützen Sie Bildungsarbeit im Osten Europas!“ fördert das Hilfswerk zahlreiche Projekte, in denen ganzheitliche Bildung vermittelt wird. Durch die Projekte soll Jugendlichen deutlich werden, dass Bildung mehr als Wissen bedeutet und eine „Herzensbildung“ wesentlich für die persönliche und berufliche Entwicklung ist. Nach den rein am Nutzen orientierten ehemaligen Bildungssystemen in den östlichen Ländern will das Hilfswerk an zahlreichen Orten in Osteuropa neue Bildungseinrichtungen aufbauen und dafür qualifizierte Lehrkräfte ausbilden. Materialien und Informationen finden Sie unter www.renovabis.de/mitmachen/pfingstaktion.

Marc Witzenbacher

Deutscher Evangelischer Kirchentag in Dortmund

Vom 19. bis 23. Juni findet in Dortmund der 37. Deutsche Evangelische Kirchentag (DEKT) unter dem Leitwort „Was für ein Vertrauen“ statt. Auf die mehr als 100 000 Teilnehmer wartet ein buntes und vielfältiges Programm. Der Journalist Hans Leyendecker, Präsident des DEKT in Dortmund, sieht in der aus dem 2. Königebuch (2 Kön 18, 19) entnommenen Lösung ein „Gegengift gegen die Lust am Untergang“. Das alte Wort Vertrauen erscheine manchem heute seltsam verbraucht: „Wir erleben eine Welt, die von atemraubender Machtgier, von Rücksichtslosigkeit geprägt ist“, so Leyendecker. Dagegen will

der Kirchentag Orientierung und Hoffnung auf Vertrauen aus dem Glauben setzen. Nach 1963 und dem Ruhrgebiets-Kirchentag 1991 ist das Christentreffen zum dritten Mal in Dortmund und in der Westfälischen Landeskirche zu Gast. Schwerpunktthemen sind Digitalisierung, Arbeit, soziale Teilhabe und Europa. Mit dabei sind auch wieder zahlreiche Prominente und Politiker. Das Programm und weitere Informationen finden Sie unter www.kirchentag.de.

Marc Witzenbacher

Gottesdienste im ZDF

- Sonntag, 2. Juni 2019 – 9.30 Uhr,
St. Servatius, Winterscheid (kath.)
- Sonntag, 9. Juni 2019 – 9.30 Uhr,
St. Michael, Wien (kath.)
- Sonntag, 16. Juni 2019 – 9.30 Uhr,
Wunderblutkirche, Bad Wilsnack (ev.)
- Sonntag, 23. Juni 2019 – 10.00 Uhr,
Abschlussgottesdienst DEKT, Dortmund (ev.)
- Sonntag, 30. Juni 2019 – 9.30 Uhr,
Kloster Nonnberg, Salzburg (kath.)

DOMRADIO

- Eine aktuelle Auslegung des in MAGNIFICAT abgedruckten Tagesevangeliums hören Sie von Montag bis Samstag im DOMRADIO ab ca. 7.55 Uhr. Für die lebensnahe und tiefgründige Auslegung des Textes lädt DOMRADIO wöchentlich einen Priester oder qualifizierten Laien zu Live-Gesprächen ein. Sendung verpasst? Dann nutzen Sie das Archiv oder das Podcast-Angebot auf www.domradio.de.
- Sonntags um 10 Uhr überträgt DOMRADIO einen Gottesdienst aus dem Erzbistum Köln sowie um 10 und 18 Uhr die Gottesdienste aus dem Kölner Dom live im Internet-TV auf www.domradio.de. Die Predigt ist als Podcast erhältlich.
- Bei Fragen erreichen Sie DOMRADIO unter Tel. 0221 / 25 88 60.

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Juli 2019

Heimat
Sehnsucht

Jetzt möchte ich ihn sehn mit meinen Augen,
ihn selber will ich sehen!
Mein Herz vergeht in mir vor lauter Sehnsucht!
Buch Ijob – Kapitel 19, Verse 26.27

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

ZUM TITELBILD

Das Himmlische Jerusalem

Bamberger Apokalypse,
Reichenau, Anfang 11. Jahrhundert,
Staatsbibliothek Bamberg, Msc. Bibl. 140, fol. 55r,
© Staatsbibliothek Bamberg / Foto: Gerald Raab

Die Bamberger Apokalypse bietet den vollständigen Text der Offenbarung des Johannes. 49 (7 x 7) Miniaturen begleiten den Text und bilden den einzigen erhaltenen ottonischen Bilderzyklus hierzu. Beides zusammen füllt 58 Pergamentblätter im Format ca. 29,4 x 20,4 cm. Hinzu kommen weitere 48 Blätter, auf denen ein Evangelistar 130 Evangelientexte zu Festen und Heiligengedenktagen auflistet. Dieser Teil ist mit fünf zusätzlichen Miniaturen zum Leben Jesu bebildert. Ein Doppelblatt mit dem thronenden Herrscher zwischen Petrus und Paulus, dem vier personifizierte Völker huldigen, und einer Darstellung des Sieges der Tugenden über die Laster trennt beide Teile voneinander.

Bis 1803 befand sich die Handschrift im Kollegiatstift St. Stephan in Bamberg und gelangte infolge der Säkularisation in die Staatsbibliothek Bamberg. Wie eine Inschrift im verloren gegangenen Buchdeckel bezeugte, hatte das Stift sie von Kaiser Heinrich II. und seiner Frau Kunigunde als Geschenk erhalten. Das Stift wurde zwischen 1007 und 1009 gegründet und die Stiftskirche 1020 geweiht. Der Stil der Miniaturen spricht für deren Zuordnung in die Liuthar-Gruppe innerhalb der Reichenauer Malschule und für eine Entstehung zwischen dem Evangeliar Ottos III. (Staatsbibliothek München) und dem Perikopenbuch Heinrichs II. (ebenfalls dort), also kurz vor 1010.

Unser Titelbild aus dem Miniaturenzyklus zur Apokalypse zeigt das Himmlische Jerusalem, das dem Seher Johannes von einem Engel gezeigt wird. Das Lamm Gottes ist das Zentrum der himmlischen Stadt; Christus ist ihr Licht und ihre Mitte.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Was ist für Sie lebensnotwendig? Was zählen Sie zu den Dingen, auf die Sie nicht verzichten können? Im Französischen gibt es dafür zwei Ausdrücke, *besoin* „Bedürfnis“ und *désir*, gewöhnlich mit „Verlangen“ übersetzt. Während die Bedeutungen in der Alltagssprache nah beieinanderliegen, hat der jüdische Philosoph Emmanuel Lévinas anhand dieser Wörter zwei Dimensionen menschlichen Bedürfnisses herausgearbeitet, die sich grundlegend voneinander unterscheiden. Für ihn zielt *besoin* auf das, was das schiere Überleben sichert, Essen und Trinken, Kleidung, aber auch auf das, was Genuss hervorbringt – kurz alles, was unmittelbar dem Ich dient. Demgegenüber hat *désir* für Lévinas mit dem uneinholbar Anderen zu tun. Es steht für alles, was über das vordergründig Lebensnotwendige hinausreicht; *désir* ist unstillbar, zielt auf Unendlichkeit und hat mit überbordender Freigebigkeit zu tun.

Die lateinische Wurzel ist *desiderium*, der sehnliche Wunsch. Das Verbum dazu: *desiderare*, sich etwas „von den Sternen herab“ (*de* und *sidus*) wünschen, sehnen, erflehen. Mir fällt der kleine Prinz ein, dessen Schöpfer Antoine de Saint-Exupéry diesen Monat 75 Jahre tot ist. Der kleine Prinz kommt eines Tages nach langer Reise auf der Erde an und führt mit seinen Berichten den in der Wüste notgelandeten Erzähler in dessen Kindheit zurück. Gewiss, die Sehnsucht hat mit Kindheit und Heimat zu tun (siehe S. 359–362). Doch ist sie größer als bloße Nostalgie (Rückkehrsehnsucht, „Heim-Weh“). Kann sie, die sich ausspannt nach dem Unerreichbaren, kann die Sehnsucht Heimat werden? Für mich ist sie ganz personal. Sie hat mit Menschen zu tun. Im kleinen Prinzen seh ich sie symbolisiert. Er, der unverhofft aus weiten Fernen kommt – und aus Sehnsucht nach seiner Rose nicht bleiben kann. Und der doch in seinem Lachen fern-nah bleibt.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Wohnung für die Ewigkeit

Offb 21, 1–27

Unser Titelbild ist das vorletzte Bild im Miniaturenzyklus, der in der Bamberger Apokalypse den lateinischen Text der Offenbarung begleitet. Es bezieht sich auf den Textabschnitt Offb 21, 1–27, der sich auf den drei Seiten vor der ganzseitigen Miniatur findet.

Vision des Johannes

Textgetreu sehen wir einen Engel (nach dem Text ist es einer der sieben Engel, welche die sieben Zornesschalen ausgegossen haben, vgl. Offb 16, 1–21), der den Seher Johannes (vgl. Offb 1, 1) auf einen kleinen Berg führt (*s. Innenkarte*), um ihm die Heilige Stadt, das Himmlische Jerusalem zu zeigen. Nach Offb 21, 10 müsste es eigentlich ein großer, hoher Berg sein. Darauf hat der unbekannte Malermönch aus Platzgründen verzichtet, doch dadurch, dass der Engel den lilienbekrönten Stab (eigentlich müsste er goldfarben sein, der Engel vermisst mit ihm die Stadt, vgl. Offb 21, 15–17) in die Höhe reckt und den gebeugt gezeigten Seher am rechten Unterarm zu sich emporzieht, erweckt er den Eindruck eines großen Höhenunterschieds auf andere Weise. Johannes ist wie meistens in der Bamberger Apokalypse in einem dunklen Gewand (die Farben changieren) dargestellt. Sein Mantelzipfel weht nach hinten, was seine Bewegung deutlich macht. Der Engel kontrastiert dazu in einem hellen Gewand, und auch die Farben der beiden Heiligenscheine sind kontrastreich aufeinander abgestimmt. Auf vielen Bildern in der Bamberger Apokalypse sind Engel und Seher auf diese Weise aufeinander bezogen, aber auch voneinander abgesetzt. Oft sind sie in geradezu spielerischer Bewegung dargestellt, berühren sich und schauen sich an, sodass man fast meint, einem tänzerischen

Spiel beizuwohnen. In der Literatur ist deshalb schon vom „Pas de deux“ des Engels mit dem Seher gesprochen worden.

Es ist eine Vision, die hier geschildert wird, die Himmlische Stadt kommt vom Himmel herab, sie ist „erfüllt von der Herrlichkeit Gottes“ (Offb 21, 11). Dies drückt die Reichenauer Buchmalerei durch den Goldgrund aus, der die Stadt erfüllt und den unteren Teil der Miniatur hinterfängt. Die Buchstaben der Rückseite sind in der Goldfläche abgedrückt und die Initiale des folgenden Kapitels (E) schlägt oben rechts im grau-rosa Himmel durch.

Das Himmlische Jerusalem

Wegen des üppigen Goldgrunds muss der Maler darauf verzichten, die Himmlische Stadt textgetreu glänzend zu zeigen, ist sie doch „aus reinem Gold“ gebaut (Offb 21, 18). Auch auf die zahlreichen im Text genannten Edelsteine und Perlen, auf die Engel, auf die Namen der zwölf Stämme, der zwölf Apostel und weitere Details verzichtet er. Ihm kommt es darauf an zu zeigen, dass sie erfüllt ist von der Herrlichkeit Gottes, darauf konzentriert er seine Darstellung. Was er hingegen zeigt, ist die „große und hohe Mauer“ (Offb 21, 12, hier allerdings perspektivisch verzerrt) und die zwölf Tore, die nach den vier Himmelsrichtungen zu vier Gruppen mit je drei kuppelgekrönten Toren angeordnet sind (vgl. Offb 21, 13). Der Grundriss der Stadt wird quadratisch beschrieben (vgl. Offb 21, 16). Daraus hat der Maler eine ovale Form gemacht, was der Stadt eine organischere Form verleiht und besser mit dem Nimbus des Lammes in ihrem Zentrum korrespondiert.

Das Lamm in der Mitte

„Einen Tempel sah ich nicht in der Stadt. Denn der Herr, ihr Gott, der Herrscher über die ganze Schöpfung, ist ihr Tempel,

er und das Lamm“ (Offb 21,22). So bildet das Lamm Gottes als Symbol für Christus, wie der Nimbus mit dem Kreuz zeigt, die klare Mitte der Himmlischen Stadt. Dabei ist das Bild des Lammes dem Johannesevangelium entnommen, wo es Johannes der Täufer ist, der Jesus als das Lamm Gottes bezeichnet (vgl. Joh 1,29.36). Hier steht das Lamm auf der versiegelten Schriftrolle. Da die sieben Siegel aber schon in den Kapiteln 6–8 geöffnet wurden, ist hiermit vielleicht eher das „Lebensbuch des Lammes“ gemeint, in dem diejenigen eingetragen sind, die eingeladen werden in die Himmlische Stadt (Offb 21,27).

„Die Stadt braucht weder Sonne noch Mond, die ihr leuchten. Denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie und ihre Leuchte ist das Lamm“ (Offb 21,23). Genau das hat der Maler mit genial einfachen Mitteln dargestellt. Die zentrale Stellung des Lammes, umgeben nur vom Mauerkranz der Stadt, der Goldgrund und die helle Farbe des Lammes mit dem goldgefüllten Nimbus sprechen für sich. Die Stadt leuchtet aus sich heraus, weil das Lamm ihre Mitte ist. Sie muss nicht von außen angestrahlt werden.

Der Bibeltext spricht ausgesprochen einladend von der Stadt Gottes: Ganze Völker werden in ihrem Licht einhergehen (vgl. Offb 21,24), ihre Tore werden den ganzen Tag nicht geschlossen und Nacht gibt es sowieso nicht mehr (vgl. Offb 21,25). Das macht Mut, dass auch wir uns in dieser Stadt zu Hause fühlen dürfen, dass sie unsere Heimat ist, weil wir zum Lamm gehören. Paulus ermutigt uns ebenfalls, darauf zu vertrauen, dass wir Bürger dieser Stadt sind: „Ihr seid also jetzt nicht mehr Fremde und ohne Bürgerrecht, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes“ (Eph 2,19).

Oft sind wir unsicher, manchmal haben wir Angst. „Meinst du, er hat a Plätzle für mich? Nur ganz unten, direkt hinter der Tür?“ so fragte die sterbende Mutter eines Freundes ihren Sohn. Uns geht es oft nicht anders. Aber dieses Bild aus der Bamberger Apokalypse und noch mehr der zugrundeliegende

Bibeltext wollen uns zeigen, dass wir in der Stadt Gottes zu Hause sind, dass dort unsere Zukunft liegt, weil wir uns ganz auf die Gnade Gottes und auf das Licht, das vom Lamm ausgeht, verlassen. Es ist nicht unser Verdienst, es ist nicht unser Gut-Sein, das uns ein Bürgerrecht in dieser Stadt verleiht. Wenn wir uns deshalb nicht auf uns und unsere Dunkelheiten fixieren, sondern uns ganz auf Gottes Gnade werfen und uns seinem Licht anvertrauen, wenn wir zu Christus gehören, dann ist das Himmlische Jerusalem unsere Wohnung für die Ewigkeit, denn er hat dort eine Wohnung für uns vorbereitet (vgl. Joh 14, 2).

Heinz Detlef Stäps

Sehnsucht nach Heimat

Ich kam in einer kleinen süddeutschen Stadt am Neckar zur Welt, ganz rasch wanderten meine Zwillingschwester und ich dann als Neugeborene in die Universitätsklinik in Tübingen, zur Sicherheit. Gute Idee, es hat jedenfalls geklappt, wir haben überlebt.

Unsere kleine Stadt

Eine kleine Stadt, ein Netz von Beziehungen und Bezügen. Noch immer lösen die Flur- und Ortsnamen, die mir aus den so beiläufigen wie vermutlich affektiv positiv besetzten Erzählungen unserer Eltern vertraut sind, viel aus. Mehr jedenfalls als die Benennung irgendeines anderen Ortes auf diesem blauen Planeten. Groß oder klein, je nachdem, Ansichtssache; aber diese Erde ist nun erst einmal das, was wir haben, unser Heimatplanet.

Aufatmen

Prägende Jahre habe ich in der Familie in Stuttgart und dann in der deutschen Bundeshauptstadt gelebt. Die Jahre in Paris waren nach dem ersten Studium in der altherwürdigen, durchaus auch liberalen, rheinischen Universitätsstadt Bonn lebensfördernd, so habe ich es empfunden. Uh! Aufatmen! Weitung! Luftzufuhr. Wie bei der Gummiente aus Kindertagen, wenn sie einmal im Jahr aufgeblasen wurde. See in Sicht.

Nichts vermisst?

Aber, zugegeben, ich bin mutmaßlich 25 Jahre nicht mehr in Paris gewesen. Habe ich denn in der Zwischenzeit gar nichts vermisst? Gewiss, enge Freunde verließen die Stadt. Und für mich selbst, da waren es seitdem, weiß Gott, bewegte Jahre. Viel

zu tun. Viel zu erfahren. Viel zu bedenken. Bin ich herzlos? Heimatlose Gesellin? Ist das nicht bedenklich? Heute hier, morgen dort? Die an Paris anschließenden Jahre in der Hochschul-seelsorge in Karlsruhe haben mich geprägt. Damals unterliefen mir durchaus noch französische Redewendungen. Ich denke an alles dankbar zurück. Die Kontakte von damals reichen bis in die Münchner Gegenwart.

Hier und dort

Zwei meiner Geschwister und unsere Mutter leben noch in und bei Bonn. Nichten und Neffe und Patenkinder wohnen, lernen, studieren, arbeiten in Bonn, Berlin, Köln, Saarbrücken, Innsbruck, Mainz, Metz, Münster, Toronto. Und irgendjemand aus der Familie ist immer unterwegs, in Afrika, Asien, Neuseeland, Europa. Work and travel, Schulaufenthalt, Studium. Einmal um die ganze Welt, und, bisher jedenfalls, zumeist jedenfalls, auch wieder zurück.

Die Heimat der Störche

Störche suchen immer wieder ihr Heimatnest auf, auch wenn sie Tausende Kilometer entfernt überwintern. Sehnsucht nach Heimat? Und wie steht es da um das komplexeste und komplizierteste aller geschaffenen Wesen, den Menschen? Über 99 % der Menschheitsgeschichte lebten unsere Vorfahren als Sammler und Jäger, nicht sesshaft, nicht an eine Scholle gebunden. Aus ökologischen Gründen brauchten sie große Aktionsräume in äußerst dünn besiedeltem Gebiet.

Heimat unterwegs

Der Mensch, die Menschen: unterwegs. Dennoch waren sie nicht heimatlos und nicht bindungslos. Es war überlebenswich-

tig, sich im jeweiligen Aktionsraum auszukennen, zu wissen, wo man Wasser findet, wo nahrhafte Pflanzen gedeihen und wo essbare Pilze wachsen. Das Wissen um ergiebige Jagd- und Fischgründe zählte. Sich in das räumliche und jahreszeitliche Muster einzufügen, darum ging es, jederzeit.

Kultur und Kooperation, kein Luxus

Ohne solche Kenntnisse und ohne die Unterstützung durch verlässliche Artgenossen hätten in der Altsteinzeit niemals Kinder aufwachsen können. Wie selbstverständlich lernte der Nachwuchs, wie man welche Beute erlegt, welche Gewächse giftig und welche kräftigend waren. Und zu dieser Überlebenskultur gehörte auch der enge Zusammenhalt der Sippen.

Heimat finden, Vertreibung erleiden, Heimat finden

Sprache, mythisch-religiöse Weltdeutung, Naturnutzung und Naturerklärung, Vernetzung und Kooperation, Sinn für Solidarität, für Hilfe und für Gefahren – all dies half den Menschen seit Menschengedenken zu leben, zu überleben, mit anderen und, wer könnte es bestreiten, immer auch, wann immer Ressourcen knapp wurden, in Rivalität, ja in tödlicher Konkurrenz mit ihnen. Vom eigenen Bevölkerungsdruck oder von anderen, getriebenen Ethnien getrieben, genötigt, ein gelobtes Land zu suchen, andere Ansässige zu beunruhigen. Was für ein Elend! Heimat, ein Zauberwort. Seine Kehrseite aber ist Krieg, Versklavung, Vertreibung und Völkermord.

Der Erdplanet

Wir Menschen stoßen in den Weltraum vor. Seine sogenannte Eroberung – leider auch seine Vermüllung – schreitet fort. Der Erdplanet, unsere Heimat? Ein gefährdetes Raumschiff, für das

es keine Alternative gibt? Doch das in Jahrmilliarden austarierte ökologische Gefüge unseres Planeten haben wir selbst bedroht. Unsere kleine Stadt ... Wie kann es uns gelingen, unser Heimatgefühl nicht zu unterdrücken, sondern zu kultivieren, es zu zivilisieren? Unsere Bindung an unsere Heimat, die ja schon so vielfältig geweitet ist, wie können wir sie bewahren und im Gefüge der Heimaten anderer relativieren? „Vor allem sollten wir die Heimatverbundenheit nachhaltig ausdehnen auf die eines Erdenbürgers im Kosmos. Bei allen Problemen, die die Moderne uns beschert, waren dafür die Zeichen noch nie so günstig. Wir sollten sie lieben, die Heimat der Menschen, und nachhaltig pflegen, nicht vergiften, vermüllen, verspraysen, verstrahlen, verheizen.“ (Bernhard Verbeek)

Stille Sehnsucht

Ich hatte mehr als Glück. Mein Schmerz bei der Nennung jener süddeutschen Flur- und Ortsnamen ist mild. Ich wurde nicht vertrieben. Und ich kann die verlorenen Orte jederzeit besuchen, ich könnte es überall, in ganz Europa. Hoffentlich vergessen und verspielen wir Europäer das niemals mehr. Unsere Heimat, verloren und doch erreichbar: so viele Jahrzehnte Friedenszeit. Die sanfte Sehnsucht nach Heimat. Nach menschlichem Ermessen: das ist human.

Susanne Sandherr

Urlaub – die Erlaubnis, sich zu entfernen

Regelmäßig Urlaub zu haben, das ist heute eine Selbstverständlichkeit, auf jeden Fall etwas, das ein wichtiger Bestandteil des Lebens ist: Zum intensiven Arbeiten gehört selbstverständlich auch der Erholungsurlaub. Ja, Urlaub scheint fast so etwas wie ein Menschenrecht zu sein. Für die Masse der schwer arbei-

tenden Männer, Frauen und auch Kinder in der Vergangenheit war allerdings an Urlaubszeiten nicht zu denken, und dies galt keinesfalls nur für Sklaven. Denn Zeit für sich zu haben, wirklich freie Zeit, gar Reisen zu unternehmen: das war allein den gehobenen Schichten vorbehalten, undenkbar für die Menschen der niederen Stände.

Eine junge Geschichte

Der Urlaub in unserem heutigen Verständnis hat tatsächlich eine ganz junge Geschichte. Das Heer der Arbeiterinnen und Arbeiter in den großen und kleinen Fabriken und Werkstätten des 19. Jahrhunderts kannte keinen Urlaub. Die Menschen arbeiteten sieben Tage in der Woche, 10 Stunden und mehr! Erst zu Anfang des 20. Jahrhunderts erkämpften sich (Brauerei-)Arbeiter drei Tage Urlaub im Jahr; dieser Zeitraum steigerte sich dann im späten Kaiserreich und in der Weimarer Republik, allerdings auf weniger als eine Woche im Jahr.

Wortgeschichte

Unser heutiges Wort Urlaub stammt vom althochdeutschen „urloup“ oder „urloub“ und entstand als Ableitung zu einer frühen Form des Verbs „erlauben“. Urlaub bedeutet also generell Erlaubnis, konkret dann die Erlaubnis, sich zu entfernen. Zu einem festen Begriff wurde die Erlaubnis in der Zeit der Kreuzritter, die, bevor sie sich auf den abenteuerlichen Weg ins Heilige Land begeben konnten, selbstverständlich die Erlaubnis ihres Lehnsherrn brauchten, um sich entfernen, in die Ferne aufbrechen zu dürfen. Gewährte der König, der Fürst, der Lehnsherr den „urloub“, dann hatte der betreffende Ritter die Freiheit, sein Lehen zu verlassen und in die Fremde zu ziehen. Auch Knechte oder Mägde etwa durften natürlich den Hof nicht einfach verlassen; sie bedurften der Erlaubnis, sich zu entfernen, und wir müssen davon ausgehen, dass ihnen nur sehr selten „urloub“ zu-

gestanden wurde. Auch hier ging es nicht um Erholung, sondern etwa darum, einer Verwandten im Wochenbett oder den Eltern in einer Krankheit beizustehen.

Von der Arbeitspflicht befreit

Was wird eigentlich überhaupt heutzutage unter Urlaub verstanden? Das Bedeutungswörterbuch des Duden erklärt Urlaub als „(abhängig Beschäftigten u. a. zustehende dienst-, arbeitsfreie) Zeit zum Zweck der Erholung.“

Der entscheidende Punkt ist also der Umstand, dass „Zeit zum Zweck der Erholung“ allen „abhängig Beschäftigten“ zusteht. Das schließt die Fortzahlung des Arbeitsentgelts in der gesetzlich vorgeschriebenen, arbeitsfreien Zeit ein: ein doppelter Fortschritt. Denn auch nicht vergüteter Urlaub wurde den in den Fabriken oder an anderen Arbeitsplätzen tätigen Frauen und Männern oder den Knechten und Mägden auf einem Hof im Regelfall nicht gewährt. Im Gegenteil, häufig drohte bei einem solchen Ansinnen die fristlose Entlassung. Das, was heute Urlaub meint, nämlich Fortführung des Entgelts in der arbeitsfreien Zeit auf gesetzlicher Grundlage, ist eine echte Errungenschaft. Sie ermöglichte dann auch im 20. Jahrhundert den weniger begüterten Bevölkerungsschichten das, was wir landläufig unter Urlaub verstehen, nämlich Ortsveränderungen, Reisen und kleine Ausflüge, „Sommerfrische“.

Urlaub oder Ferien

Von der eigentlichen Bedeutung des Wortes Urlaub her gedacht, geht es ja um die Erlaubnis, dem Arbeitsplatz, den Verpflichtungen fernbleiben zu dürfen. Umgangssprachlich setzen wir aber heute Urlaub mit Ferien gleich. Die Frage: „Was machst du im Urlaub?“, meint eigentlich: „Was machst du in den Ferien?“, also in der freien, selbstständig zu gestaltenden Zeit. Von der Wortge-

schichte her ist der Urlaub ja nur eine bestimmte Art der freien Zeit, nämlich die heute gesetzlich garantierte, die zugestandene freie Zeit.

Aber auch heute und hierzulande gibt es nicht wenige Selbstständige, Kleinunternehmer oder Landwirte, die sich, aus unterschiedlichen Gründen, keine Ferien leisten können.

Sabbat – ein freier Tag für alle

Blicken wir noch einmal weit in die Vergangenheit zurück, bis in die Sklavenhaltergesellschaften, dann können wir als rühmliche Ausnahme der Ausbeutung von Menschen durch Menschen den Sabbat nennen – wo die Arbeitsruhe auch für Sklave und Sklavin und Ochs und Esel gilt. Das Sabbatgebot ist das einzige rituelle Gebot, das in den „Zehn Geboten“ vom Sinai steht (Ex 20, 8–11; Dtn 5, 12–15). Der Sabbat soll allen Geschöpfen Freiheit bringen, wie Gott sein Volk beim Auszug aus Ägypten in die Freiheit von der Zwangsarbeit geführt hat.

Die Freiheit, sich selbst Urlaub zu geben

Beim ursprünglichen Begriff des Urlaubs/ urloubs ging es um die erbetene und gewährte, oder eben nicht gewährte, Erlaubnis, sich entfernen zu dürfen. Die Entscheidung lag bei einer höheren Ebene, einer übergeordneten, machtvollen Instanz, die um Erlaubnis ersucht werden musste. – Wenn ich an mein eigenes Leben und an mein manchmal eher zögerliches Urlaubsverhalten denke, dann wird mir bewusst, dass es auch noch eine andere Instanz gibt bei der Gewährung des Urlaubs, eine Instanz in meinem Inneren. Gestehe ich mir die „Entfernung von der Truppe“ zu, kann ich mir den Ausflug gönnen? Entscheidend für die Erlaubnis, mich vom eigenen „Werktag“, von den alltäglichen Pflichten und von den Erwartungen anderer zu entfernen, ist mein Inneres.

Ich selbst muss mir die Freiheit gewähren, mir die Erlaubnis geben, mich zu lösen von all dem, was mich täglich bindet und fordert und festhält: die Erlaubnis, für einen gewissen Zeitraum die Bande und Verbindungen zu den Routinen und Ansprüchen des Alltags zu kappen. Das klingt eigentlich nicht schwer. Ist das nicht ein Luxusproblem? Und doch, es ist manchmal gar nicht leicht, den Schritt ins Freie zu gehen. Aber es ist ein Schritt, der sich lohnt, der bereichernd und befreiend ist: sich selbst wirklich Urlaub zu geben.

Dorothee Sandherr-Klemp

Schönster Herr Jesu

Meiner Seele Freud und Kron

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 41f.

Dich will ich lieben, dich will ich ehren, / meiner Seele Freud und Kron.“ Dies verspricht in unserem Lied (GL 364, EG 403) ein begeistertes, ein hingebungsvolles Ich dem Seelenbräutigam, dem schönsten Herrn Jesu. Worte einer Verlobung, ein Ehegelöbnis. Du, den ich liebe, du bist der Schönste, der Herrlichste („Herrscher aller Herren“). Du bist unvergleichlich. Wie sollte es anders sein? Ich liebe dich.

Zufall der Willkür

Der Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) hat Einwände gegen solche Bekenntnisse formuliert; er hat, so scheint es, ein Problem mit der Liebe, der romantischen Liebe jedenfalls, wie er es nennt. „In der romantischen Liebe ... dreht sich alles nur darum, dass dieser gerade diese, diese diesen liebt.

Warum es just nur dieser oder diese Einzelne ist, das findet seinen einzigen Grund in der subjektiven Partikularität, in dem Zufall der Willkür. Jedwedem kommt seine Geliebte sowie dem Mädchen ihr Geliebter ... als die Schönste, als der Herrlichste vor, und sonst keiner und keine in der Welt.“

Ein Wunder

Der württembergisch-preußische Philosoph stößt sich an der, wie er es sieht, subjektiven Willkür der Liebe: Warum, um Himmels Willen, gerade diesen, gerade diese lieben? Der Liebende, die Liebende wird vermutlich wenig aufgelegt sein, mit einem, jedenfalls mit diesem, Philosophen über die Liebe zu rechten und zu räsonieren. Er, oder sie, wird auch kein Selbstgespräch führen wollen, sondern sich unverzüglich an das geliebte Du wenden: Ich liebe dich, ausgerechnet dich, aber ich habe es mir nicht ausgerechnet. Ist das ein Fehler? Wen sonst sollte, wen könnte ich lieben? Du bist ein Wunder. Du bist wunderbar.

Geistliches Liebeslied

Das schöne und tiefe geistliche Liebes-Lied, dessen Herkunft und Verfasser uns unbekannt sind und das in zahlreichen Textvarianten begegnet, wurde zuerst 1677 im „Münsterisch Gesangbuch Auff alle Fest vnd Zeiten deß gantzen Jahrs“ gedruckt. Fast zweihundert Jahre später, 1865, wurde eine Variante bekannt, die aus dem Jahre 1673 stammt und der vermuteten Erstfassung wohl am nächsten kommt. Die Fassungen im Gotteslob und im Evangelischen Gesangbuch orientieren sich an diesem Liedtext, verzichten jedoch auf die vierte Strophe jenes Manuskripts, die vermutlich ein späterer Zusatz ist.

Rein und fein

Die ersten beiden Strophen (GL) künden von der unverbrüchlichen Christus-Minne des lyrischen Ich (1. Strophe), das die alle geschaffene Schönheit umfassende und übertreffende Schönheit des geliebten Du preist. „Alle die Schönheit Himmels und der Erden / ist gefasst in dir allein.“ (2. Strophe) Die (GL und EG) dritte und vierte Strophe verlassen die Du-Anrede und führen die in der 2. Strophe (GL; EG: 5. Strophe) angesprochene Schönheit von Himmel und Erde plastisch vor Augen. Sonne, Mond und Sterne, die unbelebten Lichtwesen, und die belebten, die Engel, zeichnen sich in der philosophisch-theologischen Tradition durch „claritas“, Reinheit, Leuchtkraft, und durch „subtilitas“, Feinstofflichkeit, Feinheit, aus. Doch Jesu, des Seelengeliebten Reinheit und Feinheit übertrifft alles, sein Glanz stellt alle und alles in den Schatten. Und doch bedrückt diese Überlegenheit nicht; sie befreit.

Schönheit

War Jesus schön? Die Passionserzählungen der Evangelien orientieren sich am Bild des leidenden Gerechten bei Jesaja: „Er hatte keine schöne und edle Gestalt, / sodass wir ihn anschauen mochten. / Er sah nicht so aus, / dass wir Gefallen fanden an ihm.“ (Jes 53,2) Markus und Matthäus legen dem qualvoll Sterbenden Worte aus dem 22. Psalm (Ps 22,2) in den Mund. Dort heißt es weiter: „Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, der Leute Spott, vom Volk verachtet.“ Kopfschütteln und verächtliche Lachreflexe, Hohn und Spott löst der Beter des 22. Psalms bei denen aus, die ihn anschauen. Die Kirchenväter diskutieren die Frage. Schön oder hässlich? Hässlich, weil mit den Unansehnlichen, den Übersehenen solidarisch? Hässlich, weil darum verfolgt und gehasst? Schön, weil im Glauben als des ewigen Gottes liebes, ewig liebendes Gesicht in der Zeit erkannt?

Himmels und der Erde

„Alle die Schönheit Himmels und der Erde“ hat ihre Grenze. Die so berückende irdische Schönheit, die der Frühlingsblüte in Hain und Feld und Flur, und der Frühlingsblüte der Menschen, zu eigen ist, sie ist doch hinfällig. Sie bleibt nicht, wie es auch Psalm 103, 15–17, eindrücklich sagt. „Sie müssen sterben, müssen verderben, / Jesus bleibt in Ewigkeit.“ (4. Strophe)

In Ewigkeit

Die fünfte und letzte Strophe (GL) stellt nicht die in den vorigen Strophen liebend besungene Schönheit Jesu, sondern seine Gegenwart in „Wort und Sakrament“ in den Vordergrund. Und sie schließt mit der Bitte: „Jesu, dich bitt ich: Herr, sei uns gnädig / jetzt und auch am letzten End.“ „Schönster Herr Jesu“, ein Lied von der Liebe, die stärker ist als der Tod.

Susanne Sandherr

Mann der Sehnsucht: Johann Amos Comenius

Pädagoge, Theologe, Bischof, Liederdichter – es gibt viele Begriffe, mit denen man Johann Amos Comenius beschreiben könnte. Er selbst sagte von sich: „Ich danke meinem Gott, dass er mich mein ganzes Leben hindurch einen Mann der Sehnsucht hat sein lassen.“ Die Sehnsucht durchzog sein Leben: Sehnsucht nach Ruhe und Geborgenheit, nach Gerechtigkeit und Frieden, nach Gott. Comenius hat viele Schicksalsschläge hinnehmen müssen. Über zwei Drittel seines Lebens lebte er im Untergrund, im Exil oder unterwegs, er beerdigte zwei Ehefrauen und zwei Kinder. Aber sein Glaube gab ihm Kraft und

Zuversicht. Auch wenn sein Name vor allem im pädagogischen Kontext bekannt geworden ist, bleibt sein theologisches Werk hochaktuell und hat besonders auch für die Ökumene eine wichtige Bedeutung.

Comenius stammte aus Mähren

Geboren wurde Jan Amos Komensky, wie sein Name auf Tschechisch lautet, am 28. März 1592 in Nivnice im östlichen Mähren. Schon mit elf Jahren wurde er Vollwaise. Da er für seinen Lebensunterhalt sorgen musste, konnte er erst im Alter von 16 Jahren die Lateinschule der Brüder-Unität in Prerov besuchen. Die Brüder-Unität in Böhmen und Mähren entstand bereits 1457 und geht auf den Reformator Jan Hus (1370–1415) zurück. Fast 200 Jahre lebten die Böhmisches Brüder als Minderheit im stärker katholisch geprägten Königreich Böhmen. Sie legten besonderen Wert auf die Lebensordnung ihrer Gemeinschaft. Jan Amos wollte Pfarrer werden und nahm daher das Theologiestudium in Herborn auf und beendete es in Heidelberg. Dort lernte er den Theologen David Paraeus kennen, der sich für eine Versöhnung der Konfessionen einsetzte. Dieser Gedanke und die Sehnsucht nach Einheit ließen Comenius, wie er sich nun nannte, nicht mehr los.

Leidenschaftlicher Lehrer

Nach seinem Studium kehrte Comenius nach Mähren zurück und wurde Lehrer und Rektor an der Schule in Prerov, die er selbst besucht hatte. Im Jahr 1618 wurde er von der deutschsprachigen Brüdergemeine in Fulnek zum Pfarrer ordiniert. In dieser Zeit heiratete er auch seine erste Frau Magdalena Vizovska. Der Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) weckte in Comenius eine große Sehnsucht nach Frieden und Versöhnung. In der Schlacht am Weißen Berg im Jahr 1620, der

ersten großen militärischen Auseinandersetzung zwischen den protestantischen böhmischen Ständen und der katholischen Liga, unterlagen die Protestanten. In der Folge wurde Fulnek völlig niedergebrannt. Comenius musste fliehen und seine Heimat verlassen. Doch er musste alleine gehen, seine Frau und beide Töchter starben an der Pest. Zwei Jahre später heiratete er Dorothea Cyrilliva, mit der er drei Kinder bekam. Im Jahr 1628 schloss sich Comenius einem riesigen Flüchtlingszug nach Polen an und ließ sich in Lissa nieder. Im polnischen Exil entwickelte er eine „Lehrkunst“ (Didaktik), die bis heute eine wichtige Grundlage der Pädagogik darstellt. In seiner Didaktik stützte er sich auf den christlichen Glauben und die daraus abgeleitete Würde des Menschen. Das bedeutete für ihn beispielsweise, auch Mädchen die gleiche Schulbildung wie Jungen zu ermöglichen. Im Unterricht lehnte er jeden Zwang und Gewalt ab. Schülerinnen und Schüler sollten nicht auswendig lernen und still sitzen, sondern den Stoff begreifen und sich selbst Dinge erschließen können. Die Schule nannte er eine „Werkstätte der Menschlichkeit“.

Bekannt in ganz Europa

Comenius machte sich in ganz Europa einen Namen. Er wurde u. a. nach England, Deutschland, Ungarn und Schweden eingeladen, wo er grundlegende Schulreformen durchführte. Nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges 1648 konnte Comenius nach Lissa zurückkehren. Im gleichen Jahr starb seine zweite Frau. Die Brüder-Unität wählte ihn zu ihrem leitenden Bischof. Comenius erwartete, dass die Brüder-Unität als Kirche anerkannt wird. Dies erwies sich als Trugschluss: Die Gemeinschaft wurde weiter verfolgt und schließlich vertrieben. 1656 wurde das protestantische Lissa von polnischen Katholiken erobert und in Brand gesteckt. Comenius verlor fast seine ganze Habe. Der Großteil seiner Handschriften fiel dem Feuer zum Opfer. Er

konnte fliehen und sich in Amsterdam niederlassen. Dort starb er am 15. November 1670. In dem nahe gelegenen Städtchen Naarden wurde er beigesetzt.

Einsatz für Frieden und Versöhnung

In den mehr als 250 Schriften, die Comenius verfasst hat, wird die Sehnsucht nach Verständigung und Frieden deutlich, für sie hat sich Comenius sein ganzes Leben eingesetzt. Comenius war vom sogenannten „Chiliasmus“ geprägt. Nach dieser Lehre sollte es vor der Neuschöpfung ein von Gott eingesetztes tausendjähriges messianisches Friedensreich auf dieser Erde geben. So war er davon überzeugt, dass schon in dieser Welt neue Verhältnisse einkehren können. Seine Leidenschaft galt dem Frieden zwischen den Menschen und vor allem auch zwischen den Kirchen: In seiner Schrift „Panorthosia“ von 1655 schlug Comenius vor, ein Weltkonsistorium einzuberufen, das Frieden zwischen den Kirchen schaffen und alle Menschen auf Gott hin ausrichten sollte. Die Welt sollte in einen dynamischen Zustand kommen, in dem sich alle gleichermaßen entfalten können. In seiner Spätschrift „Unum necessarium“ („Das einzig Notwendige“) schreibt er: „Wir sind alle Bürger einer Welt, ja alle ein Blut. Einen Menschen hassen, weil er anderswo geboren ist, weil er eine andere Sprache spricht, weil er anders über die Dinge denkt – welche Gedankenlosigkeit! Gewalt sei ferne den Dingen.“

Marc Witzenbacher

Der Vollendung entgegen: Die Eucharistie

In der Messe sprechen wir direkt nach den Einsetzungsworten im Hochgebet gemeinsam: „*Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit.*“ Dieser Ruf knüpft an die Aussage des Paulus in

1 Kor 11,26 an: „Denn so oft ihr von diesem Brot esst und aus diesem Kelch trinkt, verkündet ihr den Tod des Herrn, bis er kommt.“

Mit der Taufe sind wir in Tod und Auferstehung Jesu hineingenommen, erhalten daran Anteil und leben somit als „neue Menschen“. Dennoch leben wir weiterhin in der Zeit und sind ihren Läufen ausgesetzt, in denen wir uns zurechtfinden müssen. Wir bedürfen der ständigen Bestärkung, der Erneuerung unserer Taufgnade. Dies geschieht im Gebet, das – etwa am Morgen und Abend – unser Leben begleitet und durchzieht. Und dies geschieht auf sakramentale Weise in der Eucharistie, in der regelmäßigen Kommunion. Inhaltlich wird das Geschehen im Eucharistischen Hochgebet in Worte gefasst.

Gedenken und Bitten

Nach einem lobpreisenden Abschnitt, der im Sanctus/Benedictus seinen Höhepunkt findet, kennen die heutigen Hochgebete einen ausführlichen gedenkenden Abschnitt. Dieser kann bis in die Schöpfung zurückgreifen und erinnert an wichtige Stationen der Heilsgeschichte, in der Gott sein Volk Israel begleitet und in Jesus Christus allen Völkern seinen Heilswillen offenbart hat. Es geht aber nicht nur um Erinnerung an Vergangenes, sondern um Vergegenwärtigung, denn die Relevanz und die Wirksamkeit dieses Handelns Gottes ragt bis in unsere Gegenwart herein.

Danach wechselt das Hochgebet mit den sogenannten Epiklesen in die Sprachform der Bitte. In ihnen geht es um Gottes Handeln durch den Heiligen Geist im Hier und Jetzt der Feier. Es ist dies zunächst die Bitte um Wandlung der Gaben vor den Einsetzungsworten: *„Darum bitten wir dich: Sende deinen Geist auf diese Gaben herab und heilige sie, damit sie uns werden Leib und Blut deines Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus.“* Nach den Einsetzungsworten findet sich eine zweite,

darauf aufbauende Bitte: *„Wir bitten dich: Schenke uns Anteil an Christi Leib und Blut und lass uns eins werden durch den Heiligen Geist.“* Beide Epiklesen bilden die *eine* Bitte an Gott, aufgrund des vorhergehenden Gedenkens in der aktuellen Feier durch den Heiligen Geist zu wirken und sie ihrem Zielpunkt, ihrer Heilswirksamkeit und Fruchtbarkeit entgegenzuführen. Sie benennen das eigentliche Ziel der Feier: dass wir, die Kommunizierenden, Anteil an Christi Leib und Blut erhalten und eins werden durch den Heiligen Geist. Die ganze Feier zielt also nicht auf die Wandlung der Gaben, sondern findet ihr Ziel erst in der Wandlung der Kommunikanten.

Vollendungsgestalt der Kirche – unsere Vollendung

Diese Bitte wird weitergeführt in den „Interzessionen“ (etwa: „Eintreten für“), die die irdische Kirche, die Verstorbenen und die Heiligen thematisieren, die jedoch in den einzelnen Hochgebeten verschieden angeordnet sind. Für die Kirche der Lebenden steht die hierarchische Reihung der Dienste vom Papst bis zu allen Gläubigen: *„Gedenke deiner Kirche auf der ganzen Erde und vollende dein Volk in der Liebe, vereint mit unserem Papst N., unserem Bischof N. und allen Bischöfen, unseren Priestern und Diakonen und mit allen, die zum Dienst in der Kirche bestellt sind.“* (Zweites Hochgebet) Das vierte Hochgebet nennt nicht nur alle Gläubigen, sondern eröffnet eine weitere Perspektive: *„und führe zu dir auch alle deine Söhne und Töchter, die noch fern sind von dir“.*

Als Nächstes werden alle Verstorbenen benannt, um deren heilsame Vollendung wir ebenfalls bitten: *„Gedenke (aller) unserer Brüder und Schwestern, die entschlafen sind in der Hoffnung, dass sie auferstehen. Nimm sie und alle, die in deiner Gnade aus dieser Welt geschieden sind, in dein Reich auf, wo sie dich schauen von Angesicht zu Angesicht.“* Die ganze Kirche aus Lebenden und Verstorbenen (in einigen Hochgebeten

können Personen auch namentlich benannt werden) bittet um Einheit und Vollendung durch die Feier der Eucharistie.

Und da die Heiligen diese Vollendung schon erlangt haben, werden sie in einem eigenen Abschnitt benannt: *„Vater, erbarme dich über uns alle, damit uns das ewige Leben zuteilwird in der Gemeinschaft mit der seligen Jungfrau und Gottesmutter Maria, mit deinen Aposteln und mit allen, die bei dir Gnade gefunden haben von Anbeginn der Welt, dass wir dich loben und preisen durch deinen Sohn Jesus Christus.“* Prägnant reißen sich hier die Betenden ein, indem sie die gleiche Vollendung erhoffen und erbitten wie die Heiligen, deren Liste über die Apostel einen Raum bis zu den Gerechten „von Anbeginn der Welt“ eröffnet.

Die Interzessionen machen also in sprachlich-symbolischer Form die Kirche aller Zeiten präsent und bitten um Vollendung in dem – in der Eucharistie schon sakramental vorweggenommenen – endzeitlichen Mahl. Emphatisch formuliert das dritte Hochgebet zum Abschluss: *„Und mit ihnen lass auch uns, wie du verheißten hast, zu Tische sitzen in deinem Reich.“* Damit wird an das biblische Motiv vom himmlischen Hochzeitsmahl (Jes 25,6–8; Mt 8,11) angeknüpft. Mit diesem wird die Vollendung abgeschlossen sein, zugleich wird dann die Feier einer Eucharistie überflüssig werden (vgl. Mk 14,25).

In der Eucharistie erfahren wir also nicht allein eine sakramentale Vergegenwärtigung der Vergangenheit, speziell von Tod und Auferweckung Jesu Christi. Zugleich erleben wir eine Vergegenwärtigung dessen, was wir als Christen für uns und für die Welt noch erhoffen, also unserer Zukunft. Auf sakramentale Weise erhalten wir Anteil an der Vollendungsgestalt der Kirche in der Eucharistie – und damit unserer je eigenen Vollendung. Wie das Reich Gottes in der Verkündigung Jesu schon da ist und dennoch der Vollendung bedarf, ist unser Leben als Christen in das Schon-und-noch-Nicht der Vollendung dieser Welt eingespannt.

Friedrich Lurz

Glaubenszeuge des Monats: Bartolomé de las Casas

Als ihm wirklich klar wurde, welch grausame Verbrechen die spanischen Eroberer an der lateinamerikanischen Bevölkerung verübten, änderte er radikal sein Leben. Bartolomé de las Casas, einer der ersten Missionare in der neu entdeckten Welt, ließ alle Indios frei, die für ihn arbeiteten, und verzichtete öffentlich auf das Land, das man ihm zugeteilt hatte. Er setzte sich für die Rechte der Indios ein und warb für eine gewaltfreie und wertschätzende Evangelisierung. Der „Apostel der Indios“, wie man de las Casas auch nannte, ist einer der Ersten, die den Begriff „Menschenrechte“ geprägt haben.

Unermüdlicher Einsatz für die Rechte der Indios

Bartolomé de las Casas wurde um 1474 in Sevilla geboren. Als Theologiestudent landete er 1502 auf Haiti. Er kämpfte bei der Eroberung Kubas mit und erhielt ein Land, das er samt der Arbeitskraft der dort lebenden Indios für die Goldgewinnung nutzen konnte. Nach seiner radikalen Umkehr kämpfte er nun für die „gerechte Sache der Indios“. 1522 trat er dem Orden der Dominikaner bei, die ebenfalls eine friedliche Mission forderten. Bis zum Kaiser wagte sich der mutige Kirchenmann vor, schließlich konnte er auch einige Erfolge erzielen. Es wurden Gesetze zugunsten der Indios erlassen, eine ganze Region in Guatemala wurde zu einem „Land des wahren Friedens“, zu dem Kriegsherren keinen Zutritt hatten. Doch die Kolonisten widersetzten sich, viele Anordnungen wurden wieder aufgehoben. De las Casas prangerte dennoch unermüdlich das Unrecht an den Indios an. Später wurde er Bischof von Chiapas an der Grenze zwischen Mexiko und Guatemala. Wegen zahlreicher Intrigen kehrte er 1546 entkräftet nach Spanien zurück. Dort

verfasste er zahlreiche Streitschriften zugunsten der Indios. Am 18. Juli 1546 starb er in der Nähe von Madrid.

Marc Witzenbacher

Gottesdienste im ZDF

- Sonntag, 7. Juli 2019 – 9.30 Uhr,
Autobahnkirche, Exter (ev.)
- Sonntag, 14. Juli 2019 – 9.30 Uhr,
St. Stephanus, Wasseraltingen (kath.)
- Sonntag, 21. Juli 2019 – 9.30 Uhr,
Klosterkirche, Lehnin (ev.)
- Sonntag, 28. Juli 2019 – 9.30 Uhr,
St. Baptist, Inning (kath.)

DOMRADIO

- Eine aktuelle Auslegung des in MAGNIFICAT abgedruckten Tagesevangeliums hören Sie von Montag bis Samstag im DOMRADIO ab ca. 7.55 Uhr. Für die lebensnahe und tiefgründige Auslegung des Textes lädt DOMRADIO wöchentlich einen Priester oder qualifizierten Laien zu Live-Gesprächen ein. Sendung verpasst? Dann nutzen Sie das Archiv oder das Podcast-Angebot auf www.domradio.de.
- Sonntags um 10 Uhr überträgt DOMRADIO einen Gottesdienst aus dem Erzbistum Köln sowie um 10 und 18 Uhr die Gottesdienste aus dem Kölner Dom live im Internet-TV auf www.domradio.de. Die Predigt ist als Podcast erhältlich.
- Bei Fragen erreichen Sie DOMRADIO unter Tel. 02 21 / 25 88 60.

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

August 2019

Heimat
Pilgerschaft

Selig die Menschen, die Kraft finden in dir,
die Pilgerwege im Herzen haben.

Psalm 84, Vers 6

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

ZUM TITELBILD

Heiliger König Ludwig von Frankreich

Gebrüder Limbourg, Les Belles Heures du Duc de Berry,
Paris, 1404–1409,
Metropolitan Museum of Art, New York, fol. 173r,
© BPK / Metropolitan Museum of Art, New York

Jean de France, Duc de Berry, war einer der herausragenden Auftraggeber für prachtvolle Handschriften im Spätmittelalter. Für seine Bibliothek und für seinen persönlichen Gebrauch ließ er die schönsten Codices seiner Zeit anfertigen. Um 1404 nahm er die Gebrüder Limbourg in seine Dienste, begnadete junge Buchmaler, die aus der holländischen Provinz Limburg stammten und die heimische Maltradition mit der französischen Gotik und modernen Impulsen aus Italien verbanden. Paul, Hermann und Jean hießen die Brüder, deren persönliche Anteile am Gesamtwerk nicht zu unterscheiden sind und die wie ihr Auftraggeber während der großen Pest 1416 starben, nachdem sie für ihn das berühmteste Stundenbuch der Welt, die Très Riches Heures, begonnen hatten.

Die Belles Heures, das erste Stundenbuch, das sie für den Herzog von Berry anfertigten, ist aber nicht weniger prächtig und nicht weniger innovativ. Es zeichnet sich durch eine große Geschlossenheit aus, da alle 172 Miniaturen von den Gebrüdern Limbourg stammen und alle Bild- und Textseiten von goldenen Dornblattranken gerahmt werden. Insgesamt enthält der Codex 226 Pergamentblätter im Format 32,8 x 17,0 cm. 1956 konnte das Metropolitan Museum of Art in New York den Codex von der Familie Rothschild für die Sammlung The Cloisters erwerben.

Unser Titelbild zeigt den heiligen Ludwig, König von Frankreich, wie er die befestigte Stadt Damiette in der Nähe der Nilmündung beim Sechsten Kreuzzug mit seiner Flotte eroberte. Doch der König ist hier als Beter, nicht als Kriegsheld gezeigt.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Große Pilgerfahrten waren im Mittelalter eine Lebensentscheidung. Nach Santiago, Rom oder Jerusalem zu pilgern, konnte bedeuten, die Heimat nicht wiederzusehen. Einen verhältnismäßig großen Aufwand bedeuten solche Reisen noch heute – auch wenn das Risiko wesentlich überschaubarer geworden ist. Lässt sich auch in kleinerem Rahmen erfahren, welche Kraft das Pilgern entfalten kann? Gewiss, die verschiedenen Wallfahrtstraditionen eröffnen eine Möglichkeit; besonders in größerer Gruppe sind das starke Erlebnisse.

Ich persönlich setze gern klein an. Bei Orten, die in der Nähe liegen. Die man einfach zwischendurch einmal aufsuchen kann. Dorfkirchen in der Umgebung etwa, die sich zu kleinen Rundwanderungen verbinden lassen. Oder auch Orte in der Stadt, die es in sich haben. Sofort fallen mir Kölns romanische Kirchen ein; viele Städte haben noch heute Zeugen ihrer langen geistlichen Geschichte. Aber vielleicht ist dies noch zu vordergründig.

Wenn Pilgern im Grunde eine Lebenshaltung ist, beginnt Ihr persönlicher Pilgerweg je neu im Hier und Heute. Gottes Spuren in meinem Leben entdecken: das klingt für viele nach Rückblick in die Vergangenheit. Aber warum nicht aufmerksam durch die eigene Welt gehen und schauen, was am Weg liegt, was sich mir zeigt? Wenn ich an meine Münchner Zeit denke, fällt mir vieles ein, das mir über die Jahre vertraut geworden ist – einzelne Winkel im Englischen Garten, Romano Guardinis Grabkapelle in der Ludwigskirche, der Salinenhof der Universität. Bin ich heute nach Jahren wieder dort, spüre ich sofort wieder die Intensität, die diese Orte mir entgegenbringen. Orte, wo ich spontane Begegnungen und angeregte Unterhaltungen erlebt habe. Vielleicht sind ohnehin Menschen das Wichtigste beim Pilgern. Menschen, die man trifft, mit denen man sich austauscht. Die einem *ihre* Orte nahebringen.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Mit Gott durch die Gefahr

Ludwig IX., König von Frankreich, gilt als Idealbild eines Christlichen Königs. Er wurde 1297 von Papst Bonifatius VIII. heiliggesprochen und wird als Verteidiger des Glaubens und als gerechter Herrscher verehrt. Sein Gedenktag ist der 25. August (sein Todestag). Geboren wurde er 1214 als Sohn von König Ludwig VIII. und Blanca von Kastilien und wurde schon als Zwölfjähriger nach dem Tod seines Vaters in Reims zum König von Frankreich gekrönt. Aus seiner Ehe mit Margarete von der Provence gingen elf Kinder hervor.

Der König als Kreuzritter

König Ludwig war ein von tiefer Gläubigkeit geprägter Herrscher, der den Bettelorden sehr nahestand und versuchte, seinen Alltag nach den Idealen des Ordenslebens zu gestalten (auch seine Kinder versuchte er dem Ordensleben zuzuführen – allerdings vergeblich). Er hatte eine besondere Liebe zu den Passionsreliquien Christi. 1239 erwarb er die kostbare Reliquie der Dornenkrone Christi und ließ die Sainte Chapelle in Paris als Reliquienschrein für sie erbauen. Später erwarb er auch den Schwamm, mit dem Christus am Kreuz getränkt worden sein soll, und die Lanze, mit der seine Seite geöffnet worden sein soll. 1248 brach er aufgrund eines Gelübdes zu seinem ersten Kreuzzug auf (wo sich die auf dem Titelbild dargestellte Szene abspielte), von dem er einen Nagel des Kreuzes Christi als Reliquie 1254 mitbrachte. 1267 brach er zu einem zweiten Kreuzzug auf, von dem er aber nicht lebend zurückkehrte, weil eine Seuche sein Heer dahinraffte und weil auch er selbst am 25. August 1270 in Karthago an der Krankheit starb.

Ziel seiner Kreuzzüge, die als Sechster und Siebter Kreuzzug der mittelalterlichen Geschichte gezählt werden und schon damals von Zeitgenossen kritisch wahrgenommen wurden, war

die Bekehrung der Muslime und die Rechristianisierung Nordafrikas, aber er erreichte bei seinem ersten Kreuzzug auch Jerusalem und versuchte, das sogenannte Königreich Jerusalem als dessen Herrscher zu festigen und dessen Festungen auszubauen.

Der König in Ägypten

Unser Titelbild zeigt eine Szene des siegreichen Königs auf seinem ersten Kreuzzug: Ludwig hatte sich mit einem 15 000 Mann starken Kreuzfahrerheer auf einer großen Flotte von Frankreich über Zypern nach Ägypten begeben. Dort eroberte er 1249 die befestigte Hafenstadt Damiette. Dies war ein besonders wichtiges Ziel, weil bereits 1169 die Einnahme der Stadt gescheitert war und 1217 der fünfte Kreuzzug das Ziel der Einnahme von Damiette hatte (weil man glaubte, dadurch den gesamten Nil kontrollieren zu können), was auch zunächst gelang, aber dann wurden die Kreuzfahrer auf dem Weg nach Kairo geschlagen und zogen sich aus Damiette zurück.

Die Szene der Ankunft der Kreuzfahrerflotte vor der Hafenstadt Damiette ist in den Belles Heures unter den Suffragien zu finden. Dies sind kurze, fürbittartige Anrufungen Gottes auf die Fürsprache der Heiligen. Das Blatt wird wie alle Textblätter der Belles Heures von Dornblattranken in Blattgold an allen vier Seiten gerahmt und von einem Drachenwesen gekrönt, das aus den gold-blauen Randstäben herauswächst (s. *Innenkarte*). Die Miniatur ist auf diese Weise prächtig eingebettet und steht über dem in Textura geschriebenen Gebetsbeginn, der die Frömmigkeit und Sieghaftigkeit von König Ludwig rühmt und ihn um sein Gebet bittet.

Die Miniatur zeigt aber eine für die Buchmalerei revolutionäre Komposition: Der gemalte Rahmen schneidet eine Landschaft mit hohem Horizont aus. Im Hintergrund taucht vor blauem Himmel die türmereiche Stadt Damiette auf. Durch die Blau-

zeichnung der Architektur verschwimmt sie vor dem Himmel und wird als weit entfernt charakterisiert. Bildfüllend ist die beigefarbene Fläche des bewegten Meeres. Präzise hat einer der drei Limbourg-Brüder die Wellenreihen gemalt, die sich an den Felsen und Bootskörpern brechen und weiß kräuseln. Die Boote sind parallel zur Bilddiagonalen in der linken Hälfte des Bildes hintereinander aufgereiht. Fünf Masten sind zu erkennen, aber die lange Reihe gleicher Motive, unterstrichen durch die vielen Soldaten in Rüstungen, insinuiert eine große Anzahl von Schiffen und deren Besatzungen. Die vorderen Schiffe zeigen Masten mit Takelage, Steuerruder und prall geblähten Segeln. Drei werden von blauen Bannern mit den Lilien der französischen Könige gekrönt. Alle Schiffe fahren in dieselbe Richtung und akzentuieren damit die zweite Bilddiagonale. Ein gespaltener Felskegel gibt diese Richtung vor; seine enge Steinschlucht müssen die Schiffe offensichtlich alle passieren, um dann Damiette zu erreichen. Auf diese Weise hat der Maler die Waghalsigkeit des Unterfangens perfekt inszeniert.

Der König betet

Im vorderen Boot sehen wir König Ludwig, ebenfalls in Rüstung, aber mit einem blauen Wams mit Lilien angetan und einer liliengekrönten goldenen Krone auf dem Kopf. So lässt der Maler keinen Zweifel daran, dass wir hier den französischen König vor uns haben. Hinter einem Zisterzienser ist Margarete, die Gemahlin des Königs zu sehen. Da sie ihren Gemahl nur auf seinem ersten Kreuzzug begleitet hat, macht der Maler deutlich, dass es sich um die Einnahme von Damiette handelt. Bei seiner Weiterfahrt legte der König die Verantwortung für die Stadt in die Hände der Königin.

Der König ist aber nicht als siegreicher Kriegsherr gezeigt. Als Erster des gesamten Heeres kniet er im Boot und faltet die Hände. Er betet für den Sieg, der hier noch vor ihm liegt und unsi-

cher erscheint. Es geht dem Maler nicht darum, den Feldherrn des Kreuzzugs zu zeigen oder den Kommandanten der Seeflotte. Er will den frommen König Ludwig zeigen, der all sein Gelingen und Scheitern aus Gottes Händen entgegennimmt, aber ihn um einen siegreichen Verlauf der gefährlichen Expedition bittet. Mit Gott begibt er sich in die Gefahr.

Tatsächlich konnte Ludwig Damiette nach einem kurzen Kampf einnehmen. Aber der Erfolg währte nur kurz. Beim weiteren Vorstoß ins ägyptische Landesinnere wurde Ludwig gefangengenommen und erst gegen Zahlung eines enormen Lösegelds und gegen Rückgabe von Damiette wieder freigelassen.

Heinz Detlef Stäps

Pilgerschaft

Christlich gelesen

Ich war sechzehn, eine Leserin, und eine begeisterte Thomas-Mann-Leserin. Meine jüngste Lektüre war damals Manns „Josef und seine Brüder“ gewesen. Ich war fasziniert. Wenige Monate danach erschien in der Bonner Tageszeitung unserer Eltern, Zufall, ein Beitrag über das heutige Leben Katia Manns, der Witwe des Schriftstellers, und ich beschloss, ihr einen Brief zu schreiben. Sie lud mich sogleich sehr freundlich in ihr Domizil in Kilsberg bei Zürich ein. Ich war wohl zu jung, jedenfalls zu scheu, um dieses Angebot anzunehmen. Wenigstens war ich ausreichend motiviert, Althebräisch zu lernen und das staatliche Hebraicum zu absolvieren – allein wegen Josef und seinen Brüdern ...

Einem Herzenswunsch folgen

Ich wäre gerne nach Kilsberg gepilgert. Tee bei Katia Mann, das hätte mich als passionierte Thomas-Mann-Leserin, als Leserin schlechthin, weiter beflügelt. Das hätte gepasst. Wir waren aber offenbar eher auf Bescheidenheit hin erzogen. War ich denn würdig, eine solche Reise zu unternehmen?

Pilgern, Wallfahren, das hat mit Begeisterung und Verehrung zu tun. Ein Ziel, ein Kontakt, der belebt, der stärkt, der den eigenen Horizont erweitert, einem Herzenswunsch folgt. Der Grenzen austestet, der Risiken eingeht.

Wallfahren

Wallfahrten gibt es in vielen Religionen, Pilgerwege zu bedeutsamen religiösen Zentren, an denen gnadenvolle Nähe zum Heiligen und zu Heiligen erhofft wird. Durch Gebete, Waschun-

gen, Opfergaben und Berührungen wird, so die Hoffnung, Hilfe erlangt werden und werden religiöse Verdienste erworben. „Wallen“ bedeutet „gemeinsam hin- und herlaufen“. Wallfahrt also als Reaktion der Masse, auf ein Mirakel, als organisierter „flash-mob“? Den die organisierte, institutionalisierte Religion dann entweder bekämpft – oder begrüßt und verstetigt und verstärkt? Ein weites Feld.

Jesus, der Pilger – Jesus, der Weg

Jesus ist ein Pilger zu den Wallfahrtsfesten nach Jerusalem, folgt man dem Zeugnis der neutestamentlichen Schriften. Nach dem Hebräerbrief führt der Pilger Jesus selbst die im Glauben an seine Sendung geeinten Pilger zum Ziel ihrer irdischen Wanderschaft, zum Berg Zion, zur Stadt des lebendigen Gottes.

Unter dem Kreuz

Am Anfang der christlichen „peregrinatio religiosa“, des frommen Pilgerns im Zeichen des Kreuzes, stand der Besuch der Heiligen Stätten. Noch die Kreuzzüge zur Eroberung des Heiligen Landes konnten sich als kriegerische Wallfahrten verstehen. Jahrhunderte zuvor hatten die iro-schottischen Asketen auf ihren lebenslangen Wegen durch West- und Zentraleuropa ihre Lebensform ganz anders, als Verwirklichung des Fremdseins auf Erden um Christi willen, gedeutet. „Wir sind nur Gast auf Erden ...“

Peregrinari

Der lateinische Begriff „peregrinari“ wurde erst im 13. Jahrhundert, und zwar für die Pilger nach Santiago de Compostela, verwendet. Die Romfahrer nannte man „romei“, vor allem die Besucher der Jubelablässe seit dem 14. Jahrhundert. Der

Verdacht der Reformatoren gegen jeden religiösen Volksauflauf, den sie pauschal unter „Wallfahrten“ zusammenfassten, ließ die katholische Reform eben diese Frömmigkeitsform betonen, bestärken, organisieren und kontrollieren.

Ich bin dann mal weg

Wer hat von diesem Titel oder dieser Formulierung noch nie gehört? „Ich bin dann mal weg. Meine Reise auf dem Jakobsweg“, so steht es auf dem Buchcover des von dem Komiker – und Katholiken – Hape Kerkeling 2006 veröffentlichten Buchs. Schon zwei Jahre nach Erscheinen hatte es sich mehr als drei Millionen Mal verkauft. Das sagt doch etwas. Was sagt uns das? „Ich bin dann mal weg“ wurde inzwischen zum geflügelten Wort. Der bekannte Unterhalter gerät körperlich-medizinisch in schwere See, erleidet eine Sinnkrise – und pilgert, zur Selbstfindung, zur Heilung, nach Santiago de Compostela. Suche nach mir selbst. Suche, die zu weitaus mehr führt, als zu mir selbst. Unterwegssein zu mir – auf dem Weg dorthin entdeckt der Sucher die Nähe zu anderen suchenden Menschen und zu Themen und Traditionen der christlichen Religion. Eine Harmonie, ein Zusammenklingen und Zusammenstimmen, das sich der Pilger, vordem, vor seiner persönlichen Pilger-Reise, wohl nicht hätte träumen lassen. Spiritualität entdecken in einer weitgehend, so sieht er es, entspiritualisierten Welt. Gegen die so versteckte wie allgemeine, gegen die panische Suche nach Halt – die Erfahrung von Halt im Loslassen. Selbstannahme, so verstellt, so schwer, in der Erfahrung eines Gottes, der sich öffnet: unendlich; um alle zu befreien.

Das Christentum – Religion des Weges

Wie kam es im Christentum, so fragt der Münsteraner katholische Kirchenhistoriker Hubertus Lutterbach, eigentlich zu

einem ausgebauten Netz heiliger Orte? Wie zu dieser religiös begründeten, von heiligen Orten geprägten Mobilität? Guadalupe in Mexiko, Marienwallfahrt, San Giovanni Rotondo in Süditalien für die Verehrer von Padre Pio, Aparecida in Brasilien, Lourdes, der Pariser Montmartre, Tschenstochau, Fátima, das argentinische Luján, Padua ... Das Christentum, früh eine mobile Religion, nicht gebunden an Kultgegenstände, heilige Bilder, heilige Statuen, heilige Räume. Ab dem 2. Jahrhundert dann die Verehrung der Heiligengräber, der Orte der christlichen Märtyrer. Stätten, schließlich Gebeine, die göttliche Kraft vermittelten, Begegnung mit dem Heiligen in der Begegnung mit den Stätten der bestatteten Heiligen.

Für dich da

Heute hier, morgen dort. Das biblisch geprägte Christentum macht es möglich. Damit ist keine Unverbindlichkeit der Lebensform gemeint. Damit ist gemeint, dass das Christentum den Ort nicht vergötzt. Blut und Boden? Weit gefehlt. *Mia san mia?* Ja und nein. Ich bin ich – für dich. Für dich bin ich da. Das Christentum hat auch ein Widerstandspotenzial gegen die Vergottung der Mobilität, gegen das bedingungslose und besinnungslose Unterwegssein im Dienst von Prestige und Erfolg. Das geistliche Abenteuer Pilgerschaft stärkt wohl auch solche Widerstandskraft; jeder Zeit. Ich bin dann mal weg.

Susanne Sandherr

Zum Weiterlesen:

Hubertus Lutterbach, *Vom Jakobsweg zum Tierfriedhof. Wie Religion heute lebendig ist*, Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer 2014, 354 S., 24,95 € (D), 25,70 € (A), ISBN 978-3-7666-1862-7

Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 383) bestellen.

Stabilitas loci

Eine Weg-Tugend

In der Benediktsregel heißt es im 58. Kapitel lakonisch, „er [der Novize] verspreche Beständigkeit“. *Stabilitas loci*, das Versprechen der Ortsbeständigkeit, wäre diesem weit gefassten Gelöbnis gegenüber eine Engführung. Eine noch striktere und durchaus populäre Verengung von Benedikts Anweisung zur „*stabilitas*“ lautet so: Der Benediktiner, die Benediktinerin dürfe das einmal gewählte Kloster nimmermehr verlassen. Die Begriffsverbindung „*stabilitas loci*“, Ortsbeständigkeit, ist aber gar kein wörtlicher Bestandteil der Benediktsregel. Doch „*stabilitas*“ ist ein hohes Gut: innerhalb eines Ordens, innerhalb einer klösterlichen Gemeinschaft – und unter uns Menschen, weit darüber hinaus.

Eintritt in ein Beziehungsgefüge

Im Orden zielt das Gelübde der „*stabilitas*“ auf die konkrete Gemeinschaft der Brüder und der Schwestern, und erst über diese auf einen konkreten, geografisch auffindbaren Ort. Wer in ein Kloster „eintritt“, betritt nicht vor allem ein Gebäude, einen Bezirk, sondern tritt in ein Beziehungsgefüge ein. Weißt du, was du tust?

Wenn er immer noch bleiben will

Doucement, wie meine eher weltlich gesonnene Urgroßmutter vom Oberrhein, von der Schweizer Grenze, wohl gesagt hätte, liebe Novizin, lieber Novize, es ist hier gar nicht so einfach, gar nicht so himmelshell, wie es für dich jetzt aussieht. Im ersten Überschwang. Schau dich um! Sieh uns an! Sieh dich an. Hör zu. Hör in dich hinein. Der und der, die und die. Willst du wirklich zu uns gehören? Zu denen? Zu ihm, zu ihr? Mit ihm

leben, mit ihr? Wenn du immer noch bleiben willst: Willst du ihm Bruder, willst du ihr Schwester sein?

Über den Eifer des Anfangs hinaus

Dem Novizen, der Novizin soll die Regel nach zwei Monaten des Mitlebens und dann abermals nach sechs Monaten vorgelesen werden. Nach zwei, sicherlich aber nach sechs Monaten des Zusammenlebens – da hat man doch so manches gesehen. Die mitgebrachten starken und stolzen Ideale und Ideologien bröseln, hoffentlich; der demütige und offene Vertrauensglaube hingegen gewinnt, hoffentlich, an Kraft. Anders gesagt: der Eifer des Anfängers muss über sich hinauswachsen, um über den Anfang hinauszutragen. Ins gemeinsame, ins wirkliche Leben hinein.

Stabilitas als Bereitschaft zum Wachstum

„Stabilitas ist kein punktuell Versprechen, das auf ein für alle Mal auf einer fixen Höhe steht, sondern ein Wachstumsprozess und eine Bereitschaft zum Wachstum. ‚Stabilitas‘ ist in diesem Sinne eine Weg-Tugend.“ So sagt es Pater Albert Altenähr OSB aus der Abtei Kornelimünster. Über sich hinauswachsen, über den glühenden Eifer – und über das Eifern des Anfangs. Die Begeisterung des Anfangs zählt; sie trägt. Sie trägt den Anfänger, aber sie trägt nicht über den Anfang hinaus.

Feststehen versus festfahren

Das Glühen und Ziehen des Anfangs hier, und das Ziel der stabilitas da. Das sind keine planen, platten Gegensätze. Stabilitas ist nicht der Zustand der end-gültigen Ruhe. Wer sich, im Glauben und im Leben, anscheinend end-gültig „etabliert“ hat, wer rundum angekommen, wer „arriviert“ erscheint, der oder die ist alles andere als in Benedikts Sinne „stabil“. Ihr Leben

steht vielmehr auf tönernen Füßen. Es steht nicht fest; es ist vielmehr verfahren; wir haben uns endlich „etabliert“ – und letztlich festgefahren.

Bewährung in der kleinen Währung

Es wird die kleine Münze sein, in der sich die große Währung der „stabilitas“ zu bewähren hat. Alltagstauglichkeit heißt das Zauberwort. Und wenn wir schon beim Zaubern sind: Als das Wünschen noch geholfen hat ... Ich wünsche mir ein Zusammenleben im dritten Lebensalter mit Familie und Freunden. Eine Art Gelübde der „stabilitas“ setzt dies wohl von allen Seiten voraus. Doch auch dieses Versprechen wird mehr sein als das Sich-Einlassen auf eine Hausordnung. „Es kann eigentlich nur bedeuten zu versprechen, am Ball des inneren Wachstums bleiben zu wollen“, so P. Altenähr.

Unser Leben sei ein Fest

Stabilitas – so viel mehr als Ortsbeständigkeit. Und doch, wie schön ist es, sich vor Ort einbringen zu können. Wie anders auch können wir leben, können wir wirken, können wir wachsen. Dem Ort, der mich hält, etwas zurückzugeben. Der Gemeinschaft, die treu zu mir hält, treu zu bleiben. Das bedeutet aber: um „stabil“ zu sein, müssen wir uns bewegen. Wir dürfen es! Wir bedürfen dieser Bewegung! Der Geist weht, wo er will – und Wachstum ist sein Siegel. Nicht Wachstum, wie es von uns kirchlich, gesellschaftlich, beruflich oder familiär erwartet werden mag – immer frömmere, höher, schneller, weiter, lauter ... Fest werden im Leben und Lieben, und im Angesicht von Not und Tod? Ohne Verengung, ohne Verfestigung und Verhärtung, ohne Erstarrung? „Unser Leben sei ein Fest ...“

Susanne Sandherr

Pilgerort für drei Weltreligionen: Jerusalem

Als König David um das Jahr 997 v. Chr. die Stiftshütte und die Bundeslade von Sichem nach Jerusalem brachte, wurde die um 1800 v. Chr. befestigte Stadt zum Zentrum der Welt. Dort entstand der Tempel, den Salomo erbauen ließ und in dem die Bundeslade aufbewahrt wurde. Der Berg Zion wurde zum Gottesberg, zur Wohnung des Höchsten. Zahlreiche Psalmen besingen die Stadt des Königs, die Stadt Gottes (Ps 46; 48; 76; 87). Jerusalem wurde für das jüdische Volk eine heilige und zentrale Stelle, die Hauptstadt des Volkes, die Stadt, die Juden miteinander verbindet und für die Einheit des Volkes sorgt. Am Ende der Zeiten werden nach den biblischen Verheißungen alle Völker schließlich zum Zionsberg pilgern, um dort Gottes Weisung zu erhalten (Jes 2). Im Lauf der Zeit ist Jerusalem aber für alle drei großen Weltreligionen zum wichtigsten Pilgerziel geworden.

Judentum: Drei Wallfahrten im Jahr nach Jerusalem

Nach dem jüdischen Gesetz waren Juden, die gesundheitlich dazu in der Lage waren, zur Zeit des Tempels verpflichtet, dreimal im Jahr, nämlich an den Festen Pessach, Schawuot (Wochenfest) und Sukkot (Laubhüttenfest) – zu Fuß nach Jerusalem zu pilgern (Dtn 16, 16). An den Feiertagen war Jerusalem extrem überfüllt. In erster Linie ging es um die Begegnung mit dem Heiligen und den geistigen Autoritäten. Jerusalem war Sitz des Sanhedrin, des obersten Gerichtshofs; in Jerusalem taten die wichtigsten Priester ihren Dienst. Die Wallfahrtsfeste wurden auch dazu genutzt, um zu lernen, die Gelehrten zu treffen und Fragen zu stellen.

Christentum: Mittelalterliche Pauschalreisen nach Jerusalem

Nach der Zerstörung des Tempels im Jahr 70 n. Chr. blieb die Anziehungskraft Jerusalems dennoch erhalten. Als Stätte des Wirkens Jesu, seines Todes und seiner Auferstehung bleibt Jerusalem ein wichtiger Ort des Heils und der Verehrung für die Christenheit. Nachdem sie das Kreuz Christi gefunden hatte, ließ Kaiserin Helena, die Mutter Kaiser Konstantins, in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts die Grabeskirche errichten. Neben der ebenfalls von ihr erbauten Geburtskirche in Betlehem wurde die Grabeskirche zum wesentlichen Anziehungspunkt für Reisende ins Heilige Land. Jerusalem galt im Mittelalter als Nabel der Welt, eine Vorstellung, die sich auch in sogenannten „mappae mundi-Karten“ spiegelt, auf denen die Welt heilsgeschichtlich dargestellt wird. Auf ihnen ist Jerusalem als Zentrum der Welt zu sehen. Noch bis ins 12. Jahrhundert waren Reisen nach Jerusalem lang und aufwendig. Bereits im 14. Jahrhundert kamen erste Formen von Pauschaltourismus auf, mit denen auch kürzere Pilgerfahrten von etwa zwei bis drei Wochen nach Jerusalem möglich waren. Sie führten in der Regel von Venedig nach Jerusalem.

Islam: Drittwichtigste Moschee steht in Jerusalem

Obwohl die Stadt im Koran gar nicht vorkommt, gehört Jerusalem auch für Muslime neben Mekka und Medina zu den wichtigsten Wallfahrtszielen. Die Al-Aqsa-Moschee auf dem Tempelberg in der Jerusalemer Altstadt ist die drittwichtigste Moschee des Islam. Auf dem Tempelberg wird die Stelle verehrt, wo Mohammeds Himmelfahrt stattgefunden haben soll.

Ort der Hoffnung und des Friedens

Mit Jerusalem verbinden sich viele Hoffnungen, leider auch zahlreiche Auseinandersetzungen. Es bleibt die Hoffnung, dass

die „Stadt des Friedens“, so die Bedeutung des Namens Jerusalem, einst als himmlisches Jerusalem, das in der Apokalypse des Johannes vorausgesagt ist (Offb 21), ein Ort des friedlichen Miteinanders der vielen Völker und Anziehungspunkt für alle sein wird.

Marc Witzenbacher

Nun ruhen alle Wälder

Ein andre Sonne

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 28f.

Paul Gerhardt (1607–1676) hat dieses wunderbare und jahrhundertlang einflussreiche Glaubens-, Liebes- und Hoffnungslied, dieses wahrhaft gläubige Abendlied, verfasst. Die Szene, mit der das Lied beginnt, ruft die abendlich zur Ruhe findende Schöpfungs-Welt auf. Endlich! Endlich ruhen dürfen. Darin eingeschlossen ist das menschliche, ausdrücklich auch das städtische Leben. Die Aufforderung zur Selbstbesinnung an das lyrische Ich artikuliert bereits die erste Strophe: „Ihr aber, meine Sinnen, / auf, auf ihr sollt beginnen, / was eurem Schöpfer wohl gefällt.“ Enden und Anfangen, äußere und innere Ruhe – sie gehören zusammen.

Schlafes Bruder und der christliche Hoffnungshorizont

Im katholischen „Gotteslob“ findet sich das Lied nun erstmals, in sieben Strophen; die ursprüngliche fünfte und siebte Strophe des Liedes fehlen. Das Evangelische Gesangbuch präsentiert hingegen heute noch alle neun Strophen des Gerhardt-Liedes. In der zweiten bis fünften Strophe (GL) werden Bilder des Tagesendes, der wachsenden Nacht, vor Augen gestellt, wobei

der christliche Hoffnungshorizont mitten in der Schilderung der Anzeichen der Nacht, in der außermenschlichen Natur wie im Menschenleben, präsent ist. Die Dimension des Todes als Schlafes Bruder wird wiederholt angesprochen. Aufatmen. Ermattung, Ermüdung, Ergebung.

Dies Kind soll unverletzt sein

Paul Gerhardts Liedtext wurde zuerst in dem musikalischen Andachtsbuch „Praxis pietatis melica (Berlin 1647) des Berliner Kantors Johann Crüger (1598–1662) veröffentlicht. Matthias Claudius’ „Abendlied“ „Der Mond ist aufgegangen“ gehört zweifellos in die Wirkungsgeschichte des barocken Kirchenliedes. Die achte Strophe in Gerhardts Lied, die sechste in der Gotteslob-Version, verselbstständigte sich zu einem Kindergebet. „Breit aus die Flügel beide, / o Jesu, meine Freude, / und nimm dein Küchlein ein.“ Die Bitte an den mütterlichen „Urvogel“ Jesus (Ulla Hahn), sich des Kleinen, des Verwundbaren, des Bedürftigen, des Ausgesetzten anzunehmen: „Dies Kind soll unverletzt sein“, beendet die sechste Strophe (GL).

Breit aus die Flügel beide

Die zeitgenössische Schriftstellerin und Lyrikerin Ulla Hahn hat Paul Gerhardts Vertrauens-Lied vor seinem dunklen Ursprungsgrund, dem furchtbaren Dreißigjährigen Krieg, ausgelegt. Friede und Unfriede, Verstehen und Zerwürfnis, Schutzlosigkeit und Schutz, Grausamkeit und Sehnsucht nach Barmherzigkeit. Der behütende, beschützende, der mächtige mütterliche Vogel, wie ihn die Bibel Alten und Neuen Testaments kennt, wird in diesem Lied angerufen. Jesus selbst wird mit der bergenden mütterlichen Weisheit identifiziert und zu Hilfe gerufen. „Breit aus die Flügel beide, / o Jesu, meine Freude“.

Die Sonnen, die sich uns alltäglich aufdrängen, die vielen blendenden Lichter, sie bringen keine Klarheit, sie bringen nicht das Licht. Weder am Tag noch in der Nacht. Die Sehnsucht nach einer anderen Sonne steht still, aber eindringlich, sprechend, im Zentrum dieses großen geistlichen Abendlieds.

Susanne Sandherr

Sichere Begleitung für Auswanderer: Das Raphaelswerk

Wenn Deutsche auswandern, übernehmen sie entweder eine neue Arbeitsstelle im Ausland oder es zieht sie der Liebe wegen in ein neues Land. Manchmal kommt auch beides zusammen. Der Schritt, sich langfristig oder gar für immer für einen Aufenthalt im Ausland zu entscheiden, bedarf in der Regel langer Vorbereitung und Planung. Doch lassen sich davon die fest Entschlossenen nicht abschrecken: rund 140 000 Deutsche verlassen jedes Jahr ihre Heimat, insgesamt leben etwa 3,4 Millionen Deutsche im Ausland. Während also in Deutschland noch immer heftig darum gerungen wird, wie viele Zuwanderer das Land verkraftet und wie man deren Integration voranbringt, packen zahlreiche Einheimische ihre Koffer und fangen im Ausland ein neues Leben an. Auf dieser „Pilgerschaft“ ist das Raphaelswerk ein verlässlicher Begleiter. Schon seit 1871 berät das katholische Werk Auswanderer aus Deutschland – und nicht nur das.

„Verein zum Schutze katholischer Auswanderer“

Damals gründete der Limburger Kaufmann Peter Paul Cahensly den „Verein zum Schutze katholischer Auswanderer“. Ziel war es, den schon zu dieser Zeit zahlreich gewordenen Auswande-

rern auf dem Weg in die neue Heimat Schutz zu gewähren und sie bei ihrer Existenzgründung zu unterstützen. Schon einige Jahre hatte Cahensly gefordert, dass sich katholische Christen gegenseitig helfen sollten, wenn sie das Abenteuer der Auswanderung auf sich nehmen. Auf dem Katholikentag in Mainz im Jahr 1871 gründete er schließlich den Verein, der 1878 von Papst Leo XIII. anerkannt wurde. Mit der Arbeit des Vereins sollten die Auswanderer zuverlässig begleitet werden, da sie oft dubiosen „Helfern“ ausgeliefert waren. Diese zogen den sprachunkundigen und häufig kaum reiseerfahrenen Menschen skrupellos das Geld aus der Tasche. Nicht selten verloren Auswanderer dadurch ihre gesamte Habe. Zudem sollten die Ausgewanderten auch in ihrer neuen Heimat kirchlich eingebunden sein. Da Raphael als Schutzpatron der Reisenden gilt, nannte sich der Verein schließlich nach dem Erzengel.

Hilfe für Schutzsuchende

Doch konzentrierte der Verein seine Arbeit nicht nur auf die Ausreisewilligen. Im Lauf der Jahre baute der Verein St. Raphael auch eine Beratung für Seeleute und Matrosen auf. Zudem bot er Hilfen für Menschen an, die aus dem Ausland nach Deutschland gekommen waren und hier Arbeit suchten. Schließlich rückten insbesondere Mädchen ins Blickfeld, da diese häufig in die Hände von Menschenhändlern gerieten, wenn sie ohne Schutz und Begleitung auswandern wollten. Während der Zeit des Nationalsozialismus versuchte der Verein, Verfolgten des NS-Regimes zu einer Flucht aus Deutschland zu verhelfen. Zahlreichen Menschen, vor allem zum Katholizismus konvertierten Jüdinnen und Juden, konnte der Verein eine Ausreise nach Südamerika ermöglichen. Die deutschen Bischöfe unterstützten den Verein finanziell, über den Vatikan konnten in Zusammenarbeit mit einigen südamerikanischen Botschaften Visa für die Flüchtenden ausgestellt werden. Diese Arbeit war dem Regime

ein Dorn im Auge, daher wurde der Verein 1941 durch die Gestapo verboten.

Beratung unabhängig von Herkunft und Religion

Doch schon 1946 nahm der Verein seine Arbeit wieder auf. Der seit 1977 „Raphaelswerk“ genannte Verein hat im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz und des Deutschen Caritasverbandes zahlreiche weitere Hilfsangebote aufgebaut. Die Beratung erfolgt völlig unabhängig von Nationalität, rechtlichem Status oder Religionszugehörigkeit. Dabei bewegt sich das Werk auf dem rechtlichen Boden des sogenannten Auswanderungsgesetzes von 1975 und 2013. Nach diesem Gesetz sollen deutsche Auswanderer schon bei ihren Vorbereitungen sowie der Reise und dem Aufenthalt unabhängig und ohne kommerzielle Interessen beraten werden.

Zahlreiche Beratungsstellen im Ausland

Seinen Hauptsitz hat das Werk in Hamburg, es unterhält aber auch in vielen Ländern Beratungs- und Anlaufstellen. Ob es um Fragen zu einem Auslandspraktikum oder die Organisation der Rückkehr nach Deutschland geht, die Mitarbeitenden des Raphaelswerks wissen Rat und können in der Regel schnell und unkompliziert bei den zahlreichen Formalitäten sowie ganz praktischen Problemen Hilfe leisten.

Angebote für Geflüchtete

Auch für Geflüchtete bietet das Werk viele Hilfen an. Zum Beispiel für Menschen, die ohne Bleiberecht in Deutschland leben. Die Berater suchen mit ihnen nach Möglichkeiten, in ein weiteres Land auszureisen oder in das jeweilige Heimatland zurückzukehren. Aber auch binationale Partnerschaften kön-

nen sich beim Raphaelswerk beraten lassen. Vor allem bei einer geplanten Heirat stoßen Paare unterschiedlicher Nationalitäten auf zahlreiche bürokratische Hürden, die nicht selten die Partnerschaft auf eine harte Probe stellen. Die Ratsuchenden sollen in ihren Entscheidungsprozessen unterstützt werden, insbesondere sollen Auswanderer die Situation im geplanten Zielland realistisch einschätzen können. Es ist dem Werk ein Anliegen, im Sinne des christlichen Menschenbildes den Menschen gerade in Prozessen der Arbeitsauswanderung ein sozial verträgliches Umfeld zu schaffen, in dem auch die religiöse Dimension nicht zu kurz kommt. Informationen unter www.raphaelswerk.de.

Marc Witzenbacher

Die Wegzehrung (Viaticum)

Die Sorge für die Kranken und die Sterbenden war bereits in der Antike ein Kennzeichen der Christen. Diese beinhaltete nicht allein die Fürsorge und Pflege, um die sich viele karitative Vereinigungen und – ab dem Mittelalter – entsprechende Pflegeorden kümmerten, sondern auch die gottesdienstliche Einbindung in die Gemeinde. So war und ist die Bereitschaft, im Notfall jedem und jeder Kranken die Kommunion zu spenden, seit der Antike der wichtigste Grund für eine Aufbewahrung der Eucharistie – eine Verehrung der Eucharistie ist hingegen ein erst später hinzukommendes Motiv. Aber nicht nur die Kommunion der Kranken war wichtig, sondern speziell die Kommunion der Sterbenden, mit den entsprechenden Übergängen zwischen beiden Formen. Das Konzil von Nicäa bestimmte, dass jeder Christ bei drohendem Tod die Eucharistie empfangen kann, selbst als Büsser, der eigentlich von der Eucharistie ausgeschlossen war. Die im letzten Monat beschriebene Anteilgabe an unserer Vollenendung im Empfang der Eucharistie machte diese zum wichtigsten

„Sterbesakrament“, das die Gläubigen auf dem letzten Weg, den Übergang in Tod und ewiges Leben, begleiten soll.

Geschichtliches

Zunächst wurde die Eucharistie im Anschluss an die Messfeier den Kranken gebracht, um so die Verbundenheit mit der Gemeindefeier erfahrbar zu machen. Dies geschah vielfach durch Laien, die ansonsten auch für sich die Eucharistie mit nach Hause nahmen, um an den Tagen der Woche, an denen es zunächst keine Messfeier gab, zu kommunizieren.

Spätestens im Mittelalter war diese Kommunionfeier aber eine Aufgabe der Priester geworden, denn mit der Sterbekommunion wurden die Beichte und die Krankensalbung verbunden. Schließlich kehrte sich die Reihenfolge insofern um, als die Salbung als „letzte Ölung“ an den Schluss hinter Buße und Eucharistieempfang rückte und so als eigentliches Sterbesakrament interpretiert wurde. Bei diesem „Versehgang“ geschah der Zug zum Haus des Kranken in Form einer kleinen Prozession, angeführt von Messdienern mit Lampe und Klingel, um so auch die Passanten zu einem fürbittenden Gebet zu ermuntern. Selten wurde am Krankenbett eine eigene Messe gefeiert, aus der die Kommunion empfangen wurde.

Heutige Feierform

Die Liturgiereform nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat die frühere Reihenfolge wieder hergestellt. Die Salbung soll als wirkliche Krankensalbung den Kranken seelisch wie leiblich aufrichten; sie zielt auf die Gesundung des Kranken. Die Kommunion wird, wenn möglich, den Kranken regelmäßig gebracht; hier übernehmen oftmals die Kommunionhelfer/innen die wichtige Aufgabe, die Anbindung an das eucharistische Geschehen in der Gemeindefeier erfahrbar werden zu lassen und

den Kranken die sakramentale Stärkung auf ihrem Lebensweg zu bringen.

Die Wegzehrung (oder mit dem lateinischen Fremdwort „Vaticum“ genannt) wird vom liturgischen Buch als „Kommunion in der Sterbestunde“ beschrieben; sie ist wieder eigentliches Sterbesakrament entsprechend der Verheißung Jesu: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben und ich werde ihn auferwecken am Letzten Tag.“ (Joh 6, 54) Als Spender sind Priester oder Diakon vorgesehen, im Notfall sind auch Laien dazu berechtigt (mit Abänderung des Ritus). Als Ideal wird aber die Feier der Messe beim Todkranken angesehen, damit die Eucharistie unter beiden Gestalten empfangen werden kann. Stattdessen können aber auch die vorkonsekrierten Gaben überbracht werden.

Wenn die Rahmenbedingungen dies zulassen, besteht die Kommunionfeier aus Eröffnung, kurzer Verehrung der mitgebrachten Eucharistie und Reichung des Weihwassers zur Taufenerneuerung, gefolgt von Schuldbekenntnis und Vergebungsbitte. Es schließt sich der Wortgottesdienst mit Lesung, Bekenntnis des Glaubens und Fürbitten an. Der eigentliche Kommunionakt besteht aus Vaterunser, Einladung zur Kommunion, Kommunion mit besonderen Spendeworten, Danksagung und Schlussgebet, um dann die Feier abzuschließen.

Ausdrücklich steht der Zustand der oder des Todkranken im Vordergrund, nach diesem richtet sich, unter welcher Gestalt die Eucharistie empfangen wird. So ist auch der Empfang allein des konsekrierten Weins möglich, wenn z.B. Schluckbeschwerden dies nahelegen. Wenn immer möglich, soll eine gemeinschaftliche Feier stattfinden, wie dies der Charakter der Eucharistie nahelegt. Dann dürfen zugleich alle Anwesenden mit kommunizieren.

Die beiden möglichen Schlussgebete sprechen ausdrücklich die Sterbesituation an. Im ersten heißt es: „*Schaue gnädig her auf deinen Diener / deine Dienerin N. Er / Sie vertraut dei-*

nem Wort und ist gestärkt durch den Leib (durch das Blut) deines Sohnes. Lass seine / ihre Hoffnung nicht zuschanden werden. Gib ihm / ihr die Zuversicht, in dein Reich zu gelangen, wo alles Licht und Leben ist.“

Einbettung in die Sterbebegleitung

Völlig zu Recht geht der Ritus davon aus, dass die Wegzehrung nicht isoliert steht, sondern in eine umfassende Sorge um den Kranken (im Sinne der Seelsorge, aber auch der körperlichen Krankensorge) eingebettet ist. Für mich scheint erstrebenswert, dass der Empfang der Buße und der Krankensalbung vorausgegangen sind und nicht auch noch in die Feier intergriert werden. Fruchtbar werden kann die Wegzehrung nicht zuletzt dann, wenn im Vorlauf Krankenbesuche stattgefunden haben. Ebenso soll die betende Fürsorge durch Freunde oder Familie den Sterbenden begleiten – auch im Anschluss an die Wegzehrung. Dann kann sich die Feier klar auf das konzentrieren und auf das hin zuspitzen, was sie in dieser Situation bedeuten soll und was in der Spendeformel zum Ausdruck kommt: „*Christus bewahre dich und führe dich zum ewigen Leben.*“ Die Hoffnung ganz auf Jesus Christus werfen zu können und daraus Trost und Hoffnung zu erfahren, darum wird die Kommunion gereicht und kann zur wirklichen Nahrung auf dem Weg in ein neues Leben werden.

Friedrich Lurz

Seliger des Monats: Karl Leisner

Christus, du bist meine Leidenschaft“, hatte der junge Karl Leisner als Motto in sein Tagebuch geschrieben. Dies gab ihm Kraft und Zuversicht. In diesem Glauben konnte er auch

in der Schreckensherrschaft der Nationalsozialisten ein wichtiges Zeugnis geben: Karl Leisner war der einzige Mann, der in einem Konzentrationslager zum Priester geweiht wurde. Er wurde 1996 im Olympia-Stadion in Berlin von Papst Johannes Paul II. zusammen mit Bernhard Lichtenberg seliggesprochen.

Charismatischer Jugendarbeiter

Karl Leisner wurde am 28. Februar 1915 als ältestes von vier Kindern in Rees am Niederrhein geboren. Die Familie siedelte nach Kleve über, wo Karl Leisner in der katholischen Jugendarbeit aufwuchs. Ein Lehrer machte ihn mit der Quickborn- und der Schönstattbewegung bekannt. Leisner engagierte sich schon in jungen Jahren als Gruppenführer und wurde später sogar zum Diözesanjugendführer ernannt. Sein Charisma im Umgang mit jungen Leuten war vielen aufgefallen, viele bewunderten Leisners unbeirrbares Festhalten am Glauben, während der Widerstand durch die Nationalsozialisten immer größer wurde. So fasste Karl Leisner den Entschluss, die Priesterausbildung zu beginnen, und trat in Münster in das Seminar ein. 1936 absolvierte er ein Studiensemester in Freiburg im Breisgau. Ein Jahr später musste er sein Studium unterbrechen und einen Arbeitsdienst ableisten, zudem war Leisner durch seine vielfältige Jugendarbeit ins Visier der Nationalsozialisten geraten. Der Einsatz schwächte ihn: Tagelang stand er bei einer Trockenlegung von Sümpfen im Wasser, schon bald machten sich die ersten Anzeichen seiner späteren Lungentuberkulose bemerkbar.

Verhaftung und Einweisung ins KZ

Im März 1939 wurde Leisner zum Subdiakon und Diakon geweiht, musste dann aber nochmals sein Studium unterbrechen, da er wegen seiner Lungenkrankheit das Sanatorium in St. Blasien aufsuchen musste. Am 9. November 1939 scheiterte ein At-

tentat auf Adolf Hitler. Leisner äußerte in einem Gespräch sein Bedauern, dass es Hitler überlebt hatte. Leisner wurde verhaftet und in ein Gefängnis in Freiburg gebracht. Dort steckte man ihn in Einzelhaft. Nach mehr als drei Monaten brachte man ihn in das Konzentrationslager Sachsenhausen und anschließend in das KZ Dachau, wo damals zahlreiche Geistliche und Ordensleute inhaftiert waren. Leisners Krankheit schwächte ihn immer mehr, schließlich wurde er auf engstem Raum mit 150 weiteren Kranken zusammengepfercht. Er hatte die Hoffnung, Priester zu werden, schon fast aufgegeben.

Priesterweihe im KZ

Im September 1944 wurden einige französische Häftlinge nach Dachau überführt, unter ihnen auch Bischof Gabriel Piguet von Clermont-Ferrand. Man hatte ihm Zusammenarbeit mit der französischen Widerstandsbewegung vorgeworfen und am Ende seines Pfingstgottesdienstes verhaftet. Leisner schöpfte Hoffnung, nun doch noch zum Priester geweiht werden und wenigstens einmal vor seinem Tod die Eucharistie feiern zu können, so wie es damals den Priestern im KZ Dachau erlaubt war. Die Bischöfe von Münster und München gaben zu einer Weihe ihr Einverständnis. So wurden im Priesterblock heimlich die Vorbereitungen für die Weihe getroffen und die nötigen liturgischen Gegenstände ins Lager geschmuggelt oder heimlich hergestellt. Am 17. Dezember 1944, dem Sonntag „Gaudete“ (Freuet euch), wurde Karl Leisner unter strengster Geheimhaltung zum Priester geweiht. Dennoch konnte Leisner sein Amt nicht mehr ausüben. Sterbenskrank wurde er im Mai 1945 von den Amerikanern befreit und in ein Lungensanatorium in Planegg bei München gebracht. Wenige Wochen später erlag Karl Leisner am 12. August 1945 seinem Leiden. Seine letzten Worte sollen gelautet haben: „Segne, Höchster, auch meine Feinde!“ Bei der Seligsprechung hob Papst Johannes Paul II. die Kon-

sequenz hervor, mit der Karl Leisner seinen Lebensweg ging, trotz aller widrigsten Umstände: „Sein Glaubensmut und seine Begeisterung für Christus sollen vor allem für die jungen Menschen, die in einem weithin von Unglauben und Gleichgültigkeit geprägten Umfeld leben, Anstoß und Vorbild sein“, sagte der Papst. Der Gedenktag Karl Leisners ist sein Todestag, der 12. August.

Marc Witzenbacher

Prägender Denker: vor 50 Jahren starb Theodor Adorno

Kaum ein Denker der Neuzeit hat die Geisteswissenschaften so geprägt wie er: Theodor W. Adorno. Bis heute beziehen sich Philosophen, Soziologen, aber auch Theologen auf das Werk des Soziologen und Theoretikers. Adorno machte sich zusammen mit seinem Kollegen Max Horkheimer vor allem als Hauptvertreter der „Frankfurter Schule“ und der Kritischen Theorie einen Namen. Bekannt wurde besonders Adornos Buch „Dialektik der Aufklärung“, das gleichermaßen geliebt wie umstritten war. Adorno kritisiert darin die bürgerliche Ideologie der Nachkriegsgesellschaft sowie die moderne Bürokratie und Technik. Damit verschaffte er sich besonders bei der 1968er-Generation Gehör. Adorno lehnte jedoch die Gewalt in gesellschaftlichen Umwälzungsprozessen strikt ab und hatte ein sehr gespanntes Verhältnis zur Studentenbewegung.

Heimatstadt Frankfurt am Main

Geboren wurde Theodor Wiesengrund Adorno am 11. September 1903 in Frankfurt am Main. Seinen Namen setzte Adorno später aus den Familiennamen seiner Eltern, seines Vaters

Theodor Wiesengrund und der Mutter Maria Calvelli-Adorno, zusammen. Der Vater, ein Weingroßhändler, war jüdischer Abstammung und zum Protestantismus übergetreten. Theodor Adorno besuchte das Gymnasium und lernte dort unter anderen auch den späteren Sozialwissenschaftler Siegfried Kracauer kennen. Nach dem Abitur studierte Adorno Philosophie, Soziologie, Psychologie und Musiktheorie an der Universität in Frankfurt. Während des Studiums machte er Bekanntschaft mit seinem späteren engen Kollegen Max Horkheimer und dem Schriftsteller Walter Benjamin. 1924 schloss er sein Studium mit einer Promotionsarbeit über den Philosophen Edmund Husserl ab. Daran schloss sich ein Studium der Musiktheorie und Kompositionslehre bei Alban Berg und Arnold Schönberg an, die für Adornos Werk auch weiterhin prägend sein sollten.

Lehrverbot und Emigration

Adorno arbeitete als Schriftsteller und Komponist, sah aber schließlich in der universitären Laufbahn seine Zukunft. Bei Paul Tillich habilitierte er sich mit einer Arbeit über Kierkegaard und begann seine Arbeit im Institut für Sozialforschung. Wegen seiner jüdischen Abstammung belegten die Nationalsozialisten Adorno bereits 1933 mit einem Lehrverbot. Adorno zog sich nach Oxford zurück und arbeitete dort als Dozent. 1938 siedelte er nach New York um, wo das Institut für Sozialforschung mittlerweile wiedereröffnet werden konnte. In den USA verfasste er zusammen mit Max Horkheimer die „Dialektik der Aufklärung“, die 1947 veröffentlicht wurde und nicht unumstritten blieb. Adorno und Horkheimer beschäftigen sich darin mit der Frage, „warum die Menschheit, anstatt in einen wahrhaft menschlichen Zustand einzutreten, in eine neue Art von Barbarei versinkt“. 1949 kehrte Adorno wieder nach Deutschland zurück. An der Universität Frankfurt war er zunächst als außerordentlicher Professor für Sozialphilosophie tä-

tig und leitete mit Max Horkheimer zusammen das nun wieder in Frankfurt ansässige Institut für Sozialforschung. 1951 veröffentlichte er die Schrift „Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben“. 1956 wurde Adorno auf den Lehrstuhl für Soziologie und Philosophie und zum Leiter des Instituts für Sozialforschung berufen.

Vordenker der Studentenbewegung

Als die Studenten im Jahr 1968 aufbegehrten, beriefen sich viele auf die Schriften von Theodor Adorno und Herbert Marcuse. Die beiden Philosophen plädierten für eine Befreiung aus den Zwängen der bürgerlichen Gesellschaft und kritisierten deren Konsumorientierung. Dabei lehnten sie aber jegliche Gewalt ab, um solche Veränderungen zu erreichen. Sie wollten vielmehr durch gezielte, sich ständig wiederholende Aktionen in Schulen, am Arbeitsplatz, in der Kunst und auch in der Familie eine Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse erreichen. Zunächst als Vordenker gepriesen, geriet Adorno schließlich selbst ins Visier der Studentenproteste. Seine Vorlesungen wurden gestört, er selbst wurde als Faschist bezeichnet, weil er seine Hörsäle durch die Polizei räumen ließ. Diese Zeit stürzte Theodor Adorno in eine schwere Krise. Wenig später starb er überraschend am 6. August 1969 während eines Urlaubs in der Schweiz.

Marc Witzenbacher

Spirituelle Schätze in Islam und Christentum

Wie sich Christen und Muslime begegnen können, ist das Ziel eines interessanten Buchprojektes, das der Benediktinermönch und Bestsellerautor Anselm Grün zusammen mit dem muslimischen Theologen Ahmad Milad Karimi von der

Universität Münster umgesetzt hat. „Im Herzen der Spiritualität“ lautet der Titel des Buches, in dem die beiden Theologen jeweils aus Sicht ihrer Religion nach gemeinsamen Quellen suchen. Es geht ihnen darum, einen von gegenseitigem Respekt und einer spirituellen Neugier geprägten Dialog zu führen. Dabei klammern sie keine Streitthemen aus, sondern packen auch heiße Eisen wie den Wahrheitsanspruch und das Missionsverständnis an. Im Zentrum stehen das Kennenlernen des anderen und seiner geistlichen Erfahrungen sowie die Frage nach Möglichkeiten gemeinsamer spiritueller Ausdrucksmöglichkeiten. Für alle, die den Islam kennenlernen wollen und Wege zueinander suchen, ist das Buch ein hilfreicher Reiseführer.

Marc Witzenbacher

Anselm Grün/Ahmad Milad Karimi, Im Herzen der Spiritualität. Wie sich Muslime und Christen begegnen können, Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 2019, ISBN 978-3-451-03131-1, Euro 20,00 (D), 20,60 (A).

Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 383) bestellen.

Genialer Erfinder: vor 200 Jahren starb James Watt

Auch wenn er sie nicht erfunden hat, seine Idee hat die Welt dennoch radikal verändert. Mit der Optimierung, Leistungsverbesserung und industriellen Nutzung der ursprünglich von Thomas Savery (1650–1715) gebauten Dampfmaschine legte der Schotte James Watt die Grundlage für das Industriezeitalter sowie die rasante Veränderung der Arbeitswelt und der Gesellschaft. Außerdem wurde die Einheit der physikalischen Leistung „Watt“ nach ihm benannt.

Neugieriger Tüftler

James Watt wurde am 19. Januar 1736 in Schottland geboren. Sein Vater war Zimmermann und konstruierte nautische Geräte, was auch in dem jungen James früh die Lust zum Tüfteln und Experimentieren weckte. Nach dem Schulabschluss konnte er trotz einfacher Verhältnisse das Ingenieurstudium aufnehmen. Um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, arbeitete James Watt in einem Betrieb, der mathematische Geräte herstellte. Dabei tüftelte er auch an der Verbesserung der von Thomas Savery gebauten Dampfmaschine, die damals dazu verwendet wurde, um Wasser aus den Bergwerksstollen zu pumpen. Watt gelangen einige Verbesserungen. So bestimmte er die Eigenschaften des Dampfs und konnte die Beziehung zwischen der Dichte, der Temperatur und dem Druck des Dampfs besser berechnen. Um den enormen Dampfverlust der ursprünglichen Maschine zu kompensieren, arbeitete Watt mit zwei Kondensierungskammern. Mit veränderten Vakuumbedingungen, einer Ölvorrichtung und der Isolierung des Zylinders konnte er die Leistung der Maschine noch weiter steigern, am Ende um mehr als die Hälfte. Von nun an entwickelte sich die Dampfmaschine rasant zum wesentlichen Motor der Industrialisierung.

Zahlreiche Erfindungen

Doch James Watt machte noch deutlich mehr Entdeckungen. Auch als Ingenieur hatte er zahlreiche innovative Ideen und erfand für die Vermessung von Kanalanlagen ein Teleskopinstrument. Watt machte so auf sich aufmerksam und konnte Geldgeber finden, die ihm eine Herstellung der Dampfmaschine in Serie ermöglichten. Während der Produktion hatte Watt weitere Einfälle. Er entwickelte eine Rotationsmaschine, mit der verschiedene Maschinentypen angetrieben werden konnten. Zudem konstruierte er einen Dampfanzeiger, mit dem auch der Druck in der Maschine gemessen werden konnte. Die Liste

der Erfindungen des schottischen Tüftlers ist lang und umfasst zahlreiche wesentliche Weichen in der Herstellung effizienter Maschinen. Dies ermöglichte es ihm, sich aus der Herstellung zurückzuziehen und sich nur noch der Forschung zu widmen. Vor 200 Jahren, am 19. August 1819, starb James Watt in seinem Haus im mittelenglischen Heathfield. Sein Name ist unauflöslich mit der Erfindung der leistungsfähigen Dampfmaschine und damit der industriellen Revolution verbunden.

Marc Witzenbacher

Gottesdienste im ZDF

- Sonntag, 4. August 2019 – 9.30 Uhr,
Open-Air-Gottesdienst, Turacher Höhe (ev.)
- Sonntag, 11. August 2019 – 9.30 Uhr,
St. Laurentius, Bobenheim (kath.)
- Sonntag, 18. August 2019 – 9.30 Uhr,
Stiftskirche, Neustadt a. d. W. (ev.)
- Sonntag, 25. August 2019 – 9.30 Uhr,
Stadtgarten, Karlsruhe (kath.)

DOMRADIO

- Eine aktuelle Auslegung des in MAGNIFICAT abgedruckten Tagesevangeliums hören Sie von Montag bis Samstag im DOMRADIO ab ca. 7.55 Uhr. Für die lebensnahe und tiefgründige Auslegung des Textes lädt DOMRADIO wöchentlich einen Priester oder qualifizierten Laien zu Live-Gesprächen ein. Sendung verpasst? Dann nutzen Sie das Archiv oder das Podcast-Angebot auf www.domradio.de.
- Sonntags um 10 Uhr überträgt DOMRADIO einen Gottesdienst aus dem Erzbistum Köln sowie um 10 und 18 Uhr die Gottesdienste aus dem Kölner Dom live im Internet-TV auf www.domradio.de. Die Predigt ist als Podcast erhältlich.
- Bei Fragen erreichen Sie DOMRADIO unter Tel. 0221 / 25 88 60.

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

September 2019

Heimat
Heimat Kirche

Ihr seid jetzt nicht mehr Fremde
und ohne Bürgerrecht,
sondern Mitbürger der Heiligen
und Hausgenossen Gottes.

Brief an die Epheser – Kapitel 2, Vers 19

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

ZUM TITELBILD

Zug der Auserwählten

Bamberger Daniel-Kommentar,
Reichenau um 1000,
Staatsbibliothek Bamberg, Msc. Bibl. 22, fol. 4v,
© Staatsbibliothek Bamberg / Foto: Gerald Raab

Der Bamberger Daniel-Kommentar enthält den Text des Propheten Daniel und des Hohenliedes mit lateinischen und althochdeutschen Randglossen. Fragmente anderer prophetischer Bücher des Alten Testaments finden sich hier ebenso. Er wurde um 1000 im Inselkloster auf der Reichenau in karolingischen Minuskeln geschrieben und für einen Kommentar reich illuminiert. Eventuell kommt noch Kaiser Otto III. († 1002) als Stifter infrage, sicher gelangte er aber durch Kaiser Heinrich II. nach Bamberg. Er schenkte ihn dem Bamberger Dom, dessen Grundstein er 1004 persönlich legte. 88 Blätter im Format 25 x 18,5 cm bilden das Manuskript, das ursprünglich sicher umfangreicher war. Eventuell bildete es mit dem Bamberger Jesaja-Kommentar (Msc. Bibl. 76) eine Einheit.

Das heutige Buch beinhaltet vier Miniaturen, die erste zeigt den Zug der Auserwählten auf unserem Titelbild. Die Bilder sind sehr ungewöhnlich und eigene Reichenauer Schöpfungen. Sie sind Früchte der monastischen Meditation und deshalb nicht leicht zu deuten.

Mit der Säkularisation 1802/03 gelangte der Codex in die heutige Staatsbibliothek Bamberg. 2004 wurde er in die Liste des Welterbes der UNESCO aufgenommen.

Unser Titelbild zeigt den Zug der Auserwählten: Durch die Taufe gehören sie zu Christus und ziehen auf einem spiralförmigen Wolkenband zum Kreuz, wo die Personifikation der Kirche ihnen den Kelch reicht. Zu den Auserwählten gehören Frauen und Männer, Priester, Bischöfe, Ordensleute und Laien; nur die Könige zu Beginn des Zuges tragen keinen Heiligenschein.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

In der Kirche Heimat finden: das fällt heutigen Menschen nicht leicht. Seit Jahrzehnten gibt es mehr Kirchenaustritte als Taufen und Wiedereintritte. Dennoch geben viele Menschen an, ihnen seien christliche Werte wie Solidarität und Nächstenliebe wichtig. Auch Kirchengebäude als Orte der Stille und Besinnung stehen bei vielen hoch im Kurs, die in dieser schnelllebigen Zeit nach Freiräumen für die Seele Ausschau halten.

In einem Gespräch mit dem Portal evangelisch.de Anfang des Jahres sagte der Hallenser Künstler Moritz Götze, Kirchen seien für ihn immer wieder eine Quelle der Inspiration, „ein Seelenraum, wo ich Ruhe finde“. Und dies, obwohl er sich, trotz Taufe als 10-Jähriger, nicht als gläubigen Menschen sehe. „Ich würde gerne einen Schlüssel zum Glauben haben“, sagte Götze, habe ihn aber nie gefunden. „Also ringe ich darum.“ In dem Gespräch bedauerte er, dass zumal Dorfkirchen heutzutage oft verschlossen seien; nicht einmal in der Nachbarschaft gebe es mehr einen Schlüssel dazu.

Mich erinnert das an einen Wienbesuch 2009, als ich schon bei der Anreise die Kirche zur Heiligsten Dreifaltigkeit in Wien-Mauer ansteuerte. Weithin sichtbar auf einem Hügel gelegen, hatte mich dieses Glanzlicht modernen Kirchenbaus, entworfen vom Bildhauer Fritz Wotruba, längst schon fasziniert. Als ich dort anlangte, waren Leute mit der Pflege der Außenanlagen beschäftigt. Eine Dame sah mich, kam auf mich zu und sagte: „Mögen's einmal hineinschaun? Warten's, ich schließ Ihnen auf.“ So konnte ich diesen ergreifenden Bau spontan auch von innen auf mich wirken lassen, ein unvergessliches Erlebnis.

Die Menschen, denen ihre Kirche wichtig ist, tun die Türen zu ihr auf. Auch im übertragenen Sinn. Die sich um sie kümmern, die in ihr beten. Sie mit Leben und Klang erfüllen.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Wir gehören zu Christus

Unser Titelbild steht im Bamberger Danielkommentar als Eröffnungsminiatur direkt vor dem Beginn des Textes zum Hohenlied. Gemeinsam mit einer Initialzierseite (O-Initiale, in der Christus thront) bildet es eine beeindruckende Doppelseite. Im Christentum wurde der Text des Hohenliedes mit seinen vielfältigen erotischen Anklängen gerne auf die Liebe Gottes zu den Menschen, auf die Liebe Christi zu seiner Kirche gedeutet. In diesem Sinne müssen wir wohl auch die Miniatur verstehen: Sie zeigt die Zusammengehörigkeit von Christus und seiner Kirche, sie zeigt das Heilshandeln der Kirche an den Gläubigen im Auftrag des Herrn. So zeigt diese Miniatur die Liebe Gottes zu den Menschen, die aus Sündern Auserwählte und Gerettete macht.

Das Leben der Menschen

Dabei wird das Leben der Menschen hier in einer Art Prozession dargestellt. Zeit als Sein zum Tod wird ausgerollt zu einem Weg. Der individuelle Weg eines jeden Menschen wird zum gemeinsamen Zug aller Gläubigen. Dabei ist dieser Zug aber irdisch gebrochen. Die perfekte, himmlische Form wäre der Kreis (ähnlich der O-Initiale auf dem gegenüberliegenden Blatt, in der Christus thront). Die Spirale aber, die der Weg der Menschen formt, ist ein aufgebrochener Kreis. Er zeigt Entwicklung, er zeigt Emporsteigen, er zeigt das, was es im Himmel nicht mehr geben muss, was hier auf Erden aber umso wichtiger ist: Vorankommen, Aufwärtsstreben, Vollkommenwerden.

Wir haben es hier also nicht mit einem Bild des Paradieses zu tun im Sinne des endzeitlichen Seins der Gläubigen bei Gott. Es geht hier um das menschliche Leben auf Erden, es wird als ein Zug zum Kreuz begriffen.

Die Taufe als Startpunkt

Ungefähr in der Mitte der Miniatur steht ein Taufbecken. In einem hellen, hinten runden und vorne ausgebuchteten Steintrog ist ein halbnackter Mann zu sehen, über den sich ein Mann mit der Physiognomie des heiligen Petrus beugt. Er ist offensichtlich der Taufspender und scheint dem Täufling gerade ein Kreuz auf die Stirn zu zeichnen. Tatsächlich trägt dieser bereits den goldenen Heiligenschein wie auch sein Taufspender. Der Heiligenschein ist hier das Zeichen der Auserwählten, das Zeichen derjenigen, die zu Christus gehören, das Zeichen derjenigen, zu denen sich Christus am Jüngsten Tag bekennen wird (vgl. Mt 10, 23).

Hinter dem Taufbrunnen stehen drei ebenfalls fast entblößte Männer, die aufgeregt gestikulieren. Auffällig ist, dass ihre Hautfarbe dunkler ist als die aller anderen Personen auf dem Bild. Auch tragen sie keinen Nimbus. Eindeutig sind hier drei Menschen gemeint, die noch vor der Taufe stehen, die sich auf die Taufe freuen und zu ihr hindrängen, die aber noch im „Schatten des Todes“ (vgl. Lk 1, 79) sitzen, weil sie noch nicht zu Christus gehören.

Wenn wir dem Wolkenband folgen, das sich aus dem rosa-roten Farbsaum um das Taufgeschehen herum entwickelt und dann durch einen blauen Himmelsraum führt, der sich oben und unten aufhellt, dann sehen wir als Nächstes vier Könige, die an ihren Kronen (in der typischen Reichenauer Form) eindeutig zu erkennen sind. Sie tragen allerdings als Einzige auf diesem Zug keinen Heiligenschein. Wollte der Maler damit das Königtum kritisieren, im Sinne eines „weltlich Dings“ oder gar im modernen Sinn von schmutziger Politik? Bei einem Codex, der von einem Kaiser in Auftrag gegeben wurde, ist das schlicht unvorstellbar. Wahrscheinlich ist vielmehr das Gegenteil: Das Königtum galt als sakrosankt, es wurde als von Gott gegeben verstanden und die Könige (und Kaiser) verstanden sich als in

die göttliche Sphäre erhoben. Dies gilt in besonderer Weise für Otto III. und auch für Heinrich II. (vgl. hierzu die Titelbilder von MAGNIFICAT Juli 2015 und August 2017). Deshalb war in die Krone sozusagen der Nimbus schon mit eingebaut und man vermied es, ihn zu malen, weil sich die goldenen Kronen vor einem goldenen Nimbus nicht mehr abheben konnten.

Ein bunter Zug zum Kreuz

Vor den vier Königen gehen fünf Männer in „bürgerlichen“ Gewändern. Es sind Menschen wie du und ich, Laien, die ihr Leben in Christus führen, weil sie getauft sind und ihn als Ziel vor Augen haben. Davor gehen vier Männer mit Tonsur und Ordensgewand beziehungsweise liturgischer Kleidung. Es sind also Priester und Ordensmänner, die im Geistlichen Stand ihre spezifische Weise der Christusnachfolge gefunden haben. Davor sind fünf Männer mit Kasel und Pallium zu sehen. Es sind Bischöfe, die den Zug zum Kreuz aber nicht anführen. Dies ist die Aufgabe der vier Frauen, welche die Spitze des Zuges bilden. Hier gibt es noch eine Besonderheit: Zwar gibt es auch zwischen den Männern hinter ihnen Interaktion, sie wenden sich teilweise einander zu, reden miteinander, gestikulieren mit den Händen. Aber nur bei den Frauen gibt es eine Umarmung, werden Köpfe in Vertrautheit aneinandergeschmiegt. Hier wird deutlich, dass es im Raum der Liebe Gottes gar nicht ohne zwischenmenschliche Liebe zugehen kann.

Die Vordere der vier Frauen ist bereits angekommen. Sie steht vor Ecclesia, der Personifikation der Kirche. Diese ist besonders prächtig gekleidet und hält den Kreuzstab in der Linken, mit der sie auf den Gekreuzigten zeigt. Mit der Rechten reicht sie der Frau aber den Kelch, die Teilhabe an den Früchten des Kreuzestodes Jesu.

Auf der Spitze der Wolkenspirale steht ein goldenes Kreuz (Zeichen des neuen Lebens), das mit seinem Titulus schon in

den gemalten braun-roten Rahmen hineinragt. Jesus ist als Toter zu sehen, mit heruntergesunkenem Kopf und erschlafften Fingern.

Er ist das Ziel der Lebensprozession der Gläubigen. Was in der Taufe auf seinen Tod (vgl. Röm 6,4) begonnen hat und sich in einem christlichen Leben an der Seite vieler Gefährten bewährt hat, das wird vollendet in der durch die Kirche vermittelten Anteilnahme an Christi Heilstod: „damit auch wir (...) in der Wirklichkeit des neuen Lebens wandeln“ (vgl. Röm 6,4). Nichts anderes wird hier gezeigt: Die Christinnen und Christen wandeln in der Wirklichkeit des neuen Lebens. Sie müssen keine Wundertaten vollbringen und keine Sündenstrafen erleiden. Durch die Taufe gehören sie zu Christus, und deshalb wandeln sie schon vor dem Tod in der Wirklichkeit des neuen Lebens.

Heinz Detlef Stäps

Heimat Kirche

Ecclesia peregrinans

Vor Jahren veröffentlichte der Wiener Pastoraltheologe Paul Michael Zulehner eine Studie über die Religion der Österreicher. Der eingängige Buchtitel: „Leutereligion“. Zulehners These lautete, kurz zusammengefasst: In der Religion der „Leute“ dreht sich alles um das Bedürfnis nach Beheimatung. Riten und Bräuche, aber auch Deutungs- und Bewältigungshilfen im oft widrigen, jedenfalls unkalkulierbaren Alltag – „Jeder muss sein Kreuz tragen“ – geben Antwort, die tragen, auch in Notlagen, auch durch Lebenskrisen hindurch. Das ist stark. Das ist die Stärke der „Leutereligion“. Religion als Heimat. Als Halt. Es ist, wie es ist – doch wir können es, getragen von der Sicherheit kirchlicher Rituale und Regeln, gemeinsam tragen. Kirche stiftet so, in Bildern, Düften, Gebeten, in vertrauten Orten und gemeinsamen Gewohnheiten, Bindung, die sichert und hält, und die oft langlebiger und lebenswirksamer ist als jede abstrakte Überzeugung.

Einweisung in das altbekannt Gültige – Öffnung für den anderen

Gewiss hat eine Religiosität, die vor allem das Bedürfnis nach Beheimatung stillt, Defizite. „Sie ist nicht mehr Anstiftung zu neuem Leben, sondern eher Einweisung ins altbekannt Gültige.“ Was aber, so fragt der katholische Religionspädagoge Rudolf Englert weiter, wird aus Kirchlichkeit und Glauben, wenn solche Erfahrungen – Religion als Heimat, Kirche als Heimat – ganz wegbrechen? Wenn nicht mehr das Kirchenjahr, sondern die sich noch, übergangsweise, lose darauf beziehende kommerzielle Werbung gemeinsame Grundstimmungen erzeugt? Oder wenn Kirche nur noch als Folklore weiterlebt? Oder eben

gerade noch taugt für ein trotziges „Mia san mia“? Wo Kirche doch heraufruft aus allen vorläufigen Gewissheiten und Identitäten. Und öffnet, Herzen und Hände, für den anderen. Und so und nicht anders öffnet, Herzen und Hände, für den ganz Anderen.

Einfach war es nie

Heimat Kirche, das ist gar nicht so einfach, etwa in Zeiten der Auflösung überschaubarer Pfarrgemeinden in abstrakte „Seelsorgeeinheiten“, oder wie auch immer die diözesanen Euphemismen lauten mögen. Einfach war es aber nie. Unsere Mutter lebte, für ein Kind, für eine Jugendliche, gar nicht so einfach, bewusst als Katholikin in ihrer süddeutschen Diasporagemeinde; Heimat Kirche. Sie entdeckte früh das Kloster Beuron für sich als geistlichen Ort: Heimat Kirche! Unser Vater wuchs selbstverständlich auf in seiner katholischen Familie, wuchs fraglos in die Pfarrgemeinde hinein, in die katholische Jugend. Heimat Kirche, Heimat Kirchlichkeit, auch gegen den Nationalsozialismus, der sich den Zugriff auf die Jugend hoch aggressiv zu sichern suchte.

Schutzlos schutzbefohlen

Heimat Kirche angesichts des sich abzeichnenden weltweiten Missbrauchs kirchlicher Macht über die „Seelen“, über schutzlose Schutzbefohlene? Missbrauch, an Leib und Seele. Eine Kirche, die sich, in Scham und in Solidarität mit ihren Opfern, den eigenen Verfehlungen stellt, wirklich und wahrhaftig, mit Herz und Hand und Hirn, analytisch und affektiv, wahrhaft bereit zur Umkehr; sie ist, sie würde Heimat, nicht aber eine Kirche der Selbstgerechtigkeit, der selbstgenügsamen Selbstherrlichkeit.

Ecclesia peregrinans

Im Zweiten Vatikanischen Konzil wurde die Metapher von der pilgernden Kirche (*Ecclesia peregrinans*) stark gemacht, so in der Konstitution über die heilige Liturgie *Sacrosanctum Concilium* vom 4. Dezember 1963. In den beiden Kapiteln der Kirchenkonstitution *Lumen gentium* vom 21. November 1964, in denen die heilsgeschichtliche Sicht der Kirche breit entfaltet wird, ist auch von deren Pilgerschaft die Rede. Die „missverständlichen Bilder von der streitenden und triumphierenden Kirche“ seien, so der katholische Dogmatiker Peter Walter, damit nicht außer Kraft gesetzt, aber gereinigt und erhellt. Pilgerschaft der Kirche, das ist eine bleibende Mahnung zur Bescheidenheit, zur Klarheit: Schon und noch nicht. In der am 7. Dezember 1965 verabschiedeten Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt dieser Zeit, *Gaudium et spes*, bildet das Motiv der Pilgerschaft eine Art Klammer vom ersten Satz des Vorwortes an bis zum letzten Abschnitt des ersten, der Grundlegung gewidmeten Teils.

Freude und Hoffnung, Trauer und Angst

Die Gemeinschaft der Jünger Christi, so wird die Kirche hier genannt, „auf ihrer Pilgerschaft zum Reich des Vaters“ wird vom Heiligen Geist geleitet; und ebenso hat sie Teil an der „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen dieser Zeit, besonders der Armen und Bedrängten aller Art“. (GS 1) Gottes Heilsgeschichte läuft nicht als Geschichte einer welt- und zeit-enthobenen Sondergruppe gleichgültig neben der allgemeinen Geschichte her. Die Kirche wird von dieser vielmehr angefragt und getroffen, in Gottes Namen: Bruder, Schwester, wo bist du?

Zelt Gottes unter den Menschen

Die Architektur von Kirchenbauten nach dem 2. Weltkrieg hatte, bereits vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil und konfessionsübergreifend, das biblische Bild vom Zelt Gottes unter den Menschen aufgegriffen. Heimat Kirche – Zelt Gottes unter den Menschen. Man könne nur hoffen, dass diese oft in Neubaugebieten errichteten Kirchen nicht der Abrissbirne zum Opfer fallen, so der Freiburger Dogmatiker Peter Walter weiter, „denn welches Symbol eignet sich besser für die gegenwärtige Situation der christlichen Kirchen als das Zelt?“

Susanne Sandherr

Kirchen-Krise als Chance?

Impulse aus dem Bistum Poitiers

Die Vergangenheit wirkt so beruhigend, weil sie tot ist“: drastische Worte aus dem Munde von Albert Rouet, emeritierter Bischof von Poitiers, Frankreich. Sein Modell der Bevollmächtigung von „Laien“ – oder weniger missverständlich: von Menschen aus dem Volk der Getauften und Gefirmten – in der Gemeindeleitung hat in der westfranzösischen Diözese, so scheint es, einigen Erfolg. Hadwig Müller, katholische Theologin bei missio-Aachen, macht sich dafür stark.

Was ist nötig, damit Kirche lebt?

Die erste, nach vorne gerichtete Frage, die in Poitiers gestellt wird: Was ist nötig, damit Kirche lebt? Damit sie nicht nur weiterlebt, gar nur weiter vegetiert? Damit die Gemeinden leben? Und strahlen, ausstrahlen? Dreierlei wird genannt: Die Verkün-

digung des Evangeliums. Das Leben der Menschen, das in Dank und Bitte vor Gott gebracht werden will. Die Nähe zu den Menschen – gerade zu den vom Leben Gebeutelten, den vom Leben Kleingemachten und Geschundenen.

Konzentration auf das Wesentliche

Die „Voraussetzung dafür, dass diese drei Quellen für Kirche und Gemeinde zusammenfließen, sind nicht in erster Linie Priester und Hauptamtliche, Geld und Räume, kleine und große Pfarreien. Voraussetzung ist, dass wir uns selbst als getaufte und gefirmte Frauen und Männer dafür interessieren“. Gute Worte. Die hoffen lassen! Die aufrütteln. Die werben. Das Evangelium als Lebensquelle und das gemeinsame Gebet dürften nicht in Vergessenheit geraten. Und ebenso wenig die Sorge um die Menschen um uns herum. Die Bildung „örtlicher Gemeinschaften“ im Bistum Poitiers hat eben diesen Ursprung, die Erinnerung an den Dreiklang von Verkündigung, Gebet und Zuwendung zum Nächsten – indem man dem Fremden zum Nächsten wird, wie es Jesus im Lukas-Evangelium sagt. Das erste nicht ohne das zweite, nicht ohne das dritte Anliegen. Kirche, kirchliche Gemeinschaft, nicht ohne alle drei!

Eine belebende „équipe“ – auf Zeit

Die für eine Ortsgemeinde beauftragte Gruppe aus fünf Personen wirkt arbeitsteilig, ein Teil wird frei gewählt, ein anderer von der Hierarchie berufen; die zeitliche Befristung der Beauftragung, auf drei, maximal auf sechs Jahre, ist für alle obligatorisch. Die Sendung wird durch den Ortsbischof in einer Eucharistiefeier vollzogen. Auf Zeit? Das Prinzip der regelmäßigen Erneuerung war eine Hürde. Und wurde zur geistlichen Quelle, für beide Seiten. Für die Erfahrenen und für die frisch Gefragten.

Geistbegabt

Die kirchlichen Strukturen Frankreichs, eines weithin offensiv laizistischen Staates, lassen sich mit denen Deutschlands, der Schweiz, Österreichs keinesfalls gleichsetzen, auch wenn es, unbestreitbar, gemeinsame Nöte gibt. Die Krise als Chance: Das ist hier wie dort gewiss ein wichtiger, ein tragfähiger, ein in die Zukunft führender Impuls. Die Krise als Chance; das könnte eine Einsicht sein, die trägt. Es wäre allerdings trügerisch, es wäre tragisch, wenn die theologisch, christologisch, pneumatologisch, ekklesiologisch so bedeutsame Erinnerung an die Würde aller Getauften und Gefirmten als Lückenbüßer, als kurzer und kurzatmiger Feuerwehreinsatz in einer nicht mehr zu leugnenden Notsituation missbraucht würde. Der Impuls von Poitiers ist kostbar. Eine Geistes-Gabe. Verramschen wir sie nicht.

Susanne Sandherr

Israel und die Kirche: die Rede vom „Volk Gottes“

In vielen kirchenamtlichen Texten, insbesondere in den Dokumenten des Zweiten Vatikanischen Konzils, ist von der Kirche als dem „Volk Gottes“ die Rede. Damit wird keine ethnische Größe, keine Abstammung oder kulturelle Tradition bezeichnet, sondern auf das heilsgeschichtliche Verhältnis zwischen Gott und seinem Volk verwiesen. Der Begriff kann aber nicht verwendet werden, ohne das Selbstverständnis des Volkes Israel in den Blick zu nehmen und sich darauf zu beziehen.

Israel, das erwählte Volk

Das Volk Israel ist nach der alttestamentlichen Überlieferung das von Gott erwählte Volk (Ex 6, 7; Lev 26, 12; Dtn 26, 16–19). Als „Volk Gottes“ ist Israel von Gott aus Ägypten befreit worden. Da Israel damit für den Dienst zur Rettung der Völker auserkoren ist (vgl. Sach 2, 14 f.; Jes 49, 6), gilt diese Zusage nicht nur einer Elite, sondern „ganz Israel“ (Röm 11, 25 f.). Zudem wird schon nach dem Alten Testament das Gottesvolk am Ende der Tage um die Zuordnung der anderen Völker zu dem einen Volk erweitert. Auch wenn der Aspekt der Erwählung Israels im Alten Testament überwiegt, ist diese endzeitliche Perspektive für das christliche Verständnis des Begriffs „Gottesvolk“ wichtig.

Das Volk als Eigentum Gottes

Ohne polemische Absichten und ohne Israel sein Privileg als erwähltes Volk abzusprechen, werden im ersten Petrusbrief die Christen als Volk Gottes bezeichnet (1 Petr 2, 9 f.). Paulus bezieht den Begriff des Volkes auf alle, die in die Verheißung an Abraham eingeschlossen werden können. Da auch den Christen diese Verheißung gilt, gehören sie zum Volk, das sich als Gottes erwähltes Eigentum versteht. Dabei ist nicht von einem neuen Volk oder der Ablösung des alten Volkes die Rede, sondern auf einer christologischen Grundlage steht bei dem Begriff des Gottesvolkes die Erwählung des einzelnen Gläubigen im Vordergrund. Gleichzeitig wird deutlich, dass Gott die Menschen als Gemeinschaft beruft (Eph 1, 4–14). So versteht dann auch das Zweite Vatikanische Konzil die Kirche als das Volk Gottes, das mit einer Verheißung unterwegs ist (LG 8.14). Die Bezeichnung verleiht der Kirche den Charakter der pilgernden Kirche und der Gemeinschaft von Gleichberechtigten. Daher ist in der Kirchenkonstitution des Konzils das Kapitel des Volkes

Gottes auch bewusst den Abschnitten über die hierarchische Verfassung der Kirche vorangestellt.

Rede vom Volk Gottes bleibt interpretationsbedürftig

Jedoch wurde die Rede von der Kirche als Volk Gottes polemisch in Abgrenzung zum Volk Israel verzerrt. Darstellungen wie am Straßburger Münster, wo die Kirche als junge Frau und die Synagoge mit verbundenen Augen abgebildet sind, legen ein solches Verständnis der Kirche als das neue Volk Gottes nahe. Doch widerspricht dies dem biblischen Befund. Indem sich die Kirche als „Volk Gottes“ versteht, wird das Bundesvolk Israel nicht abgelöst, nicht „ersetzt“, wie es in der sogenannten Substitutionstheologie („Ersetzungslehre“) falsch verstanden und gelehrt wurde. Denn auch das Neue Testament versteht das christliche Gottesvolk nicht als Gegensatz zu dem Volk des ersten Bundes. Die Kirche ist vielmehr aus Juden und gläubig gewordenen Heiden zusammengesetzt (Eph 2, 14) und bleibt in dem durch Christus auf alle Völker hin geöffneten Bund unwiderruflich auf ihre Wurzel Israel verwiesen (Röm 11, 16–24). Wie Paulus im Römerbrief verdeutlicht, wird die Kirche auch nur gemeinsam mit Israel seine Geschichte im Reich Gottes vollenden (Röm 9–11). So beschreibt der Begriff der Kirche als „Volk Gottes“ zahlreiche positive Eigenschaften der Kirche, die auch ökumenisch fruchtbar sind. Er bleibt aber in der Spannung zum erwählten Bundesvolk Israel stets ein interpretationsbedürftiger Begriff.

Marc Witzenbacher

Komm her, freu dich mit uns

Die Einladung der Welt

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 10f.

Ein einfaches Lied, so scheint es. Im Gotteslob (GL 148) steht es unter den Gesängen zur Eröffnung und es ist als ökumenisches Lied gekennzeichnet.

Freude und Gemeinschaft

„Komm her, freu dich mit uns“, so könnten wir zu einem Geburtstag einladen, oder, noch eher, zu einer Hochzeit – „freu dich mit uns“, vielleicht auch zu einer Taufe. Es geht um Freude und um Gemeinschaft. Um ein freudiges Ereignis, das ganz persönlich und doch nicht gänzlich privat ist. Privat heißt nämlich: verboten.

Feierleicht

Saure Wochen, frohe Feste. Feiern ist das Einfachste. Feiern ist leicht. Feiern macht leicht. Federleicht. Schneeflöckchenleicht. Nicht nur zur Weihnachtszeit. Nicht nur im Karneval, an Fasching, in der Fasenacht, der Fasnet. „Komm her, freu dich mit uns, tritt ein; denn der Herr will unter uns sein, er will unter den Menschen sein.“ Ich bin eingeladen, bin eingeladen einzutreten. Da drüben feiern Menschen, schön sind sie. Schön sind ihre Bewegungen. Musik dringt nach draußen. Einladend, betörend. Gesprächsfetzen regen meine Fantasie an, ihr Lachen beflügelt mich. Aber ich? Draußen vor der Tür. Da ist die Schwelle. Da ist die Stufe, die mich stolpern macht, die uns trennt.

Denn der Herr will unter uns sein

Ein Herr, der kein Herr sein will. Er will jedenfalls unter uns sein. Entre nous? Ein großer Herr und wir, auf Augenhöhe, das muss wohl Karneval sein. Am Aschermittwoch ist alles vorbei. Die Fastnachtsbeichte. So kennen wir es. Oder etwa nicht? Der Glaube, biblisch geschult, der Glaube Alten und Neuen Testaments, sieht es anders. Er sieht etwas anderes. Der Herr will unter uns sein, er will unter den Menschen sein. Ohne Jovialität. Ohne joviales Schulterklopfen. Der Herr will unter uns sein.

Deinem Nächsten öffne das Herz

Die zweite Strophe spürt dem nach, legt nach: „öffne dem Herrn dein Herz; deinem Nächsten öffne das Herz“. Gar nicht mehr so einfach, das alles. Dem Nächsten mein Herz öffnen? Soll ich etwa dem Nächstbesten mein Herz ausschütten. Was für eine Zumutung. Hoch riskant, das geht gar nicht. Das ist ja glatter Selbstmord. Jedenfalls Beihilfe zum Rufmord. Oder ist es der Weg ins Leben? „Erkenne in ihm den Herrn.“ Es geht nicht um Ahnungslosigkeit, um unsere Ahnungslosigkeit, die wir unterwegs sind in den sogenannten sozialen Netzwerken. Es geht ums Netzwerken jener Fischer, denen es nicht um die dicksten Fische geht, sondern um die Freude. Aller Welt. Die helle Freude, aber nicht am fetten Fang. „Freu dich, der Herr will unter uns sein.“

Susanne Sandherr

Vom Glauben zur Tat: die Theologin Dorothee Sölle

Mit ihrer eigenen Kirche lag sie oft im Streit. Und doch war die Kirche für sie eine Heimat, in der sie sich wohlfühlte. Die Kirche gab ihr Halt und forderte sie heraus. Das vermittelte sie vielen Menschen und machte vor allem politisch Engagierten, aber auch vielen Zweiflern und Skeptikern die Kirche wieder zur Heimat. Die evangelische Theologin Dorothee Sölle war streitbar und sie stritt auch gerne. Dafür, dass der Glaube sich auch im Handeln zeigen muss. Dafür, dass Christen sich einsetzen für Gerechtigkeit und Frieden. Dafür, dass die Kirche einen wichtigen Auftrag in dieser Welt hat. „Gott hat keine anderen Hände als unsere“, das war eines der Leitworte, das Dorothee Sölle immer wieder zitierte. Sie verstand sich als politische Theologin, deren tiefe Spiritualität sich mit kritischen Zeitansagen verband.

Leidenschaft für die Wissenschaft

Dorothee Sölle wurde am 30. September 1929 in Köln geboren. Sie stammte aus einer Juristenfamilie, ihr Vater war der erste Präsident des Bundesarbeitsgerichtes. Ihr großes Interesse galt der Wissenschaft. Sie studierte von 1949 an Theologie, Philosophie und Literaturwissenschaft in Köln, Freiburg und Göttingen und schloss mit dem Staatsexamen ab. Mit einer Arbeit über den Roman „Nachtwachen“ von Bonaventura wurde sie 1954 promoviert. Zunächst arbeitete sie als Lehrerin in Köln und war anschließend als Autorin für den Rundfunk tätig, bevor sie ihre wissenschaftliche Arbeit als Assistentin am Philosophischen Institut der Technischen Hochschule Aachen und später als Studienrätin im Hochschuldienst am Germanistischen Institut

der Universität Köln fortsetzte. 1971 habilitierte sich Sölle mit dem Thema „Realisation. Studien zum Verhältnis von Theologie und Dichtung“ an der Philosophischen Fakultät der Universität Köln. Doch wurde ihr in Deutschland eine Professur verwehrt. Zunächst wirkte sie als Privatdozentin in Köln. Schließlich wurde ihr eine Professur für systematische Theologie am Union Theological Seminary in New York angeboten. Dort lehrte sie von 1975 bis 1987. Auch nach ihrer Rückkehr nach Deutschland blieben Angebote für einen Lehrstuhl an einer deutschen Universität aus. Erst 1994 erhielt sie in Hamburg eine Ehrenprofessur der Universität.

Begründerin des politischen Nachtgebets

Dorothee Sölle machte aus ihrer politischen Überzeugung keinen Hehl und scheute keine Konflikte. Sehr früh schloss sie sich der Friedensbewegung an und gehörte zu den Gründerinnen des politischen Nachtgebets, das erstmals 1968 auf dem Katholikentag in Essen durchgeführt wurde und schnell Kreise zog. Auch bei den friedlichen Demonstrationen in der DDR spielte das politische Nachtgebet eine wichtige Rolle. Bis heute ist der Name Dorothee Sölle mit dieser liturgischen Form verbunden. 1972 machte Sölle eine Reise nach Nordvietnam, die sie in ihrem politischen Engagement weiter bestärkte. Deutlich und unmissverständlich legte sie öffentlich den Finger in die Wunden und setzte sich für einen radikalen Pazifismus ein. Gerechte Verhältnisse und gutes Auskommen für alle, ein schonender Umgang mit den Ressourcen und die Ächtung aller kriegerischen Auseinandersetzungen, das war für sie nicht nur Politik, sondern Ausdruck eines mit der Schöpfung verbundenen christlichen Glaubens.

Meistgelesene Theologin der Gegenwart

Mit ihrem politischen Zugang zum christlichen Glauben traf Dorothee Sölle den Nerv der Zeit. Ihre Werke stießen auf eine riesige Resonanz, ihre Bücher fanden reißenden Absatz. Schließlich wurde sie zur meistgelesenen Theologin der Gegenwart. Buchtitel wie „Atheistisch an Gott glauben“ oder „Stellvertretung – Theologie nach dem Tode Gottes“ riefen allerdings auch die Kritiker auf den Plan. Mit der Evangelischen Kirche im Rheinland geriet sie in schwere Konflikte. Doch sprachen viele ihrer Texte den Menschen aus der Seele. Dorothee Sölle stand für einen Aufbruch, das Volk Gottes müsse wandern, war sie überzeugt. Bis heute gehören Texte von Dorothee Sölle zum Kanon der Theologie und sind in zahlreichen Lehrbüchern und Gedichtbänden präsent. Dorothee Sölle orientierte sich in ihrem Gottesbild radikal am Leben und Wirken Jesu. Seine Zuwendung zu den Armen und Ausgebeuteten war für sie Richtschnur und Ansporn für einen am alltäglichen Leben orientierten Glauben. Denn Glauben bedeutet für sie Verantwortung für alles, was mich umgibt und trägt: „Die Bewunderung, die Gott mag, ist unser Gefühl der Verbundenheit mit dem Ganzen der Schöpfung.“

Heimat im Glauben führt in die Weite

Nach der ersten Ehe mit dem Maler Dietrich Sölle, in der drei Kinder geboren wurden, heiratete sie 1969 den ehemaligen Benediktinermönch Fulbert Steffensky. Mit ihm, der zum Protestantismus übergetreten war und später als Professor für Religionspädagogik wirkte, hatte sie ihren Lebensschwerpunkt nach Hamburg verlegt, wo sie bis zuletzt lebte. 2003 erlitt Dorothee Sölle auf einer Vortragsreise in der Evangelischen Akademie Bad Boll unerwartet einen Herzinfarkt, an dessen Folgen sie auch starb. „In deinem Licht sehen wir das Licht“ steht auf ihrem Grabstein in Hamburg. Dorothee Sölle war davon überzeugt,

dass das Leben ohne den Bezug zum Göttlichen nicht verstehbar war. Eine Heimat, die wir nur für uns selber besitzen, mache uns muffig und eng. Doch der Glaube weite die Herzen und mache uns deutlich, dass wir uns mit den jetzigen Verhältnissen auf dieser Erde nicht zufriedengeben könnten.

Marc Witzenbacher

Die Fragmentierung der Gottesdienstlandschaft: das „zweite Programm“

Der an das Fernsehen erinnernde Begriff vom „zweiten Programm“ ist in der evangelischen Kirche aufgekommen und bezeichnet dort Gottesdienstformen, die nicht durch ein liturgisches Buch (dort „Agende“ genannt) geregelt werden. Das zweite Programm versteht sich als Kontrast und Ergänzung zum etablierten Gottesdienst am Sonntagmorgen. Damit ist auch die Vorstellung verbunden, dass sich am Sonntagmorgen die Kerngemeinde zum „Hauptgottesdienst“ trifft, während Gottesdienstformen des zweiten Programms primär von Menschen besucht werden, die sich im Hauptgottesdienst nicht mehr zu Hause fühlen. Es kennzeichnet also die Entwicklung unterschiedlichster Gottesdienstformen in der Gemeinde, sodass man auch von einer Fragmentierung sprechen kann.

Evangelische Beispiele

Ein nicht geringer Teil dieser Gottesdienstformen geht auf die Konzeption der Willow Creek-Gemeinde in Chicago zurück. Sie ist nicht konfessionell gebunden, sondern evangelikal ausgerichtet; sie wird nach einem Lichtspieltheater benannt, in dem die Gottesdienste zunächst stattfanden. Man möchte aus mis-

sionarischem Impuls heraus Menschen ansprechen, die nicht mehr kirchlich gebunden sind, und nutzt der Unterhaltungsindustrie entlehnte Formate. Die Feiern sind zumeist an einem Thema orientiert.

Aus diesen Wurzeln stammen im deutschsprachigen Gebiet die Formen „Go Special“, „OASE“ und „08/16“, die in Gemeindegärten, Theatern oder Kinos gefeiert werden. Etwa für „Go Special“ ist typisch, dass die Feier ein zum Thema passendes Theaterstück enthält und die Predigt von einem Bistrotisch aus erfolgen kann. Ihr folgt ein „Kreuzverhör“, bei dem die Teilnehmer dem Prediger Fragen stellen. Am Ende kann ein „Interview“ stattfinden mit jemandem, der vom Thema direkt betroffen ist, um die innere Annahme des Vorhergehenden zu stärken. Fürbitten, die aus der Gemeinde gesammelt werden, Vaterunser und Segen schließen den Gottesdienst ab. Pop-Musik und gemeinsamer Gesang (z. B. von Lobpreisliedern) setzen einen weiteren Akzent.

Eher unabhängig von Willow Creek ist der „Nachteulen-Gottesdienst“ in Ludwigsburg entstanden, der einmal monatlich an einem Sonntagabend gefeiert wird und sich an ein säkular geprägtes, städtisches Milieu richtet. Der zeitliche Ansatz ist bewusst zum Abschluss des „Wochenendes“ in der Erlebnisgesellschaft und an der Schwelle zur neuen Arbeitswoche gewählt. Hier findet eine gewisse Neuorientierung des Lebens statt, in der grundlegende Fragestellungen auftauchen und die für Glaubensantworten sensibel macht. Bei den Liedern wird auf die Vielfalt der musikalischen Stile und auf die Prägnanz der Texte geachtet. Zur Förderung des Gesangs gibt es keine Orgelbegleitung, sondern eine Leitung durch eine Combo. Eine Körperübung, die dem Yoga entlehnt sein kann, bildet ebenfalls ein wichtiges Element, findet die körperliche Dimension in evangelischen Gottesdiensten doch sonst eher geringe Beachtung. Auch „Fantasiereisen“ genannte Meditationen sowie Zei-

chenhandlungen haben hier ihren Platz. Im Zentrum aber steht ein Vortrag in „weltlich-menschlicher Sprache“ von mindestens einer halben Stunde zu Glaubens- und Lebensfragen – vielleicht von außen gesehen etwas unerwartet, da die Nähe zur Predigt nicht von der Hand zu weisen ist. Der Segen am Schluss in Form von Segensbitte oder Segenszuspruch hat einen hohen Stellenwert als Überschreiten der Schwelle in die neue Woche.

Beispiele katholische Kirche

In der katholischen Kirche sind hierzulande solche Konzepte weniger erkennbar. Dennoch erleben wir auch hier eine Fragmentierung der Gottesdienstlandschaft mit einer stärkeren Orientierung an Zielgruppen. Etwa Frauengottesdienste, liturgische Nächte und Jugendgottesdienste haben schon lange bestimmte Zielgruppen im Blick – ohne mit dem Sonntagsgottesdienst zu konkurrieren. Unter den jüngeren Formen bildet das von konservativen Kreisen getragene „Nightfever“ eine ähnliche Nebenform. Darüber hinaus kennen wir Formen, die stärker am Lebenslauf und dessen Wenden orientiert sind. Die in Ostdeutschland weitverbreitete „Feier der Lebenswende“ steht in Parallele zur Firmung/Konfirmation und hat mit ihrer Ausrichtung auf Nichtchristen stärker den Charakter einer Brückenfunktion. Gunda Brüske hat mit ihrer Arbeitshilfe *„Offene Türen: Feiern mit Menschen auf der Suche nach Gott“* wichtige Komponenten weiterer niederschwelliger Gottesdienstformen systematisiert und zusammengefasst. Hier findet sich ein breites Spektrum, das vom Literaturgottesdienst bis zur Feier von Medizinstudenten am Ende eines Anatomiekurses reicht. Immer wird die Anfrage deutlich, inwieweit diese Feiern „Liturgie“ der Kirche sind, ohne dass diese Spannung zwischen Gottesdienst der Kirche und Zielgruppengottesdienst klar aufgelöst werden könnte.

Möglichkeiten und Grenzen

Mit der Vorbereitung und Leitung durch ein Team gelingt es oft, die Priester-/Pfarrerzentrierung zu durchbrechen. Das Team kann aber auch als Kerngemeinde empfunden werden, das „Gäste“ einlädt – und damit ausgrenzt. Die Gottesdienste richten sich stärker am gesellschaftlich-kulturellen Umfeld, gegebenenfalls an Milieus aus, als dies Gottesdienste nach den liturgischen Büchern können. Sie sind aber gekennzeichnet vom Bestreben nach theologischer Fundierung einerseits und der Anknüpfung an lebensweltliche Erwartungen und Prägungen andererseits.

Diese Versuche mögen bei regelmäßigen Teilnehmern der gemeindlichen Sonntagsgottesdienste zunächst Befremden auslösen. Vom Ansatz her geht es aber auch hier um Feier und Verkündigung desselben Evangeliums, die Botschaft von der Liebe Gottes, die in Jesus Christus zu uns gekommen ist. Zwar ist das „zweite Programm“ durch einen niedrigeren Ritualisierungsgrad gekennzeichnet, aber es führt dennoch in Ritualisierungen und Zeichenhandlungen ein, ja es ist Ort der Einübung in liturgische Kompetenz und im besten Fall eine Brücke in das „erste Programm“.

Friedrich Lurz

Glaubenszeuge des Monats: Alois Grimm

Vor 75 Jahren, am 11. September 1944, fiel das Fallbeil, das Pater Alois Grimm tötete. Der Jesuitenpater war wegen sogenannter „Wehrkraftzersetzung“ von den Nationalsozialisten verhaftet und verurteilt worden. Er hatte sich aus seiner christlichen Grundhaltung heraus deutlich gegen den Nationalsozialismus gestellt und dies auch offen in seiner Tätigkeit als Lehrer bezeugt.

Leidenschaft für die Bildung

Alois Grimm wurde am 24. Oktober 1886 in Kilsheim geboren. Nach dem Abitur in Tauberbischofsheim schwankte er zunächst in seiner Entscheidung, ob er Priester oder Marine-Offiziersanwärter werden soll. Um eine Entscheidung herbeizuführen, machte er Einkehrtage bei Jesuiten in Holland, da der Orden in Deutschland seit 1872 durch das Jesuitengesetz verboten war. Schließlich entschied er sich für das Theologiestudium und trat 1907 dem Jesuitenorden bei. Unterbrochen wurde seine Ausbildung durch den Ersten Weltkrieg, in dem er Sanitätsdienst in einem Kriegslazarett leistete. Nach dem Krieg konnte er sein Studium beenden und wurde 1920 zum Priester geweiht. Schon ein Jahr später übernahm er die deutschsprachige Auslandsseelsorge in Florenz. Dort entbrannte erneut seine Leidenschaft für die klassischen Sprachen. Er studierte von 1922 bis 1926 klassische Sprachen, Geschichte und Germanistik an den Universitäten Wien und Heidelberg. So wurde er Lehrer und unterrichtete zunächst im Jesuitenkolleg Stella Matutina in Feldkirch und von 1934 an im Kolleg St. Blasien im Schwarzwald alte Sprachen. Neben seiner Tätigkeit als Religionslehrer war Grimm auch wissenschaftlich interessiert und befasste sich mit zahlreichen Schriften der Kirchenväter. Dabei besorgte er unter anderem eine textkritische Ausgabe des Ambrosiaster, eines lateinischen Pauluskommentators aus dem vierten Jahrhundert, für das *Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum* (CSEL) in Wien.

Ein „verdächtiger Staatsfeind“

Die Arbeit der Jesuiten und insbesondere das Kolleg St. Blasien waren den Nationalsozialisten von Beginn an ein Dorn im Auge. Alois Grimm war in seiner klaren Haltung aufgefallen, sodass er 1938 erstmals verhört und der Gauleitung als „verdächtiger Staatsfeind“ gemeldet wurde. Alois Grimm ließ sich aber nicht beirren, hielt mutige Predigten und geißelte vor al-

lem den Anspruch der Partei auf den ganzen Menschen mit dem Hinweis, dass Christus der einzige Gesetzgeber sei, dem der Mensch verpflichtet sein dürfe. Schließlich wurde Alois Grimm im Oktober 1943 verhaftet und nach Innsbruck überstellt, später nach Berlin gebracht und dort zum Tode verurteilt. Nach seiner Verurteilung schrieb Alois Grimm: „Die Stunde ist gekommen, ich rüste mich zur Heimkehr in die Ewigkeit. In einigen Stunden stehe ich vor meinem Richter, meinem Erlöser und Vater. Es ist so Gottes Wille, er geschehe in allem. [...] Trauert nicht über mich: Ich gehe heim. Ihr müsst noch ausharren. Ich gebe mein Leben für das Reich Gottes, das kein Ende kennt, für die Gesellschaft Jesu, für die Jugend, für die Religion unserer Heimat.“ Nach seiner Hinrichtung gelangte seine Urne nach fünf Jahren auf Umwegen zurück nach St. Blasien, wo sie hinter einer Gedenktafel vor der Hauskapelle beigesetzt wurde.

Marc Witzenbacher

Papstreise nach Mosambik, Madagaskar und Mauritius

Papst Franziskus wird sich vom 4. bis 10. September 2019 in Mosambik, Madagaskar und Mauritius aufhalten. Er folgt einer Einladung der jeweiligen Staatsoberhäupter und Bischöfe. Stationen seiner Reise werden die Städte Maputo in Mosambik, Antananarivo in Madagaskar und Port Louis auf Mauritius sein. Mosambik wurde im Frühjahr 2019 von einem verheerenden tropischen Wirbelsturm heimgesucht, der Hunderte von Menschenleben gefordert und zahlreiche Obdachlose hinterlassen hat. Dem Papst war es daher sehr wichtig, diese Länder aufzusuchen und seine Solidarität noch einmal besonders zu bekunden. Informationen sowie weitere Materialien zu der Rei-

se können auf den Seiten des Vatikans und des Vatikanradios eingesehen werden unter *vatican.va* bzw. *vaticannews.va*. Der Papst bittet wie bei allen seinen Reisen darum, für ihn und alle Menschen in den Ländern seines Aufenthaltes zu beten und ihn in Gedanken zu begleiten.

Marc Witzenbacher

Salz der Erde: ökumenischer Tag der Schöpfung

Das Motto des diesjährigen ökumenischen Tags der Schöpfung wurde von der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg vorbereitet. In diesem Jahr findet die zentrale Feier des Schöpfungstages in Heilbronn statt.

Christen sind für die Welt „lebenswichtig“

Heilbronn, oft mehr bekannt für die Weine dieser Gegend, birgt große Salzvorkommen. So lag es nahe, das Wort Jesu aus der Bergpredigt (Mt 5,13) zum Motto des Schöpfungstages zu machen. Es ist Zuspruch und Anspruch zugleich: so wie das Salz zu Gottes Schöpfung gehört und vielfältige Verwendung in vielen Lebensbereichen des Menschen findet, sind die Christen der „Geschmack“ für die Welt. Salz ist lebenswichtig, denn ohne Salz ist der Mensch auf Dauer nicht lebensfähig. Genauso sind Christen für diese Welt nach dem Wort der Bergpredigt „überlebenswichtig“. Sie verkünden die frohe Botschaft des Evangeliums, sie sind Christi „Hände“ und „Füße“ in dieser Welt, indem sie auch mit ihren Taten für das Evangelium Zeugnis ablegen. Damit verbindet sich auch der Anspruch des Mottos. Es erinnert an die Aufgabe, sich als „Salz der Erde“ für die Bewah-

rung und Erhaltung der Schöpfung sowie für einen sinnvollen Umgang mit ihren Ressourcen einzusetzen. Die Menschen sind Teil der Schöpfung und sollen Verantwortung übernehmen, die Schöpfung nach ihren Kräften zu bewahren und Lebensräume für vielfältige Arten zu erhalten.

Seit 2010 wird der Schöpfungstag gefeiert

Zum ersten Mal wurde der ökumenische Tag der Schöpfung 2010 gefeiert. Er geht auf eine Initiative des damaligen ökumenischen Patriarchen Dimitrios I. zurück. Er hatte 1989 alle Christen dazu eingeladen, am 1. September für die Schöpfung zu beten. Die europäischen Kirchen nahmen in der Charta Oecumenica diese Initiative auf und empfahlen, „einen ökumenischen Tag des Gebetes für die Bewahrung der Schöpfung in den europäischen Kirchen einzuführen“. So proklamierte die ACK in Deutschland auf dem zweiten Ökumenischen Kirchentag feierlich den ökumenischen Schöpfungstag. Die bundesweite Feier findet in jedem Jahr am ersten Freitag im September statt. Im Mittelpunkt stehen das Lob des Schöpfers, die eigene Umkehr angesichts der Zerstörung der Schöpfung sowie konkrete Schritte zu ihrem Schutz. In den Gemeinden kann der Schöpfungstag auch an einem anderen Tag innerhalb des Zeitraums vom 1. September bis 4. Oktober gefeiert werden. So kann man auf bereits in verschiedenen Orten und Regionen gewachsene Traditionen und Ferientermine Rücksicht nehmen. Materialien zum ökumenischen Tag der Schöpfung können auf der Website *schoepfungstag.info* heruntergeladen werden. Auch Papst Franziskus hat sich dem damaligen Aufruf des ökumenischen Patriarchen angeschlossen und im Jahr 2015 den 1. September als Weltgebetstag für die Schöpfung bestimmt.

Marc Witzenbacher

Interkulturelle Woche setzt sich für die Vielfalt ein

Mehr als 5000 Veranstaltungen in rund 500 Städten und Gemeinden wollen in der Interkulturellen Woche vom 22. bis 29. September auf den Gewinn der interkulturellen Vielfalt hinweisen. Hinter den Veranstaltungen steht ein Bündnis aus Kirchengemeinden, Kommunen, Migrationsorganisationen, Wohlfahrtsverbänden, Gewerkschaften, Vereinen und zahlreichen weiteren Initiativen. Und das nun schon mehr als 40 Jahre: 1973 wurde erstmals der „Tag des ausländischen Mitbürgers“ von den beiden großen Kirchen in Deutschland organisiert. Sie reagierten damit auf die großen Veränderungen in der Gesellschaft, die sich durch den Zuzug von ausländischen Arbeitskräften nach Deutschland ergeben hatten. Der Schriftsteller Max Frisch brachte es auf den Punkt: „Es wurden Arbeitskräfte gerufen, es kamen aber Menschen.“ Die Familien kamen nach, Menschen aus vielen verschiedenen Kulturen ließen sich in Deutschland nieder. Zu Beginn der 1970er-Jahre führten aber fehlende politische Rahmenbedingungen und mangelnde Angebote dazu, dass die Integrationserwartungen zu hoch und zahlreiche ausländische Gruppen isoliert waren. Den Kirchen war es daher ein Anliegen, zum einen die gewachsene Vielfalt als Bereicherung zu verdeutlichen und zum anderen durch Begegnung und Dialog zu Verständnis und gesellschaftlichem Zusammenhalt beizutragen.

Auch Orthodoxe Kirche beteiligt sich

Nachdem die Initiative von der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz ausging, stieß später auch die Griechisch-orthodoxe Kirche in Deutschland dazu. Damit wurde deutlich, dass die „Interkulturelle Woche“ kein Angebot für, sondern mit den Menschen aus anderen Ländern

und Kulturen ist. Für die Planung der Interkulturellen Woche wurde ein Ökumenischer Vorbereitungsausschuss gegründet, der jährlich im Februar eine Vorbereitungstagung durchführt. An ihr nehmen mehr als 150 Multiplikatoren aus den Kirchen und verschiedenen Bereichen der Migrations- und Integrationsarbeit teil. Sie legen auch das Motto der Woche fest.

„Zusammen leben, zusammen wachsen“

Das diesjährige Motto „Zusammen leben, zusammen wachsen“ verweist auf die Chancen, die eine interkulturelle Gesellschaft mit sich bringt. Dabei ist nicht nur das wirtschaftliche Wachstum im Blick, das zu Beginn der Einreise von ausländischen Arbeitskräften im Fokus stand. Vielmehr kann eine interkulturell aufgeschlossene Gesellschaft ihre Zukunft mit unterschiedlichen Perspektiven entwickeln und den gewachsenen Herausforderungen auf unterschiedliche Weise begegnen. Dies zeigt auch die Vielfalt der Veranstaltungen der Interkulturellen Woche. Auf der Website *interkulturellewoche.de* können in einer Datenbank nicht nur die Veranstaltungen abgerufen werden, sondern es steht auch vielfältiges Material zur Verfügung, um selbst eine Veranstaltung durchzuführen oder sich zu den verschiedenen Aspekten des Mottos zu informieren.

Marc Witzenbacher

Vor 125 Jahren wurde Joseph Roth geboren

Aus seiner Feder stammen einige der besten deutschen Romane: Joseph Roth, Starjournalist und Romancier von Weltruhm. Gleichzeitig glich sein Leben einer ewigen Suche und dem unbändigen Unterwegssein. „Das bin ich wirklich; böse, besoffen, aber gescheit“, sagte er über sich selbst. Seine Roma-

ne griffen häufig biblische Stoffe auf, allen voran sein berühmt gewordener Roman „Hiob“ (1930).

Aufgewachsen im Armenhaus Europas

Joseph Roth wurde am 2. September 1894 im ostgalizischen Brody, in der Grenzregion zwischen Österreich-Ungarn und dem zaristischen Russland, in einer jüdischen Familie geboren. In seinem Roman „Radetzkymarsch“ (1932) beschrieb Roth die Gegend als geheimnisvoll und „fernab von Habsburgs Sonne“: Kauflleute, Händler, Bauern, Handwerker, Schmuggler und Wunderrabbis hätten sich im Schatten des habsburgischen Reiches durchs Leben geschlagen. Sein Vater war nervenkrank und konnte nicht arbeiten, sodass die Mutter materiell abhängig war und Joseph daher auch zunächst bei seinen Großeltern in einem orthodoxen Haus aufwuchs. Er lernte Hebräisch, hielt den Sabbat und besuchte an den Feiertagen die Synagoge. Joseph Roth war ein begabter Schüler. Er konnte von der jüdischen Gemeinschaftsschule auf das Gymnasium in Brody wechseln, wo damals noch in deutscher Sprache unterrichtet wurde. Joseph Roth interessierte sich für Literatur, las Schiller und Shakespeare und schrieb bereits erste eigene Gedichte.

Studium durch den Krieg unterbrochen

Nach dem Abitur ging Joseph Roth nach Lemberg und anschließend weiter nach Wien zum Studium. Dort studierte er Literaturwissenschaften und finanzierte es mit Nachhilfeunterricht und einigen kleineren Veröffentlichungen. 1916 wurde er Soldat und kam an die Ostfront, wo er für die Heereszeitung und das Pressehauptquartier des österreichischen Heeres arbeitete. Nach dem Krieg kehrte Roth zunächst nach Wien zurück, brach aber sein Studium ab und siedelte 1920 nach Berlin über. In der brodelnden Metropole und Nabel für Literaten und Künstler

arbeitete er als Journalist, wo seine Begabung zum Feuilleton ihm zahlreiche Engagements bescherte. Er schrieb über das Elend im Alltag Berlins, vom Leben der Kriegsversehrten und Witwen sowie der seelisch zerstörten Heimkehrer. Mit seinen glänzenden Berichten wurde Joseph Roth schließlich zu einem der Starjournalisten der Weimarer Republik.

Erster Roman „Das Spinnennetz“

Im Jahr 1923 erschien sein erster Roman „Das Spinnennetz“. Ihm folgten mehrere Romane dicht hintereinander, unter anderen „Hotel Savoy“ und „Die Rebellion“. Roth beschreibt Geschichten von Menschen, die durch den Krieg um ihre Jugend gebracht wurden und sich als Heimatlose und Verarmte durchs Leben schlugen. 1925 ging Roth für die Frankfurter Zeitung nach Paris. Als Reisereporter berichtete er aus Südfrankreich, Russland, Albanien und Polen. Zunehmend interessierte ihn aber die Schriftstellerei mehr als der Journalismus. 1930 und 1932 erschienen seine beiden berühmten Romane „Hiob“ und „Radetzkymarsch“. Beide Romane griffen seine wichtigen Themen auf: das osteuropäische Judentum und die untergegangene österreichisch-ungarische Monarchie. Dies änderte auch seine eigenen politischen Einstellungen. Roth wurde zu einem konservativen Monarchisten und wetterte vehement gegen die damaligen Zustände der Weimarer Republik. Schwer belastete ihn das Schicksal seiner Frau. Friederike Roth litt an Schizophrenie und lebte von 1929 an ausschließlich in psychiatrischen Pflegeanstalten. Roth fühlte sich schuldig und klagte sich an, mehr und mehr stürzte er sich in die Trunksucht.

Im französischen Exil

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten ging er ins französische Exil und publizierte bei Verlagen in den Niederlan-

den. Er schrieb Roman für Roman, viele griffen biblische Themen auf. In seinem großen Essay „Der Antichrist“ verdammt er die fortschrittsgläubige Moderne und den Antisemitismus, die barbarischen Diktaturen in Deutschland und in der Sowjetunion. Allerdings konnten seine deutschen Leser die Bücher Joseph Roths erst nach 1945 lesen, da seine Schriften verboten waren.

Tragisches Ende

Joseph Roth blieb Zeit seines Lebens auf der Suche. Er lebte in Hotels, Bars und Cafés, seine Artikel und Romane schrieb er am Kaffeehaustisch oder im Hotelzimmer, begleitet von Unmengen Zigaretten und Alkohol. Obwohl er ein hoch bezahlter Journalist und Schriftsteller war, plagten ihn ständig Geldsorgen, er schrieb Bettelbriefe an Freunde wie Stefan Zweig, aber auch Verleger und Zeitungsredaktionen, um sein unstetes Leben zu finanzieren. Nach der Nachricht vom Selbstmord Ernst Tollers in Paris brach er zusammen und starb in einem Armenhospital am 27. Mai 1939. Joseph Roth war ein wunderbarer Feuilletonist, Humanist und politischer Träumer und blieb doch bis zu seinem Tod ein Heimatloser. Er hinterließ Geschichten, Legenden und Märchen, die zum Besten der deutschsprachigen Literatur im 20. Jahrhundert gehören.

Marc Witzenbacher

Nachhaltiges Reisen: Welttag des Tourismus

Am 27. September wird der 1980 von der Welttourismusrorganisation (UNWTO) ins Leben gerufene Welttag des Tourismus begangen. Der Heilige Stuhl hat sich dieser Initiative von Anfang an angeschlossen. Im Welttag des Tourismus sah der

Vatikan eine Chance für den Dialog mit der Zivilgesellschaft, um ihr so einen konkreten Beitrag auf der Grundlage des Evangeliums anzubieten, wie es aus dem Vatikan hieß. Der Tag biete die Gelegenheit, die gesamte Kirche für die Bedeutung dieses Sektors auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet wie auch besonders im Zusammenhang mit der Neuevangelisierung zu sensibilisieren.

Für einen entschleunigten Tourismus

Nach den Statistiken der Welttourismusorganisation sei derzeit jährlich von mehr als einer Milliarde international reisender Touristen auszugehen. Bis ins Jahr 2030 soll sich die Zahl auf mehr als zwei Milliarden verdoppeln. Hinzu kommen die national reisenden Touristen, deren Anzahl vermutlich noch höher liege. Angesichts dieser Entwicklung müsse sich der Tourismus zu klaren nachhaltigen Zielen bekennen und alles dafür tun, einen umweltschonenden Tourismus zu fördern, schrieb Papst Franziskus in einer seiner letzten Botschaften zum Welttourismustag. Schon Papst Benedikt XVI. hatte darauf hingewiesen, dass das Wachstum im Tourismus im Dienst des Menschen und des Gemeinwohls stehen müsse. Es brauche nachhaltige Tourismusziele, die energetisch wirksam seien und eine möglichst geringe Auswirkung auf die Umwelt hätten. In dieser Hinsicht sei es auch für die kirchlichen Tourismusstrukturen grundlegend, die von der Kirche geförderten Ferienangebote dahingehend weiterzuentwickeln. Papst Franziskus hat sich in diesem Zusammenhang für einen entschleunigten Tourismus ausgesprochen. Ein Reisen, das nicht den Gesetzen des Konsums folge oder auf ein bloßes Anhäufen von Erlebnissen ziele, könne die Begegnung zwischen Menschen und Territorien fördern und gegenseitigen Respekt wachsen lassen.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Oktober 2019

Heimat
regional – global

Siehe, wie einen Strom leite ich
den Frieden nach Jerusalem
und die Herrlichkeit der Nationen
wie einen rauschenden Bach,
auf dass ihr trinken könnt.

Buch Jesaja – Kapitel 66, Vers 12

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

ZUM TITELBILD

Franziskus verzichtet auf die irdischen Güter

Giotto di Bondone, Fresko, 1295–1299,
San Francesco, Oberkirche, Assisi,
© bpk / Stefan Diller

Das Geburtsjahr des Malers Giotto di Bondone ist nicht genau bekannt. Folgt man den Angaben, dass er 70 Jahre alt wurde, so kann man es aus seinem Sterbejahr 1337 errechnen und kommt auf das Jahr 1267. Sicher stammt er aus Colle di Vespignano in der Toscana und starb in Florenz. Der Tradition nach erhielt er eine toskanische Ausbildung als Gehilfe von Cimabue, andere Quellen sprechen von einer Lehre in Rom.

Der Freskenzyklus zum Leben des heiligen Franz von Assisi im Langhaus der Oberkirche von San Francesco in Assisi besteht aus 28 Einzelszenen. Wenn man der Zuschreibung an Giotto folgt, dann gehört er zu seinen frühesten Werken. Allerdings ist die Autorschaft Giottos nicht unumstritten; besonders die nichtitalienische Forschung zweifelt diese mit Verweis auf die stilistischen Unterschiede zu den sicher Giotto zuzuschreibenden Fresken in der Arena-Kapelle in Padua (vgl. MAGNIFICAT, Heft Januar 2018) an. Heute geht man davon aus, dass Giotto für die ersten Szenen des Zyklus, zu denen unser Titelbild gehört, zumindest die Entwürfe gefertigt hat. So zeigt sich Giotto in diesem Frühwerk als ein Erneuerer der italienischen Malerei, der sich von der byzantinisierenden Malweise des 13. Jahrhunderts absetzt und mit Licht und Schatten plastische Gestalten erschafft, die er auf eine schmale Raumbühne stellt.

Giotto folgt der Vita des Ordensgründers, wie sie der heilige Bonaventura (1221–1274) in seiner „Legenda sancti Francisci“ niedergeschrieben hat. Auf dem Titelbild sehen wir, wie Franziskus seine Kleider ausgezogen hat und mit ihnen sein ganzes Erbe seinem Vater zurückgab. Der Bischof von Assisi aber bedeckte die Blöße des Heiligen mit seinem eigenen Mantel.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Als ich vor einiger Zeit in meiner Lieblingskelterei war, um Saft, Apfelwein und Cidre zu besorgen, ergab sich ein Gespräch mit dem Chef selbst. Ich hatte ihn schon bei einem Vortrag erlebt, wusste also um seine Leidenschaft für sein Metier. Da reist jemand um die halbe Welt, um zu erfahren, wie anderswo mit dem Kulturobst Apfel umgegangen wird. Von der Normandie wissen viele, dass dort guter Cidre gekeltert und auch gern getrunken wird. Aber dass man sich im spanischen Asturien oder gar den Appalachen im Osten der USA vortrefflich darauf versteht? Ich gestehe, das habe ich erst in diesem Gespräch erfahren. In einem Laden, wo es diese Getränke zu kaufen gab – in Hessen erzeugt, nach französischer, spanischer, us-amerikanischer Façon.

„Think global, act local“ – „global denken, lokal handeln“ heißt eine bekannte Devise der internationalen ökologischen Bewegung. Viele Menschen richten sich danach; im Sinn einer Graswurzelbewegung tun sie in ihrer Umgebung, was einer gesunden Globalisierung hilft. Wie lebensnah das konkret aussehen kann, hat mir das Gespräch übers „Stöffsche“ gezeigt. Die kleinen Dinge im Leben wertschätzen, lernen, wie Menschen anderswo damit umgehen – das bringt weltweite Vernetzung voran. Was für mich unbedingt auch darunterfällt: Der Austausch mit *Glaubenden* anderer Weltgegenden. Zumal im *außerordentlichen Monat der Weltmission* lohnt sich ein Blick über unsern Horizont hinaus. Dazu muss ich nicht nach Afrika oder Asien reisen; ich kann auf Christen zugehen, die aus anderen Weltgegenden zu uns gekommen sind. Mir fällt spontan die katholische Koreanerin ein, die mir im Studium begegnet ist; die Afrikanerin, die mit ihrer feinen Stimme das Bonner Mittagsgebet mitträgt. Begegnungen, die den Blick weiten, Freude schenken – und den Glauben stärken. Hier und weit, weit weg.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Himmlicher Vater

Am 4. Oktober gedenkt die Kirche des heiligen Franz von Assisi. Er wurde 1181/82 in Assisi geboren und starb dort 1226 im Kloster Portiuncula (heute überwölbt von der Kirche Santa Maria degli Angeli). Nach seiner Bekehrung führte er das Leben eines Wanderpredigers und gründete drei Orden: den Orden der Minderbrüder (Franziskaner), den Orden der Klarissen (gemeinsam mit Klara von Assisi) und den „Dritten Orden“ als Laiengemeinschaft. Durch die Wahl seines Namens hat Papst Franziskus den „Poverello“ von Assisi wieder neu in das Zentrum unserer Kirche gestellt und mit seiner Enzyklika „Laudato si“ die Botschaft des Sonnengesangs des Franz von Assisi ins Heute verlängert.

Der leibliche Vater

Franz war der Sohn des reichen Tuchhändlers Pietro Bernardone, den wir links auf dem Titelbild sehen. Seine Mutter war Giovanna Pica, eine Französin mit viel Sinn für französische Lebensart, weshalb der kleine Sohn wohl auch den Rufnamen „Francesco“ (kleiner Franzose) erhielt. Er führte zunächst ein unbeschwertes, verschwenderisches Leben und hatte eine Vorliebe für das Rittertum, was ihm aber nach einer Schlacht eine über ein Jahr andauernde Gefangenschaft und eine schwere Krankheit einbrachte. Auf dem Krankenlager erlebte er seine Bekehrung und pflegte nach seiner Rückkehr Leprakranke in seiner Heimatstadt. Sein Vater sah mit großem Missfallen, wie sich sein Sohn veränderte, und als dieser, um die kleine Kirche San Damiano vor Assisi wieder aufzubauen, eine paar Tuchballen aus dem Besitz des Vaters nahm und verkaufte, wurde er von diesem im Elternhaus eingesperrt und zur Rede gestellt. Der Konflikt zwischen Vater und Sohn steigerte sich weiter und

eskalierte in jener Szene, die wir auf dem Umschlag abgebildet sehen.

Die Hinwendung zum himmlischen Vater

Pietro Bernardone versuchte, seinen Sohn vor den Bischof Guido von Assisi zu zerren, damit er vor ihm die gestohlenen Güter zurückgeben und auf sein Erbe verzichten solle. Vielleicht war es der letzte Versuch des Vaters, seinen Sohn zur Vernunft zu bringen. Doch die Radikalität des jungen Mannes zeigte sich, indem er nicht nur gerne auf sein Erbe verzichtete, sondern feierlich allen Gütern dieser Welt entsagte und vor der versammelten Stadt seine Kleider auszog, auch seine Unterkleider, und sie seinem Vater zurückgab. Dabei sprach er nach Bonaventura: „Bis heute habe ich dich auf Erden meinen Vater genannt, jetzt aber kann ich voll Vertrauen sprechen: Unser Vater, der du bist im Himmel...“ Der Bischof wurde von der Szene so bewegt, dass er Franziskus weinend in die Arme schloss, seine Blöße mit seinem Mantel bekleidete und das einfache Gewand eines Bauern für Franziskus bringen ließ. So schildert es Bonaventura.

Wir sehen Pietro Bernardone links als eine blockhafte Gestalt mit einfachem Gewand, der bereits die Kleider seines Sohnes über dem Arm trägt. Ganz offensichtlich ist er wütend und empört über die Worte und Handlungen seines Sohnes; ein edel gekleideter Bürger hält seine Rechte fest, damit er nicht auf seinen Sohn losgeht. Dieser ist aber bereits in einer anderen Welt angekommen. Nackt steht er seinem leiblichen Vater gegenüber (hinter ihm bedeckt der Bischof seine Blöße mit seinem Mantel), der Leib wunderbar plastisch geformt. Dies gilt besonders für den gemalten linken Arm, der dreidimensional vor dem dunklen Hintergrund hervortritt. Mit ihm zeigt Franziskus nach oben; auch der mit einem stuckierten Heiligenschein umrahmte Kopf ist leicht geneigt und blickt nach oben. Dort stößt die

Hand Gottes aus dem Himmel hervor (*s. Innenkarte*). Es ist ein Dialog zwischen Gott und seinem „neuen Sohn“, der dieses Bild prägt. Franz hat sich von seinem irdischen Vater abgewandt, er hat allem entsagt, was ihn mit diesem verband, und sich ganz seinem himmlischen Vater zugewandt, dessen Hand mit dem Redegestus als Antwort aus dem Himmel zu verstehen ist.

Arm für Gott

Die handelnden Personen stehen auf einem schmalen Erdstreifen. Die Gebäude dahinter sind dreidimensional aufgebaut, aber kulissenhaft wiedergegeben. Obwohl das Fresko in Assisi gemalt wurde, ist kein konkretes Gebäude wiederzuerkennen. Der Maler hat aber wohl eher an den Marktplatz als an den Platz vor dem Dom San Rufino gedacht. Während sich die Gruppe links von dem hohen Haus mit Treppenvorbau löst, sind die Personen auf der rechten Seite an der Wand mit kanzelartigen Überbauten entlang aufgereiht, was nicht von höchster künstlerischer Qualität zeugt. Solche Beobachtungen führten zu der These, dass hier Giotto nicht persönlich am Werk war. Doch die Figur des Franziskus ist von überragender künstlerischer Qualität. Die Schwierigkeit besteht eben darin, die Anteile im Fresko, die von Giotto selbst stammen, von denen einer Werkstatt oder von Nachfolgern zu trennen. Von guter malerischer Qualität ist zum Beispiel auch die gemalte architektonische Rahmung des gesamten Freskenzyklus, die aus einem Konsolgesims besteht, auf dem sich Kosmatensäulen – gedrehte Säulen mit Mosaikeinlagen im Schaft und korinthisierenden Kapitellen – befinden, welche eine perspektivisch angelegte Kassettendecke tragen, und einem in Untersicht dargestellten Konsolgebälk, die aber sicher nicht von Giotto selbst stammt (nicht abgebildet). Wenn die Franziskaner dem jungen Maler bereits 1295 den Auftrag für einen so großen und herausragenden Freskenzyklus in der Kirche über dem Grab des Ordensgründers erteilt haben, dann

zeugt das von der großen Wertschätzung, die er bei seinen Zeitgenossen bereits zu dieser Zeit genossen haben muss.

Franziskus kann arm werden, weil er einen neuen Reichtum entdeckt hat. Es ist nicht Entsagung vom Irdischen, was ihn treibt, sondern vollständige Ausrichtung auf das Himmlische. Die Entdeckung des himmlischen Vaters gibt Franziskus die Kraft und die Freiheit, seinem irdischen Vater und allem Besitz den Rücken zu kehren. Er hat Gott entdeckt als den, der ihm alles gibt und dem er deshalb auch alles geben kann. Und nichts wird ihm fehlen.

Heinz Detlef Stäps

Regionalisierung

Heimweh oder Phantomschmerz

Alle reden von Globalisierung. Stimmt schon. Unsere deutsche Exportwirtschaft lebt davon. Wir alle, jeder von uns. Ob wir darüber schimpfen oder nicht. Jedem wissenschaftlichen Aufsatz habe ich eine Zusammenfassung in englischer Sprache voranzustellen. Das ist die Norm heute. In Ordnung. Andererseits, ich bin a bisserl genervt von meinem Lieblings-sender Deutschlandfunk, wenn Franzosen, Kroaten, Spanier, Portugiesen usw. ihre interessanten politischen Interviews in englischer Sprache abliefern zu müssen glauben. Wie schräg, wie beschränkt, wie stolpernd klingt das oft. Das klingt so tot. Ich würde so viel lieber eure O-Töne hören, zuerst! Egal, wie viel ich davon wort-wörtlich verstehe. Bitte, seid so frei. Sprecht frei. Vielfalt freut. Glaubt nicht, ihr müsstet euch nach der Einheits-Decke strecken. Vielfalt belebt und befreit!

Regionalisierung

Alle reden von Regionalisierung. Warum muss man das Münchner Kita-Essen aus Norddeutschland einführen lassen? Es war halt am billigsten. Aber wer trägt die Kosten für die Umwelt? Niemand. Wir alle. Regionalisierung ist vielleicht kein Zauberwort, dafür sind die Gewinnmargen der Globalisierer zu verlockend groß. Und dennoch. Wenn das Umdenken einsetzt, wenn wir die Folgekosten unseres Handelns nicht mehr blindlings auf die Allgemeinheit abwälzen, dann bekommt Regionalisierung, gegen alle globalen Machtstrukturen, ihre Chance. Gewiss, Regionalität hat auch Enge bedeutet. Abhängigkeit von den jeweiligen Platzhirschen, kirchlicher und weltlicher Art. Es wäre unklug, die alten Zeiten zu verherrlichen.

Regional kaufen

Wir wohnten in Stuttgart. Zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Unsere Äpfel kauften wir bei unserer alten Nachbarin. Sie wohnte in einem ein wenig unheimlichen alten Haus. Aber alles in allem, es war auch interessant. Die alte Laterne, der große alte Garten, die bunten Glasfenster des Haupthauses. Wie stolz waren wir, die vielen roten Äpfel im Kinderwagen mitsamt dem kleinen Bruder nach Hause zu schieben. Plastiktüten gab es damals noch nicht. Was sollte das sein? Bei unserer Tante lernten wir dann aber auch wenige Jahre später Äpfel kennen, die sich immer glichen – und die ziemlich öde schmeckten: „Golden Delicious“. In Plastiktüten verkauft.

Region Europa

Eines meiner Patenkinder lebt in Toronto, Kanada. Sie ist gebürtig Deutsche und besitzt inzwischen, wie die ganze Familie, auch die kanadische Staatsbürgerschaft. Wie ihre Geschwister studiert sie an der Universität von Toronto Medizin, wo ihr Vater lehrt. Als medizinischer Forscher ist er aber auch rund um den Erdball unterwegs. Manchmal sogar hier, im kleinen Europa. Hier, in Europa? Europa als Region? Andere würden das anders sehen.

Globalität und frühe Prägungen

Einer der Brüder meines Patenkindes hat gleich drei Staatsbürgerschaften, deutsch, US-amerikanisch, kanadisch. Ein anderes Patenkind ist gleich nach der Geburt von lieben Freunden, von deutschen Eltern, adoptiert worden. Sie ist nun seit Jahren Amerikanerin und Deutsche zugleich. Ihre leiblichen Eltern waren Muslime, sie selbst ist christlich getauft. Viele andere könnten so viele andere Beispiele nennen. Die Welt ist klein

geworden. Ich kann es nur anerkennen: so ist es. Aber es ist zugleich unglaublich, was frühe Prägungen bewirken. Die Liebe zum Meer oder zu den Bergen, zu einer Siedlungsform, einer bestimmten Landschaft.

Regional

Spaltet sich unsere Welt zukünftig zwischen den Globalisten, die sich überall zurechtfinden, auch sprachlich, die global einen guten Job finden, und den Regionalisten, den regional Abhängigen, gar Abgehängten? Manches spricht dafür. Doch vor ein paar Monaten waren wir mit unserer Mutter in meiner kleinen Geburtsstadt. Da war der beste Freund unseres Vaters Zahnarzt gewesen. Eine Tochter dieses Freundes ist dort Goldschmiedin. Eine andere macht gerade ein Café auf, mit Hilfe der ganzen Familie. Ich habe es genossen, das fast familiäre Wiedersehen. Ich habe beschlossen, wieder zu kommen. Es hat mich bewegt. Es tut gut, an Orte zu fahren, wo wir wichtige frühe Jahre erlebt haben. Wieder Kontakt aufnehmen, den Anfängen nachspüren, solange Menschen leben, die uns damals das Leben ermöglicht und erleichtert haben. Sehnsuchtsorte. Wir können diese Orte aufsuchen, jederzeit. Welches Privileg.

Abgehängt

Was aber wird aus den, gefühlt oder real, Abgehängten? So bedeutsam ist das Anliegen, gleiche Lebenschancen herzustellen in ganz Deutschland, in ganz Europa, eigentlich weltweit. Traum weiter... Da strampeln wir uns ab, wir, der bedrohte Mittelstand, und dann sollen wir noch an die Abgehängten denken? Traum weiter. Und doch, die Schere zwischen „Globalisten“ und „Regionalisten“ öffnet sich, ein Riss geht durchs Land. Sich hier für Gerechtigkeit einsetzen bedeutet, Infrastruktur verbessern, Internet, öffentlichen Nahverkehr ausbauen, kleine

regionale Zentren erhalten und fördern. Wir sollten daran arbeiten und so Solidarität einüben, Schritt für Schritt.

Schöpfungsgerecht

Es ist keine Frage, dass es menschenfreundlich und schöpfungsgerecht ist, bewusst regional zu kaufen und zu essen. Wir sind Gewohnheitstiere, doch manchmal helfen schon kleine Schritte. Da können wir manches lernen von der jungen Generation, die feiner reagiert als wir und sensibler ist. Papst Franziskus hat eine eindruckliche und inspirierende Enzyklika verfasst, die nicht ungelesen verstauben sollte. *Laudato si'!* Weltweit.

Susanne Sandherr

Regionale und saisonale Ernährung

Goldener Oktober: Wieder gab es in unseren Breiten eine Ernte in Fülle, und am Erntedank-Sonntag können wir in vielen Kirchen erneut Vielfalt und Schönheit der heimischen Früchte bewundern. Bei uns wächst und gedeiht ja auch wirklich Vielfältiges das Jahr hindurch: Aprikosen, Äpfel, Birnen, Blattsalate in jedweden Formen und Farben von Grün bis Rot und Lila, verschiedenste Bohnen, Erbsen, Getreide, Gurken, Kartoffeln, Kirschen, mittlerweile auch Kiwi, natürlich Kohlsorten aller Art, Knoblauch, Kräuter, Kürbis, Lauch, Linsen, Mirabellen, Mais, Maronen, Nüsse, Pflaumen, Radieschen, Rauke, Tomaten, Trauben, Zwiebeln ... Die Liste dessen, was hierzulande reift, ließe sich noch lange fortsetzen.

Die lokalen Märkte mit Angeboten aus der Region blühen auf, Hofläden bieten ihre hochwertigen, frischen Produkte an, und doch bleibt es vielfach – selbst im Sommer und im Herbst – häufig nur beim guten Vorsatz, Lebensmittel endlich conse-

quenter lokal, regional, saisonal einzukaufen. Klar, die leckeren Erdbeeren stammen auch bei mir nur von den heimischen Erdbeerfeldern, und Spargel kommt ebenfalls ausschließlich aus der Region auf den Tisch.

Lange Wege für fast alle Lebensmittel

Aber das, was wir insgesamt essen, hat meist lange Transportwege hinter sich: Einen Transportweg von mehr als 100 Kilometern haben derzeit sage und schreibe mehr als 95 Prozent der auf unserem Globus verzehrten Lebensmittel zurückgelegt! Damit ist ein ernst zu nehmendes Problem benannt, nicht nur für die Menschen, die an den viel befahrenen Straßen wohnen, sondern auch für das Klima weltweit. Die Nicht-Sichtbarkeit der Erzeugungswege bei gleichzeitiger Überfülle des Angebots an Lebensmitteln ruft so etwas wie Sorglosigkeit hervor. In den großen Städten gibt es häufig keine – allenfalls eine nostalgische – Verbindung zur Landwirtschaft. Auch wenn es nicht mehr die Erdbeeren im Dezember sein müssen, ein echtes Umdenken hat (nicht nur) bei mir noch nicht stattgefunden.

Was ist eigentlich regional?

Was versteht man eigentlich unter Region und regionaler Küche? Interessanterweise hatte wohl auch das Aufkommen des Kochbuchs im 19. Jahrhundert einen Anteil an der bewussten Regionalisierung, denn in einem solchen Buch waren ja nicht Rezepte aus aller Welt zusammengefasst, sondern aus einer bestimmten Landschaft, einer Region. Diese auf eine Landschaft, auf eine Region bezogenen Kochbücher verstärkten also den Trend zur Regionalisierung, der heute bewusst – und aus gutem Grund – wiederbelebt wird. Doch was kann die bewusst regionale Ernährung eigentlich leisten? Und ist sie – angesichts

großer Städte etwa wie Hamburg und Berlin – überhaupt realisierbar?

Gesund leben – Schöpfung bewahren

Wenn man berücksichtigt, dass weltweit nur fünf Prozent der produzierten Lebensmittel aus der Region, also aus einem Umkreis von weniger als 100 Kilometern stammen, dann wird schnell deutlich: Die Verkürzung der Nahrungsmittelwege, der food miles, durch regionale Ernährung würde sich sehr schnell und positiv auswirken: zunächst durch geringere transportbedingte Emissionen auf die Umwelt, aber auch Energiekosten für Lagerung und Kühlung könnten durch kurze Transportwege eingespart werden. Der direkte Weg vom Feld auf den Tisch hat aber auch durch den erhöhten Frischegrad und den damit einhergehenden höheren Vitamingehalt der Nahrungsmittel das Potenzial anderer positiver Auswirkungen, nämlich unmittelbar auf die Gesundheit der Verbraucher.

Brennstoff – eine endliche Ressource

Darüber hinaus ist der für die Lebensmitteltransporte benötigte Brennstoff eine endliche Ressource. Die weltweit häufig noch günstigen Transportkosten werden künftig steigen, denn zwar kann fossiler Brennstoff durch andere Treibstoffarten, wie etwa Biokraftstoff, oder durch Elektromobilität ersetzt werden, jedoch hat auch die Produktion von Biokraftstoff ihren Preis. So verschärft sie beispielsweise die Flächenkonkurrenz auf den Feldern: Auf einer Fläche können eben nur Produkte für Lebensmittel oder für Biokraftstoff angebaut werden. Ob Elektromobilität fossile Brennstoffe ersetzen wird, steht noch dahin. Eine drastische Verkürzung der Transportwege für Lebensmittel und ein generelles Umdenken scheinen in jeder Hinsicht notwendig.

Gesunde Ernährung – Machbarkeit

Sehr langsam ist eine Veränderung im Bewusstsein zu erkennen – hin zu einer Sensibilisierung für das Thema gesunde und regionale Ernährung. Ein neues Wissen über Nahrungsmittel und Interesse für lokale Erzeugung wächst. Daran schließt die Annahme an, dass durch das Wissen, und vor allem durch die Möglichkeit, alltagsnah gesund einkaufen und konsumieren zu können, auch die gesundheitlichen Risiken für ernährungsbedingte Krankheiten abnehmen. Aber es stellt sich die Frage der Machbarkeit: Überwiegend lokale bzw. regionale Ernährung mag in ländlichen Gebieten eine Option sein, aber eine Großstadt regional ernähren zu wollen, ist das nicht völlig unrealistisch? Eine neue Studie belegt allerdings, dass selbst die Ernährung einer Großstadt, wie z. B. Hamburg, regional möglich wäre: Zu 100 Prozent wäre die rein regionale Versorgung Hamburgs zu gewährleisten, wenn drei bis vier fleischfreie Tage in der Woche eingeplant würden – ohnehin eine Empfehlung der Deutschen Gesellschaft für Ernährung, aus gesundheitlichen Gründen. 90 Prozent der Bevölkerung könnten mit Produkten aus der Region ernährt werden, wenn nur zwei Tage ohne Fleischkonsum vorgesehen sind. Die gleiche Studie sieht sogar die Möglichkeit, die Großstadt nicht nur regional, also mit Produkten aus einem Umkreis von 100 Kilometern, sondern durchweg auch mit Bio-Produkten zu versorgen. Auch wenn diese Überlegungen nicht so schnell in die Wirklichkeit umgesetzt werden: ein Potenzial für mehr regionale Ernährung ist wohl überall gegeben! Erste Schritte zu einer umweltschonenderen Ernährung können wir als bewusste Konsumentinnen und Konsumenten deshalb durchaus unternehmen: einfach hier und jetzt – lokal, regional und saisonal einkaufen.

Dorothee Sandherr-Klemp

Alles Gute kommt von oben: das Erntedankfest

In fast allen Religionen werden die Früchte der Erde und die Lebensgrundlagen des Menschen als eine göttliche Gabe angesehen. Schon in der frühen Menschheitsgeschichte gab es rituelle Feste bei Aussaat und Ernte. Gute Ernten wurden als göttliches Geschenk, schlechte Ernten als Bestrafung durch die Götter angesehen. Schon auf den ersten Seiten der Bibel wird berichtet, dass Kain ein Opfer von den Früchten des Feldes und Abel ein Opfer von den Erstlingen seiner Herde darbrachte. In zahlreichen vorchristlichen Traditionen sind religiöse Erntefeste belegt, besonders in Griechenland und im Römischen Reich. Im Volk Israel feierte man ebenfalls mehrere Feste rund um Aussaat und Ernte. Im heutigen Judentum haben sich schließlich die beiden Erntedankfeste Schawuot (Wochenfest), das in der Zeit nach Ostern und zum Beginn der Ernte gefeiert wird, und Sukkot (Laubhüttenfest) am Ende der Lese im Herbst etabliert.

Christliches Erntedankfest seit dem 3. Jahrhundert

In der christlichen Tradition können Erntedankfeste bis in die Zeit des 3. Jahrhunderts zurückverfolgt werden und gehören damit schon früh zum festen Bestand des gottesdienstlichen Lebens. Es war allerdings kein Teil des Kirchenjahres, da dieses den Verlauf der Heilsgeschichte und das Heilswerk Christi abbilden und vergegenwärtigen soll. Gleichwohl gehörte der Dank für die Ernte in das Leben der Gemeinden und hatte vor allem in ländlichen Regionen einen festen Platz. Im Kirchenjahr werden nach katholischer Tradition vier Quatember (Gebetstage) gefeiert, darunter auch in der ersten Woche im Oktober. An den Bitt- und Quatembertagen „betet die Kirche für mannigfache menschliche Anliegen, besonders für die Früchte der Erde und für das menschliche Schaffen; auch eignen sich die Tage für den öffentlichen

Dank“, wie es in der Grundordnung des Kirchenjahres und des Römischen Generalkalenders (GOK) heißt. Der Herbstquatermber wurde vielerorts mit dem Dank für die Ernte verbunden, und so entwickelte es sich, dass der erste Sonntag im Oktober mehr und mehr als „Erntedanksonntag“ verstanden wurde. Daher wird seit vielen Jahren – neben Bräuchen wie der Kräuterweihe am 15. August oder der Segnung von Speisen an Ostern oder am Johannistag – auch das Erntedankfest begangen. Den Termin Anfang Oktober bestätigte die Deutsche Bischofskonferenz im Jahr 1972, machte ihn allerdings nicht für die Gemeinden verbindlich.

Erntedankfest nach dem Michaelstag

In der evangelischen Tradition hat das Erntedankfest hingegen einen festen liturgischen Platz und wird üblicherweise am Sonntag nach dem 29. September, dem Michaelstag, oder an einem benachbarten Sonntag gefeiert. So kommen evangelische Festlegung und katholischer Brauch zusammen. Allerdings bestehen auch andere örtliche Traditionen, wenn in einer Region oder an einem Ort die Ernte zu einem anderen Zeitpunkt eingebracht wird. Vielerorts wird das Erntedankfest mit weiteren Festlichkeiten verbunden, wie beispielsweise dem Almbtrieb der Tiere aus den Bergen oder einem „Ernteumzug“, bei dem Wagen geschmückt und von Pferden, Ochsen oder Traktoren durch die Straßen gezogen werden. Auch in anderen Ländern hat das Erntedankfest Tradition: In Japan feierte man früher ein Fest, an dem der Kaiser einen Teil des neu geernteten Reises den Göttern opferte. Heute wird der Tag als „Dank für die Arbeit“ begangen. In den Vereinigten Staaten von Amerika zählt „Thanksgiving“ (Erntedank) zu den höchsten Familienfesten, an dem traditionell ein Truthahn gegessen wird. Das Fest erinnert an das erste Erntedankfest der Pilgerväter nach ihrer Landung in Neuengland im Jahr 1621.

Marc Witzenbacher

Lob der Geschöpfe

Franz von Assisis Sonnengesang

Den Text des Liedes finden Sie auf den Seiten 43–44.

Das Canticum creaturarum, der Gesang der Geschöpfe, auch bekannt als Laudes creaturarum, Lob der Geschöpfe, und als Cantico di Frate Sole, Gesang von Bruder Sonne, Sonnengesang, ist das wohl schönste Lied des „armen kleinen Bruders“, des fratello poverello, wie sich Franz selbst nannte. Es ist eine der ersten uns erhaltenen Dichtungen in der Volkssprache, hier im hochmittelalterlichen Umbrisch. Seine volle Schönheit entfaltet das Lied in der klangvollen Sprache seines Ursprungs, doch auch in seinen zahllosen Übersetzungen berührt es die Herzen.

Mit all deinen Geschöpfen

Das Lied greift auf den Lobgesang der drei Jünglinge im Feuerofen zurück (Dan 3, 51–90). Franziskus wählte aus der berühmten biblischen Vorlage verdichtend sieben Ur-Geschöpfe aus. Sonne, Mond und Sterne stehen und gehen ewig am Firmament und bedeuten in ihrer Dreizahl die ganze überirdische Welt. Vier weitere Geschöpfe, Wasser, Luft, Feuer, Erde, stellen die irdische Welt vor Augen, die nach alter Lehre aus diesen Urelementen besteht. Das Lied macht nachdrücklich klar, dass alle Kreatur Gott lobt: „Gelobt seist du, mein Herr! Mit all deinen Geschöpfen“. Zum Gotteslob ist der Mensch allein nicht genug, „kein Mensch ist würdig, dich zu nennen, o Höchster“. Es bedarf dazu der Schöpfung insgesamt; es braucht das Lob der ganzen Schöpfung, im zweifachen Sinne.

Himmel und Erde

Nach dem Aufgesang – „Höchster, allmächtiger, guter Herr“ – vereint sich der Sänger mit allen Geschöpfen zu einem Lobpreis, der Himmel und Erde zusammenführt. Die symbolische Siebenzahl deutet den biblischen Horizont an: Gottes Schöpfungswerk ist vollendet; es ist gut und sehr gut. Auch wenn die Kirche immer wieder versucht war, Himmel und Erde, Irdisches und Überirdisches, Leib und Seele, Körper und Geist auseinanderzureißen, Franziskus' Schöpfungslob erinnert an die ursprüngliche Einheit in Vielfalt, die Gottes großes Werk auszeichnet. Die zu Franziskus' Zeit einflussreiche religiöse Bewegung der Katharer (vom griechischen Wort *katharos*, rein), die zwischen 1209 und 1229 grausam verfolgt und vernichtet wurde, wies bei aller zutiefst berechtigten Kritik an einer korrupten Kirche selbst dualistische Züge auf, denen in Franziskus' „Gesang der Kreaturen“, so friedfertig wie bezwingend, eine andere, biblisch begründete Sicht entgegentritt.

Herr Bruder Sonne und Schwester Mutter Erde

Sieben Geschöpfe werden, stellvertretend für alle Mitgeschöpfe, angesprochen. Sie stehen den Menschen in geschwisterlicher Gleichrangigkeit und zugleich gleichsam elterlich, fördernd und leitend, begünstigend und wohlütig beglückend, gegenüber. Die in den romanischen Sprachen männliche Sonne wird respektvoll als „messor lo frate sole“, als „Herr Bruder Sonne“, angesprochen. Der in dieser Sprachfamilie weibliche Mond ist „Schwester Mond“ und wird gemeinsam mit den hier ebenfalls weiblichen Sternen mit all seinen bzw. ihren Vorzügen gerühmt, ebenso wie Bruder Wind mitsamt Luft und Wolken und allen Wettern, wie Schwester Wasser und Bruder Feuer. Deutlicher noch als der „Herr Bruder Sonne“ wird die Erde unter den Geschöpfen ausgezeichnet, indem sie als „sora nostra matre terra“, als „unsere Schwester Mutter Erde“ angesprochen wird,

die uns „sostenta et governa“, erhält und lenkt. Eine höchst achtungsvolle und bedenkenswerte christliche Sicht auf unsere Schwester, Mutter Erde! Angesichts dessen, was wir Menschen der Erde zumuten, könnte man auch übersetzen: „die uns aushält“ ...

Schöpfung genießen und gebrauchen: in Dankbarkeit

Der Genuss der Schönheit dieser sieben Geschwister und die Nutzung ihrer Kräfte und Dienste sind in Franziskus' Sonnengesang noch nicht, oder nicht mehr, auseinandergetreten, sondern gehen Hand in Hand. Und der frohe und staunende Genuss der geschaffenen Welt kann sich nicht selbst genügen, sondern öffnet sich zum dankbaren Lob des Schöpfers. Dank und Gotteslob sind nur die andere Seite der Freude an diesen Geschwistern, an ihrer Glanz und Stärke und an den wohlütig dienstbaren, lebenserhaltenden Kräften von Sonne, Mond und Sternen, Wind und Wetter, Wasser und Feuer. Doch die Schöpfung zu genießen und in Respekt und Dankbarkeit zu gebrauchen, ohne sie zu missbrauchen, wie schwer fällt uns Menschen dies!

In Gottes Frieden gehalten

Die beiden letzten Strophen des Liedes unterscheiden sich von den vorhergehenden. Der Blick geht nun auf den Menschen, und die Farben scheinen dunkler zu werden. Wie seine großen Geschwister, so lobt auch der Mensch den Schöpfer. Wie sie, und zugleich ganz anders als sie. Menschen loben Gott gerade dann, so deutet die achte Strophe an, wenn sie auch in Enttäuschung und Ungerechtigkeit, unter Belastungen und Schicksalsschlägen, loslassen und vergeben können: dem anderen Menschen, der ganzen Welt, und wohl auch sich selbst. Aber können Menschen das? Das Schlüsselwort ist „pace“, und dieser Friede, so wird deutlich, ist ein Geschenk. Kommt sol-

cher Friede den Menschen zu? Er kommt zu ihnen, so sagt es das Lied, „per lo tuo amore“, durch deine Liebe. Es gibt diesen Frieden, weil Gott ihn gibt. Menschen können loslassen und Dunkel aushalten, und im Dunkeln aushalten, weil Gottes Liebe sie hält.

Gotteslob des Todes

Das Lied endet mit dem Gotteslob des Todes, der Schwester, in der deutschen Übertragung: des Bruders, leiblicher Tod. Was für eine Herausforderung! Bruder Tod? Lobt auch der Tod Gott, wenn er, geschwisterlich, aus diesem Haus der Schöpfung hinausführt, in ein neues Leben, in eine neue Schöpfung, in eine unbekannte neue Nähe zu Gott und gewiss auch zu aller Kreatur? Eine Sicht, die zusammenstimmt mit der überwältigend vertrauensvollen Gottes- und Welterfahrung dieses Liedes. Eine Aussicht, auf die uns Franziskus' schönes Schöpfungslied einstimmt, dessen letztes Wort „Demut“ ist – große Demut.

Susanne Sandherr

Katholischer Luther-Forscher: Erwin Iserloh

Mit seinen Thesen erschütterte Erwin Iserloh das traditionelle Lutherbild gewaltig. Sein Nachweis, dass Martin Luther seine 95 Thesen zum Ablass am 31. Oktober 1517 nicht mit epochalen Hammerschlägen an die Wittenberger Schlosskirche geheftet, sondern schlicht in einigen Briefen veröffentlicht hatte, brach eine heftige Debatte um das Bild des Reformators und die Geschichte der Reformation vom Zaun. Dabei war es eine große ökumenische Gesinnung, die den katholischen Münsteraner Kirchenhistoriker antrieb. Die Reformation und

ihre Auswirkungen beschäftigten den Theologen von Beginn seines Forscherlebens an. Erwin Iserloh gehört zu den wichtigsten Experten der Lutherzeit, dem die Wissenschaft bis heute wesentliche Erkenntnisse und die Herausgabe wichtiger Quellen dieser Zeit verdankt.

Interesse für die Kontrahenten Luthers

Erwin Iserloh wurde am 15. Mai 1915 in Duisburg geboren. Während seiner Schulzeit schloss er sich dem katholischen Schülerbund „Neudeutschland“ an und übernahm darin recht bald Leitungsaufgaben, obwohl der Bund von den Nationalsozialisten verboten wurde und daher das Engagement mit hohen Gefahren verbunden war. Erwin Iserloh ließ sich davon nicht beeindrucken und fasste zudem den Entschluss, die geistliche Laufbahn einzuschlagen. Nach dem Abitur studierte er Philosophie, Theologie und Geschichte an der Universität Münster. Dort faszinierte ihn am meisten das Fach Kirchengeschichte, insbesondere die Zeit um Martin Luther hatte es ihm angetan. Nach seiner Priesterweihe 1940 setzte er seine Studien fort und wurde 1942 promoviert. Iserloh untersuchte dazu die Messopferlehre des Lutherkontrahenten Johannes Eck. Erst nach dem Krieg konnte die Arbeit auch unter dem Titel „Die Eucharistie in der Darstellung des Johannes Eck. Ein Beitrag zur vortriden-tinischen Kontroverstheologie über das Meßopfer“ veröffentlicht werden. Nach seiner Promotion wurde Iserloh zunächst zum Präses in der „Knabenerziehungsanstalt St. Josefshaus“ bei Wettringen ernannt. Seine Aufgabe bestand darin, mehrfach straffällig gewordene Jugendliche seelsorglich zu begleiten.

Kriegserfahrungen und Verwundung

Erwin Iserloh wurde dennoch für den Kriegsdienst eingezogen und kam im Herbst 1943 an die Ostfront. Kurz vor Kriegsende,

am 22. März 1945, wurde Iserloh verwundet. Er kam in ein Kriegslazarett und wurde schließlich in das Reservelazarett II in Helmstedt verlegt. Nach dem Krieg wurde Iserloh auf Anordnung der englischen Militärregierung in das Reservelazarett St. Josefshaus bei Wettringen gebracht. Als es ihm besser ging, übernahm er dort wieder die Leitung einer Gruppe von schulentlassenen Jungen, anschließend wirkte er als Hausgeistlicher im Kloster zum Heiligen Kreuz in Freckenhorst (Kreis Warendorf).

Wissenschaftliche Laufbahn

Es zeichnete sich jedoch bald ab, dass Iserloh eine akademische Laufbahn einschlagen sollte. 1947 ging er nach Rom, wo Iserloh am Campo Santo Teutonico seine Habilitation vorbereitete. 1951 habilitierte er sich bei Hubert Jedin, einem der herausragenden Kirchenhistoriker seiner Zeit, mit einer Arbeit über Gnade und Eucharistie in der philosophischen Theologie von Wilhelm Ockham. In dieser Zeit veröffentlichte Iserloh zudem eine Studie zur Auseinandersetzung um die Messe in den ersten Jahren der Reformation. Da seine Arbeit in Fachkreisen sehr gelobt wurde, erhielt Iserloh einen Ruf an die Theologische Fakultät in Trier, wo er auch bis 1964 lehrte. Dann übernahm er einen Lehrstuhl in Münster.

Den Thesenanschlag gab es nicht

1961 veröffentlichte Iserloh seinen berühmt gewordenen Aufsatz, in dem er den plausiblen Nachweis führte, dass der Thesenanschlag Martin Luthers in das Reich der Legende gehöre. Erst nach Luthers Tod sei dieser in der bekannten Form überliefert worden. Tatsächlich haben auch weder Luther noch einer seiner Zeitgenossen diesen demonstrativen Akt, der für viele als das Startsignal zur Reformation galt, jemals beschrieben.

Zahlreiche Wissenschaftlicher versuchten nach Erscheinen des Aufsatzes, den Thesenansatz dennoch nachzuweisen, doch ohne Erfolg.

Ausgewiesener Experte der Reformationszeit

Iserloh wurde schließlich zu einem der führenden Experten der katholischen Luther- und Reformationsforschung. Seine Darstellung der Reformationsgeschichte im 4. Band des von Hubert Jedin herausgegebenen „Handbuchs der Kirchengeschichte“ wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Besonders eindrücklich blieb seine Quellenforschung. Im „Corpus Catholicorum“ gab er zahlreiche Schriften der katholischen Kontroverstheologen des 16. Jahrhunderts heraus, z.B. Johannes Eck und Johannes Dietenberger, Johannes Tetzl und Erzbischof Albrecht von Mainz. Iserlohs Interesse galt aber auch dem 19. Jahrhundert, beispielsweise edierte er die Schriften des Mainzer Sozialbischofs Wilhelm Emmanuel von Ketteler. Kirchenpolitisch engagierte sich Iserloh unter anderem auf der Würzburger Synode, wo er historische Vorurteile zurechtrückte und sich vehement für weitere ökumenische Schritte einsetzte. Iserloh sah seine Forschung als Grundlage für eine ökumenische Gesinnung. Er ging auch auf Distanz zu Luther, versuchte aber stets, das Gemeinsame in den Konfessionen zu finden und die Grenzen zu überwinden. Erwin Iserloh starb am 14. April 1996 in Münster.

Marc Wittenbacher

Liturgische Sprache: Eine dauernde Problemstellung

Unsere Sprache ist ein so wichtiges Element für unsere Beheimatung, dass man bisweilen sogar von einem Haus spricht,

in dem wir wohnen. Oft reichen wenige Sätze zwischen Menschen, bis klar wird, ob man sich versteht oder nicht – auch wenn man offensichtlich die gleiche Sprache spricht.

Liturgiesprache in der Geschichte

Entsprechend wichtig ist, welche Sprache im christlichen Gottesdienst verwandt wird. Bereits der Raum der Ausbreitung des Christentums in den ersten Jahrhunderten war durch eine Vielzahl von Sprachen bestimmt: Aramäisch-Syrisch, Griechisch, Koptisch, Armenisch und Georgisch. Man kann von der Grundregel ausgehen, dass die Sprache der Umwelt, zumindest die Verkehrssprache, auch im Gottesdienst Verwendung fand. Bevor Rom im 4. Jahrhundert von Griechisch zu Lateinisch wechselte, wurde Lateinisch nur in Nordafrika gottesdienstlich genutzt.

Nach der Völkerwanderung wurde im Frankenreich an Latein als Verwaltungs- und Gelehrtensprache festgehalten und es wurde auch als Gottesdienstsprache weiter genutzt. So sollte die Kontinuität und die Orientierung am römischen Vorbild deutlich und damit die eigene Herrschaft gefestigt werden. Auch als sich die Sprachen des Umfeldes etwa in Frankreich oder Italien davon fort oder im germanischen Raum sich davon unabhängige Hochsprachen entwickelten, wurde an Latein als Liturgiesprache festgehalten. Damit geriet Westeuropa zunehmend in die Situation, dass die Liturgiesprache eine Sondersprache bildete, die mit der gesprochenen Sprache nichts mehr zu tun hatte. Zum Ausgang des Mittelalters gab es deshalb starke Tendenzen, den muttersprachlichen Anteil im Gottesdienst auszubauen, speziell im Liedgut und bei Andachtsformen. Die Auseinandersetzung mit der Reformation führte dann auf altgläubiger Seite aber zum Festhalten an der lateinischen Liturgie – mit allen damit verbundenen Problemen.

Muttersprache als Liturgiesprache

Erst das Zweite Vatikanische Konzil und die nachfolgende Liturgiereform, die das Paradigma von der „aktiven Teilnahme“ aller Gläubigen am Gottesdienst in den Mittelpunkt stellten, führten eine regelrechte Wende herbei. Zugleich wurde erst mit der Zeit deutlich, dass die Einführung der Muttersprache wesentlich tiefer gehende Dimensionen berührte, als auf den ersten Blick erkennbar war. Nun erst wurden die Schwierigkeiten deutlich, wenn es galt, bestimmte liturgische Begriffe in andere Sprachen zu übertragen. Gerade bei nichteuropäischen Sprachen zeigte sich, dass man mit der Übersetzung in eine andere Sprache auch immer eine Übertragung in einen anderen Kulturraum vornahm, die ihre Tücken haben konnte. Wenn Begriffe wie „Gott“, „ewig“, „Himmel“ oder „Sünde“ nicht vorhanden waren, musste man sprachschöpferisch tätig werden, wie dies vor Jahrhunderten auch bei den westeuropäischen Sprachen passiert war. Etwa die deutschen Bibelübersetzungen vor und nach der Reformation mussten vielfach erst Begriffe herausbilden und schaffen. Dies nahm einen längeren, Generationen übergreifenden Zeitraum in Anspruch.

Dem setzten Kritiker der Liturgiereform die Idealisierung von Latein als Sakralsprache gegenüber, weil gerade diese solchen Problemen enthoben sei. Die Idealisierung der nachtridentinischen Liturgie fokussierte vordergründig auf dieses Problem und setzte Latein einer angeblich drohenden Banalisierung der gottesdienstlichen Sprache entgegen.

Praktischer gottesdienstlicher Gebrauch als Maßstab

Die Relevanz wie auch die Bedeutung von Sprache erweist sich immer in ihrem Gebrauch, in ihrer Rezeption, in ihrer Fortentwicklung. So zeigte sich, dass nach dem letzten Konzil ja keineswegs die lateinische Liturgiesprache abgeschafft war, aber diese immer weniger von Klerikern wie Gläubigen genutzt wurde.

Eine Sprache, die man versteht und in der man nicht nur formal antworten kann, ermöglicht eben einen wesentlich tieferen Zugang zum gottesdienstlichen Geschehen, auf den bald niemand mehr verzichten wollte. Etwa für die Erstellung des deutschsprachigen Messbuchs wird bei der Untersuchung von lateinischer Vorlage, der Fassung im Übergangsmessbuch und dem Ergebnis in Deutsch und in anderen Sprachen erkennbar, wie sehr sich die Verantwortlichen um eine Orientierung an der lateinischen Fassung einerseits und dem Ausdruck in adäquatem, gutem und treffendem Deutsch bemüht haben. Es ging auch bei der Verwendung der Muttersprache immer darum, nicht in Banalität abzurutschen, aber auch nicht in eine gekünstelte Sakralsprache abzuheben, die eine ähnliche Distanz aufbauen würde wie zuvor das Latein.

Es bedeutete dann eine gewisse Wende, dass die römische Konstitution „*Liturgiam authenticam*“ von 2001 auf einmal die strenge Orientierung am lateinischen Original vorschrieb, also die Übersetzung als rein philologische Sache darstellte. Es waren römische Instanzen, denen die letztgültige Übersetzungskompetenz zugesprochen wurde, und nicht den Muttersprachlern vor Ort. Für den deutschen Sprachraum ist „Die kirchliche Begräbnisfeier“ von 2009 nach diesen Maßgaben erstellt worden; viele dem Lateinischen eigene Satzkonstruktionen wurden ins Deutsche übertragen, ohne die Einwände von Muttersprachlern hinreichend zu berücksichtigen. Dieser Ritus ist faktisch gescheitert und die deutschsprachigen Bischofskonferenzen sahen sich gezwungen, mit „Die kirchliche Begräbnisfeier. Manuale“ im Jahr 2012 einen von römischer Einflussnahme unabhängigen Ritus (als Ergänzung deklariert) anzubieten, der inzwischen gut rezipiert ist.

Binnen weniger Jahre wurde deutlich, dass die Verwendung der Muttersprache in der Liturgie immer prozesshaft bleiben wird und nicht zu allzeit gültigen Ergebnissen führen kann. Dennoch ist es unverzichtbar, von der Sprachgewohnheit selbst

her eine liturgische Sprache zu entwickeln und liturgische Bücher zu übertragen, nicht aber durch starre Übersetzungsparadigmen, die letztlich die lateinische Modellfassung unzulässig überhöhen.

Friedrich Lurz

Selige des Monats: Anna Maria Tauscher

Während des Pontifikats von Papst Benedikt XVI. wurden mehrere Angehörige des Karmeliterordens zur Ehre der Altäre erhoben. Der Berg Karmel und die Geschichte des Propheten Elija (vgl. 1 Kön 18) stehen für das Gebet und die Begegnung mit Gott. Daher pflegten die verschiedenen Zweige des Karmeliterordens zunächst vorwiegend die Tradition der ersten Eremiten, die sich auf dem im Norden Israels gelegenen Karmelgebirge zurückzogen und ihr Leben in Gebet und geistlicher Meditation verbrachten. In den letzten Jahrhunderten entstanden aber auch apostolisch orientierte Karmel-Gemeinschaften, die ihren Dienst darin sehen, „in einer säkularisierten Welt ein lebendiges Zeugnis zu geben für den anwesenden Gott“ und sich insbesondere denen zuwenden, die am Rand der Gesellschaft stehen, wie der Karmeliterorden selbst darstellt. Das Leben der Ordensgründerin Anna Maria Tauscher ist ganz von dieser karmelitischen Spiritualität geprägt. Sie war mit der Sorge erfüllt, dem Volk Gottes „in Ausdauer durch Gebet und Arbeit zu dienen“, wie es im Tagesgebet ihres Gedenktages am 30. Oktober heißt.

Im evangelischen Glauben aufgewachsen

Anna Maria Tauscher wurde am 19. Juni 1855 in Sandow in der Mark Brandenburg geboren. Ihr Vater war lutherischer Superintendent und legte Wert auf eine tiefreligiöse Erziehung. Als

die Familie 1865 nach Berlin zog, blieb ihr die Großstadt fremd. Gemeinsam mit ihrer Schwester Lisa besuchte sie daher in Gnadau (Sachsen-Anhalt) ein von der Herrnhuter Brüdergemeine geführtes Mädchenpensionat. Nach ihrer Ausbildung übernahm sie in Köln die Leitung einer Anstalt für psychisch Kranke. In Köln fühlte sie sich sehr wohl und war tief beeindruckt von der katholischen Volksfrömmigkeit. So fasste sie schließlich den Entschluss, zur römisch-katholischen Kirche zu konvertieren. Am 30. Oktober 1888 wurde sie in der Kölner Basilika „Zu den heiligen Aposteln“ in die katholische Kirche aufgenommen. Dieser Schritt führte aber zum Bruch mit ihrer Familie, auch ihre Arbeitsstelle musste sie verlassen. Sie schloss sich daher den Kölner Augustinerinnen an und arbeitete im Orden mit.

Errichtung einer karmelitischen Ordensgemeinschaft

Anna Maria Tauscher kehrte dennoch wieder nach Berlin zurück und zog am 2. Juli 1891 mit einigen Waisenkindern in eine Wohnung in der Pappelallee. Dieses Datum markiert für die einen die Gründung der von ihr errichteten „St. Josephsheime“, andere sehen darin das Gründungsdatum der Ordensgemeinschaft „Karmelitinnen vom Göttlichen Herzen Jesu“, wie sie ihre Gemeinschaft später nannte. Ihr Anliegen, verwaisten Kindern zu helfen und ihnen ein geregeltes Leben zu ermöglichen, unterstützten zahlreiche Gefährtinnen. Aus der Gemeinschaft entstand schließlich der Orden, der schon nach kurzer Zeit mehr als 200 Kinder betreute. Da sie unermüdlich um Unterstützung bat und schließlich auch von vielen Seiten finanzielle Zuwendungen bekam, konnte Anna Maria Tauscher bald eigene Häuser für ihre Arbeit einrichten. Sie erwarb Häuser in den Berliner Stadtteilen Weißensee, Charlottenburg und Neukölln, die sie zu „Josephsheimen“ umbaute, zudem richtete sie in Birkenwerder in Brandenburg ein Ferienheim für die Kinder ein.

Schnell wachsender Orden

Anna Maria Tauscher arbeitete viel und bereiste zahlreiche Länder, um für die Erweiterung ihrer Ordensarbeit zu werben. In vielen Ländern konnte sie weitere „Josephsheime“ gründen. Schließlich siedelte sie sich in Sittard in den Niederlanden an und erbaute dort das Mutterhaus. 1904 wurde ihr Ordensinstitut dem Orden der Unbeschuhten Karmeliten einbeschrieben, 1930 erhielt der Orden auch die päpstliche Anerkennung. Heute umfasst der Orden rund 500 Karmelitinnen, die in 14 Ländern tätig sind. Am 20. September 1938 starb Anna Maria Tauscher in Sittard. Ihr Wirken verdeutlicht die Entwicklung des Ordens von einer weitgehend kontemplativ ausgerichteten Spiritualität hin zu einer karitativen Arbeit unter den Ärmsten. Die „Josephsheime“ verstand Anna Maria Tauscher als „Heimat für Heimatlose“, die für die Armen ein neuer „Karmel“ werden könne. Denn, so Anna Maria Tauscher, die Errichtung eines „Karmel“ sei nicht abhängig von Klöstern, sondern eine Sache des Göttlichen Herzens. Am 13. Mai 2006 wurde Anna Maria Tauscher seliggesprochen, als ihr Gedenktag wurde der 30. Oktober festgelegt.

Marc Witzenbacher

Oktober ist „außerordentlicher Missionsmonat“

Papst Franziskus hat den Oktober 2019 zum „außerordentlichen Monat der Mission“ erklärt. Der Monat steht mit seinem Motto „Getauft und gesandt“ in der Tradition des Apostolischen Schreibens „Maximum illud“, das am 30. November 1919 von Benedikt XV. (1914–1922) veröffentlicht wurde und in dem der Papst die Eckpunkte der Missionierung darlegte. Er forderte dabei vor allem den Respekt vor anderen Kulturen und grenzte

die kirchliche Verkündigung von allen kolonialen Bestrebungen ab. Papst Benedikt habe damit der „missio ad gentes“ (Mission unter den Völkern) einen besonderen Impuls gegeben und mit dem begrifflichen und kommunikativen Instrumentarium seiner Zeit vor allem im Klerus wieder das Bewusstsein für die Verpflichtung zur Mission wachgerufen, wie Papst Franziskus in seiner Botschaft zum Missionsmonat schreibt.

Bleibende Aktualität der Mission

Die Mission, so unterstreicht Franziskus, ist nicht nur eine Option für die Kirche, sondern ihr „unumgänglicher Auftrag“, wie bereits das Zweite Vatikanische Konzil feststellte. Die Kirche sei „ihrem Wesen nach missionarisch“, wie es im Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche „Ad gentes“ heißt. Was Benedikt XV. vor hundert Jahren beschrieben habe, besitze daher eine bleibende Aktualität, so Papst Franziskus. Heute wie damals sei die Kirche von Christus gesandt, die Liebe Gottes allen Menschen und Völkern zu verkünden und mitzuteilen, schreibt Franziskus in Anlehnung an das Zweite Vatikanische Konzil. Er ruft daher ebenso wie seine Vorgänger zu einer „Erneuerung des missionarischen Eifers“ auf. Für ihn bleiben alle Bemühungen um eine Neuevangelisierung die „erste Aufgabe der Kirche“: „Ich hoffe, dass alle Gemeinschaften dafür sorgen, die notwendigen Maßnahmen zu ergreifen, um auf dem Weg einer pastoralen und missionarischen Neuausrichtung voranzuschreiten, der die Dinge nicht so belassen darf, wie sie sind“, schreibt Papst Franziskus. In der jetzigen Situation helfe keine „reine Verwaltungsarbeit“. Vielmehr müsse die Kirche in allen Regionen der Erde in einen „Zustand permanenter Mission“ versetzt werden.

Die Grenzen der Nationen verlassen

Schon das Schreiben „Maximum illud“ hatte dazu aufgerufen, die Grenzen der Nationen zu verlassen, um den Heilswillen Gottes durch die universale Mission der Kirche zu bezeugen. Daher ruft Franziskus dazu auf, die ständige Versuchung zu überwinden, „die sich hinter jeder kirchlichen Introversion verbirgt, hinter jedem selbstbezogenen Rückzug in die eigenen sicheren Grenzen, hinter jeder Form eines pastoralen Pessimismus, hinter jeder sterilen Nostalgie, um uns hingegen der freudvollen Neuheit des Evangeliums zu öffnen“. Aus dieser Gesinnung heraus habe er den außerordentlichen Monat der Mission ausgerufen, um das Bewusstsein der „missio ad gentes“ wieder stärker wachzurufen und mit neuem Schwung die missionarische Umgestaltung des Lebens und der Seelsorge wiederaufzunehmen. Es solle allen Gläubigen ein Herzensanliegen werden, das Evangelium zu verkünden und ihre Gemeinschaften in missionarische und evangelisierende Wirklichkeiten zu verwandeln, „damit die Liebe für die Mission wachse, die eine Leidenschaft für Jesus, zugleich aber eine Leidenschaft für sein Volk ist“. Franziskus erhofft sich vom Missionsmonat Oktober eine Zeit der Gnade, um Initiativen zu fördern und in besonderer Weise das Gebet zu vertiefen, das die Seele der Mission sei. Franziskus wünscht sich den Weltmissionsmonat als „eine intensive Zeit der Verkündigung des Evangeliums, der biblischen und theologischen Reflexion über die Mission, eine Zeit praktizierter christlicher Nächstenliebe und konkreter Aktionen der Zusammenarbeit und Solidarität unter den Kirchen, sodass die missionarische Begeisterung neu erwache und uns nie verloren gehe“. Weitere Informationen und Materialien zum Monat der Weltmission sind auf der Website www.october2019.va des Vatikans zu finden.

Marc Witzenbacher

Bischofssynode für Amazonien tritt in Rom zusammen

Zu einer Sonderversammlung der Bischofssynode für das Amazonas-Gebiet hat Papst Franziskus nach Rom eingeladen. Vom 6. bis 27. Oktober besprechen die Vorsitzenden der Bischofskonferenzen im Amazonas-Gebiet sowie weitere Bischöfe, mehrere Kardinäle, Ordensleute und Experten neue Wege der Evangelisierung und den Lebensraum der indigenen Bevölkerung. Papst Franziskus greift damit die Bitte verschiedener lateinamerikanischer Bischofskonferenzen sowie einzelner Gläubiger weltweit auf.

Blick auf die Situation im Amazonasgebiet

Bei dem Blick auf die Situation im Amazonasgebiet gehe es um Themen der Zukunft des ganzen Planeten, verdeutlicht der Sekretär der Synode, Lorenzo Kardinal Baldisseri. Dies werde schon im Vorbereitungspapier deutlich, in dem es um Fragen der Bewahrung der Schöpfung und der sozialen Gerechtigkeit gehe. Gemeinsam müsse man fragen, wie der Mensch das „buen vivir“ (gutes Leben) erreichen könne. Der Begriff, der sogar in den Verfassungen von Ecuador und Bolivien verankert ist, beschreibt ein Leben in sozialem und ökologischem Einklang, eine Harmonie zwischen Gott, Mensch und Kosmos, die tief in der Spiritualität der indigenen Völker wurzelt. Doch werde diese Harmonie massiv durch den Eingriff des Menschen im Amazonasraum gestört. Die rücksichtslose Abholzung, der Rohstoffabbau sowie das ungeheure Ausmaß der Umweltverschmutzung hätten nicht nur den Lebensraum der indigenen Völker zerstört, sondern bedrohten täglich eine Vielzahl von Pflanzen- und Tierarten. Die Folge sei ein „ungezählter Neokolonialismus“, der zur Vertreibung der Völker aus angestammten Gebieten und Verarmung in den Städten führe.

Identität der indigenen Völker bewahren

Rund 390 indigene Völker leben im Amazonasgebiet. Die Bischofssynode will sich dafür einsetzen, deren Recht auf soziale und kulturelle Entwicklung zu bewahren und ihre jeweilige Identität zu erhalten. In dem Vorbereitungspapier wird deutlich kritisiert, dass die Proteste der indigenen Völker gegen die Ausbeutung ihrer Kultur und ihres Lebensraums übergangen und die Menschen teilweise kriminalisiert würden: „Das vergossene Blut unzähliger Männer und Frauen, das die amazonische Erde tränkt, um des Wohls ihrer Bewohner und des Landes willen, mischt sich mit dem Blut Christi, vergossen für alle und für die ganze Schöpfung“, heißt es in dem Schreiben. Es geht also nicht nur um den Lebensraum Amazonas. Letztlich muss es eine globale Änderung des Lebensstils geben, sind die Bischöfe überzeugt.

„Kirche mit dem Gesicht Amazoniens“

Um die Probleme angehen zu können, fordern die Bischöfe eine „Kirche mit amazonischem Gesicht“. Das bedeutet nach dem Papier, die schwierigen Lebensverhältnisse im Amazonasgebiet auch auf andere Regionen zu übertragen, denn die Schwierigkeiten ähneln sich: viele Menschen haben keine Gelegenheit, an einer Messfeier teilzunehmen, da ihnen die Priester fehlen. Das Papier verweist daher darauf, dass auch „neue Ämter und Dienste“ notwendig seien, um diesem Notstand zu begegnen. Dazu gehöre auch ein „offizielles Amt“ für die Frau, die in der Kirche in Amazonien eine zentrale Rolle spiele. Wenn in Amazonien neue Wege eingeschlagen würden, die den Bedürfnissen der Region entsprechen, habe dies auch Auswirkungen auf die Sicht der Ämter, der Liturgie und der Theologie der Gesamtkirche, wie es in dem Papier heißt. Kardinal Baldisseri unterstrich, dass die Klärung dieser Fragen zunächst der Synode vorgelegt werde, und sprach sich gegen vorschnelle Lösungen aus. Die Zulassung

verheirateter Männer zum Priesteramt beispielsweise wehrte er entschieden ab. Aber es könne durchaus andere Möglichkeiten geben, den Engpässen kreativ zu begegnen. Man kann gespannt sein, wie die Synode auf die provokativen Vorgaben des Vorbereitungspapiers eingeht und welche Lösungen sie finden wird. Das Vorbereitungspapier kann unter www.misereor.de/fileadmin/publikationen/vorbereitungsdokument-amazonien.pdf abgerufen werden.

Marc Witzenbacher

Vor 150 Jahren wurde Mahatma Gandhi geboren

Sein Name ist zum Inbegriff des gewaltlosen Einsatzes für Gerechtigkeit und Frieden geworden: Mahatma Gandhi. Er wurde von seinen Anhängern fast wie ein Heiliger verehrt und erhielt von ihnen den Namen „Mahatma“, was so viel bedeutet wie „große Seele“. Mohandas Karamchand Gandhi wurde vor 150 Jahren am 2. Oktober 1869 im indischen Bundesstaat Gujarat geboren.

Bescheidene Anfänge in einem frommen Elternhaus

In Gandhis Lebensweg wies zunächst nichts darauf hin, dass er einst die Welt verändern sollte. Er wuchs in einem frommen Elternhaus auf. Sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, der auch zeitweise hohe politische Ämter innehatte, habe ihm Wahrheitsliebe und Zivilcourage vermittelt, sagte Gandhi später einmal. Seine Mutter war sehr religiös und fastete oft, tat dies aber stets mit großer Heiterkeit. Gandhi war kein schlechter Schüler, errang sogar einige Preise und war ansonsten ein eher schüchter-

ner Junge. Der Tradition entsprechend wurde er bereits mit sieben Jahren verlobt und heiratete mit 13. Seine Braut Kasturbai war im gleichen Alter. Auf der Oberschule lernte Gandhi einen Mitschüler kennen, der ihm die ersten politischen Ansichten vermittelte und ihm deutlich machte, wie schlecht die Herrschaft Großbritanniens über Indien sei. Dies weckte Gandhis Interesse für die Politik und die Zustände anderer Länder. Zum Studium ging Gandhi von 1888 bis 1891 nach London. Gandhi studierte neben den Rechtstexten aber auch verschiedene religiöse Schriften, darunter auch die Bibel, insbesondere die Bergpredigt.

Unabhängigkeit für Indien!

Nach seinem Studium ließ sich Gandhi als Anwalt in Bombay nieder. Er trug zu dieser Zeit europäische Kleidung und führte einen europäischen Lebensstil. Doch blieb seine Anwaltspraxis erfolglos. So ging er als Rechtsbeistand einer indischen Firma nach Südafrika. Dort brachten ihn die schlechten Zustände der indischen Einwanderer dazu, sich für sie einzusetzen und Besserungen zu fordern. Rasch stieg er zum Führer der Inder in Südafrika auf. Sein politischer Erfolg führte ihn auch in Indien zu den Aktivisten gegen die Kolonialmacht Großbritannien. Am 23. Dezember 1919 rief Gandhi seine Landsleute schließlich zum Widerstand gegen die englische Krone auf. Er forderte dabei absolute Gewaltlosigkeit. Die Inder sollten ihre Kinder von den Schulen nehmen und in den britischen Firmen und Behörden ihre Arbeit niederlegen. Und tatsächlich folgten viele dem Aufruf, es kam zu Sitzstreiks in den Städten. Um sich von der Kolonialmacht abzusetzen, forderte Gandhi die Inder dazu auf, nur noch ihre eigens hergestellten Kleider zu tragen. So wurde das Spinnrad zum Symbol seines Widerstands. Auch die Lebensmittel sollten aus der eigenen Produktion stammen. Der von Gandhi initiierte „Salzmarsch“ am 12. März 1930 wurde ein Symbol des zivilen Ungehorsams. Hunderttausende folgten Gandhi auf

dem Weg zum Meer, manche liefen Hunderte von Kilometern. Am Meer ließen sie in ihren Händen Wasser verdunsten, bis nur das Salz zurückblieb. Damit protestierten sie gegen die teure Salzsteuer der Briten.

Mehrere Male im Gefängnis

Sein Widerstand brachte Gandhi mehrere Male ins Gefängnis. Doch kämpfte er gewaltfrei und friedlich unverdrossen für Frieden und Unabhängigkeit. Ein Mittel seines Widerstands war auch das Fasten, das er zeitweilig mehrere Wochen durchhielt, um seinen Forderungen Nachdruck zu verleihen. Schließlich führte 1947 Gandhis Einsatz zum Erfolg: Großbritannien entließ Indien in die Unabhängigkeit. Nur ein Jahr später wurde Gandhi in seinem Garten in Neu Delhi von einem seiner fanatischen Gegner erschossen. Seine Asche wurde auf dem Fluss Ganges verstreut.

Marc Witzenbacher

Höhepunkt der jüdischen Festtage: Jom Kippur

Im Oktober dieses Jahres feiern die Juden einige ihrer wichtigsten Feste. Höhepunkt ist der Jom Kippur, der Versöhnungstag. Er fällt in diesem Jahr auf den 9. Oktober. Jom Kippur gilt als der heiligste Tag des religiösen Jahres. Er bildet den Abschluss von zehn Bußtagen, die mit Rosch Haschana, dem Beginn des jüdischen Jahres, beginnen. An Jom Kippur soll das religiös-sittliche Leben durch eine aufrichtige Reue des Einzelnen erneuert werden.

Tag des Fastens und der Klage

An Jom Kippur wird der Gottesdienst ohne Unterbrechung vom Morgen bis zum Abend gefeiert. Die Gemeinde verbringt den ganzen Tag klagend und bittend in der Synagoge. Für Jom Kippur gilt ein strenges Fastengebot. Die Männer ziehen an diesem Tag das weiße Totenhemd an, in dem sie auch bestattet werden. Dies soll zum einen die Vergänglichkeit verdeutlichen, steht aber auch für die geforderte Reinheit und soll den Menschen in die Sphäre Gottes erheben. In biblischer Zeit war Jom Kippur der einzige Tag, an dem der Hohepriester das Allerheiligste des Tempels betreten durfte (vgl. Lev 16). Zudem wurden die Sünden des Volkes symbolisch einem Bock aufgeladen, der als „Sündenbock“ in die Wüste geschickt wurde. Charakteristisch für den Versöhnungstag ist außerdem der Gesang des „Kol Nidre“ (Alle Gelübde), der Eröffnungsgesang des Abendgottesdienstes an Jom Kippur. Es ist ein Gebet um Auflösung von unerfüllten religiösen Gelübden. Seine ergreifende Melodie ist in der gesamten jüdischen Welt ein klassisches Stück geworden.

Laubhüttenfest erinnert an die Wüstenwanderung

Vier Tage nach Jom Kippur wird das Laubhüttenfest (hebräisch Sukkot = Hütten) begangen. Der Name des Festes stammt vom gebotenen siebentägigen Wohnen in Hütten, die aus Palmwedeln und dicht belaubten Baumzweigen gebildet werden. Das Fest erinnert an die Wüstenwanderung des Volkes Israel und gnädige Bewahrung, die es beim Auszug aus Ägypten erfuhr, als das Volk in Zelten wohnen musste (vgl. Lev 23,42 f.). Da es zur Zeit der Ernte stattfindet, wird das Fest auch gerne Lese- fest genannt (vgl. Ex 23, 16). Die Familien halten sich während der Zeit des Laubhüttenfestes so viel wie möglich in den Hütten auf, mindestens aber zu den Mahlzeiten und dem Torastudium. Beim Gottesdienst in der Synagoge werden Feststräube aus Pal-

men, Myrte, Weide und Zitrusfrüchten getragen. Am Ende des Laubhüttenfestes steht das Fest der Freude über die Tora (hebr. Simchat Tora). An diesem Tag wird die Lesung der wöchentlichen Abschnitte aus der Tora mit dem Ende des Deuteronomiumbuches abgeschlossen und mit Genesis 1 wieder begonnen. Aus Freude über das Gesetz werden die Torarollen sieben Mal mit einem Tanz durch die Synagoge getragen.

Marc Witzenbacher

Kollekte für Indien am Weltmissionssonntag

Als im 19. Jahrhundert verschiedene missionarische Initiativen entstanden waren, rief Papst Pius XI. 1926 erstmals den Weltmissionssonntag aus, um die verschiedenen Aktivitäten besser zu koordinieren. Seitdem wird in rund 100 Ländern am Weltmissionssonntag jährlich für die soziale und pastorale Arbeit der katholischen Kirche in den 1 100 ärmsten Diözesen der Welt gesammelt. In Deutschland wird in diesem Jahr der Weltmissionssonntag am 27. Oktober gefeiert. Die Nationaldirektoren der Päpstlichen Missionswerke wählen für jedes Jahr eine Beispielregion aus, für deren Projekte die Kollekte erhoben wird. In diesem Jahr fiel die Wahl auf „Seven Sisters“, eine nordöstliche Region Indiens, die sieben Bundesstaaten umfasst. Dort leben mehr als 200 indigene Völker, die im Aussehen und ihren kulturellen Praktiken eher an Chinesen, Mongolen oder Burmesen erinnern. In Deutschland ist die Region vor allem wegen des guten Tees bekannt. Die Kirche hat dort zahlreiche Projekte gestartet, um den indigenen Völkern der Region zu helfen und die Kirche in der Region zu unterstützen. Ein Beispiel sind die „Touring Sisters“, dies sind Ordensfrauen, die in den entlegenen Bergdörfern das Leben der Ärmsten teilen und die Familien unterstützen. Weitere Informationen und Materialien können

unter <https://www.missio-hilft.de/mitmachen/weltmissions-sonntag-2019/> abgerufen werden.

Marc Witzenbacher

Gottesdienste im ZDF

- Sonntag, 6. Oktober 2019 – 9.30 Uhr,
Mariä Geburt, Bad Laer (kath.)
- Sonntag, 13. Oktober 2019 – 9.30 Uhr,
Johanneskirche, Pirmasens (ev.)
- Sonntag, 20. Oktober 2019 – 9.30 Uhr,
St. Georg, Ulm (kath.)
- Sonntag, 27. Oktober 2019 – 9.30 Uhr,
Weinsbergkirche, Wien-Döbling (ev.)

DOMRADIO

- Eine aktuelle Auslegung des in MAGNIFICAT abgedruckten Tagesevangeliums hören Sie von Montag bis Samstag im DOMRADIO ab ca. 7.55 Uhr. Für die lebensnahe und tiefgründige Auslegung des Textes lädt DOMRADIO wöchentlich einen Priester oder qualifizierten Laien zu Live-Gesprächen ein. Sendung verpasst? Dann nutzen Sie das Archiv oder das Podcast-Angebot auf www.domradio.de.
- Sonntags um 10 Uhr überträgt DOMRADIO einen Gottesdienst aus dem Erzbistum Köln sowie um 10 und 18 Uhr die Gottesdienste aus dem Kölner Dom live im Internet-TV auf www.domradio.de. Die Predigt ist als Podcast erhältlich.
- Bei Fragen erreichen Sie DOMRADIO unter Tel. 02 21 / 25 88 60.

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

November 2019

Heimat
Ewige Heimat

Wir haben hier keine bleibende Stadt,
sondern wir suchen die zukünftige.

Hebräerbrief – Kapitel 13, Vers 14

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

ZUM TITELBILD

Der Sturz der Stadt Babylon

Bamberger Apokalypse,
Reichenau, Anfang 11. Jahrhundert,
Msc.Bibl.140, fol. 45r,

© Staatsbibliothek Bamberg / Foto: Gerald Raab

Die Bamberger Apokalypse bietet den vollständigen Text der Offenbarung des Johannes. 49 (7 x 7) Miniaturen begleiten den Text und bilden den einzigen erhaltenen ottonischen Bilderzyklus hierzu. Beides zusammen füllt 58 Pergamentblätter im Format ca. 29,4 x 20,4 cm. Hinzu kommen weitere 48 Blätter, auf denen ein Evangelistar 130 Evangelientexte zu Festen und Heiligengedenktagen auflistet. Dieser Teil ist mit fünf Miniaturen zum Leben Jesu bebildert. Ein Doppelblatt mit dem thronenden Herrscher zwischen Petrus und Paulus, dem vier personifizierte Völker huldigen, und dem Sieg der Tugenden über die Laster, trennt beide Teile voneinander.

Bis 1803 befand sich die Handschrift im Kollegiatsstift St. Stephan in Bamberg und gelangte infolge der Säkularisation in die Staatsbibliothek Bamberg. Wie eine Inschrift im verloren gegangenen Buchdeckel bezeugte, hatte das Stift sie von Kaiser Heinrich II. und seiner Frau Kunigunde als Geschenk erhalten. Das Stift wurde zwischen 1007 und 1009 gegründet und die Stiftskirche 1020 geweiht. Der Stil der Miniaturen spricht für deren Zuordnung in die Liuthar-Gruppe innerhalb der Reichenauer Malschule und für eine Entstehung zwischen dem Evangeliar Ottos III. (Staatsbibliothek München) und dem Perikopenbuch Heinrichs II. (ebenfalls dort), also kurz vor 1010.

Unser Titelbild aus dem Miniaturenzyklus zur Apokalypse zeigt den Sturz der Stadt Babylon als Gericht Gottes über das Böse in der menschlichen Gesellschaft. Der Sturz wird dargestellt als eine auf den Kopf gestellte Stadt.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

So recht habe ich es nie singen mögen, das Lied, in dem es heißt: „... und wandern ohne Ruh ... der ewigen Heimat zu“ (GL 505 · KG 727). Ja, natürlich – im Zusammenhang von Sterben und Endlichkeit hat das Lied mit seiner gedrückten Stimmung sein Recht. Und dennoch. So habe ich liebe Verstorbene ungern zum Grab geleitet und Mittrauernden die Gewissheit zugesungen, dass wir alle einmal diesen einsamen Weg gehen werden.

Schon an den zitierten Worten reibe ich mich. Wenn ich Gottesdienste mitfeiere, erlebe ich oftmals Ruhe, eine Pause im Getriebe unserer Zeit, die einfach guttut. Besonders dann, wenn ich mich mit anderen zum Tagzeitengebet versammle, etwa zum Mittagsgebet oder auch zur Sonntagsvesper. Diese kleinen Liturgien haben Raum für Stille; sie schaffen Atmosphäre, um Gott mir nahe kommen zu lassen. Ja, wenn wir Glaubenden uns seiner Gegenwart öffnen, kann es geschehen, dass etwas wie Ewigkeit spürbar wird: dichte, hohe Zeit inmitten dieser Welt. Und Heimat. Weil ich vertraute Gesichter wiedersehe, weil sich nach dem Gottesdienst Gespräche ergeben, kurz: weil das Beziehungsgeflecht zwischen uns Stärkung erfährt. Ich komme einmal mehr zu Martin Bubers großem Wort zurück: „Der Mensch wohnt in seiner Liebe.“ Das kann spürbar werden, wenn Menschen sich gemeinsam vor Gottes Angesicht stellen, um seine Menschenfreundlichkeit zu feiern. Es kommt mir auch dann nah, wenn ich diese Menschenfreundlichkeit in mir selbst entdecke und bewähre – etwa wenn mich jemand braucht. Aber auch dann, wenn Menschen meinen Weg kreuzen, die mir neue Impulse geben; Menschen, die mich Heimat spüren lassen, so fremd ich in ihrer Gegend auch sein mag.

Wandern ohne Ruh? Einer ewigen Heimat entgegen, die erst ganz am Ende steht? Nein, da habe ich ganz andere Erfahrungen gemacht. Gott wirkt Heimat. Ewig. Jetzt.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer

Auf den Kopf gestellt

Offb 18, 1–20

Der Bibeltext aus der Offenbarung des Johannes, der sich in der Bamberger Apokalypse auf den drei Seiten vor der Miniatur befindet, stellt eine Vision des Sehers Johannes dar. Grundsätzlich ist bei der Beschäftigung mit mittelalterlichen Miniaturen darauf hinzuweisen, dass diese den Text nicht einfach illustrieren im Sinne einer Verdoppelung des im Text Gesagten, sondern die Miniatur interpretiert den Text, sie leitet zu einem bestimmten Verständnis des Textes an. Und deshalb ist es besonders interessant zu beobachten, welche Details des Textes die Miniatur darstellt – und welche eben nicht. So sehen wir nichts von Dämonen und abscheulichen Vögeln, nichts von Prunk und Luxus, nichts von Feuer und Rauch, nichts von den vielen Dingen, die den Reichtum beschreiben.

Die sündige Stadt

Es geht um Babylon, die große Stadt, die in der Offenbarung des Johannes als Hure bezeichnet wird (Offb 17, 5 „Mutter der Huren“) und als Allegorie für die Verderbtheit und Dekadenz der antiken Gesellschaft steht und damit zur Gegnerin der frühen Christen wird. Sie kann somit auch auf Rom als Hauptstadt des römischen Weltreiches bezogen werden, nicht aber auf die römische Kirche, die es damals in dieser Form ja noch gar nicht gab.

Diese Stadt sehen wir hier als inselartige, quadratische Architektur; sie steht auf einer ihrer Ecken inmitten eines in Grün-Grau-Variationen gestalteten Erdstreifens, der unten etwas mehr als die Hälfte der Miniatur einnimmt. Sie ist von einer Stadtmauer mit Zinnen und Türmen an den vier Ecken umgeben. In ihrer Mitte erheben sich vier verschiedenfarbige Gebäu-

de, von denen drei geöffnete Portale zeigen. Auch an einem der Ecktürme deutet ein weit aufstehender Torflügel ein geöffnetes Stadttor an. Doch auf dem Hintergrund des Textes geht es hier nicht um eine offene, einladende Stadt, sondern um eine Stadt, aus der die Menschen fliehen: „Verlass die Stadt, mein Volk, damit du nicht mitschuldig wirst an ihren Sünden...“ (Offb 18, 4).

Als Folge dieser Sünden wird die Stadt bestraft: „Gefallen, gefallen ist Babylon, die Große!“ (Offb 18, 2) Im Text wie im Bild ist dies bereits vollzogen. Dieses Fallen hat der unbekannte Malermönch so einfach wie genial dargestellt: Er hat die Stadt-abbreviatur einfach auf den Kopf gestellt! Die Stadt ist umgekippt und auf der Spitze des ehemals obersten Turms gelandet!

Gottes Handeln

Gefallensein kann Folge eigenen Handelns sein, wenn man zum Beispiel stolpert. Hier aber verwendet der Miniaturist den gesamten oberen Teil des Bildes, um zu zeigen, dass es Gott ist, der hier spricht und handelt. Links oben stößt aus einem mehrfarbigen Himmelssegment die Halbfigur eines Engels hervor, den Johannes aus dem Himmel herabsteigen sah (vgl. Offb 18, 1). Einen Flügel hat er weit ausgebreitet, der andere ist eher ornamental aufgefasst und an das Kreissegment angelehnt. Ein grüner Nimbus kommt zwischen den Flügeln wie eine Kugel zur Ruhe. Die rechte Hand streckt er im Redegestus der Stadt entgegen. Er spricht ihr das Urteil, das schon vollzogen ist. Dabei steht diese Hand frei vor dem Goldgrund. Auf diese Weise erhält sie Gewicht als Zentrum des oberen Teils der Miniatur und Gegenpart zur Stadt darunter. Ohne Zweifel muss der Hintergrund aus Blattgold so verstanden werden: „...die Erde leuchtete auf von seiner Herrlichkeit“ (Offb 18, 1); er ist Ausdruck der „großen Macht“ des Engels. Doch diese Macht ist abgeleitet, der Engel hat sie nicht aus sich selbst, sondern nur insofern er Bote Gottes ist. Gott ist es, der durch ihn spricht

und handelt. Um das zu unterstreichen, ist links unter dem Engel nochmals ein kleines Himmelssegment zu sehen. Aus ihm wächst eine Hand heraus, die ebenfalls im Redegestus zur Stadt spricht. Hinterlegte Kreuzstrahlen machen deutlich, dass dies die Stimme Gottes ist, die der Stadt das Urteil gesprochen hat.

Die Klage der Menschen

Neben der gestürzten Stadt sehen wir neun Personen, links drei und rechts sechs Männer. Auf dem Hintergrund des Textes können wir diese eindeutig in drei Gruppen einteilen: Unten rechts sind drei Könige zu sehen, an ihren Kronen eindeutig zu erkennen; sie bleiben in der Ferne stehen, sie weinen und klagen (vgl. Offb 18,9 f.). Als Zeichen dessen hat jeder von ihnen seine rechte Hand an die rechte Wange gelegt und schaut traurig zur Stadt hinüber, einer zeigt auch auf sie. Auf der linken Seite sind die Kaufleute zu sehen, die ebenfalls in der Ferne stehen bleiben und weinen und klagen (vgl. Offb 18,11–16). An ihrer Kleidung ist etwas von dem Reichtum abzulesen, den sie im Handel mit Babylon verdient haben. Sie sind auch die Einzigen, die durch ihre Bewegungs- und Blickrichtung zu erkennen geben, dass sie aus der Stadt fliehen (vielleicht sind in ihnen die Gläubigen zu erkennen); nur einer schaut zurück auf die bestrafte Stadt und erinnert damit an die Frau von Lot (vgl. Gen 19,26). In der zweiten Reihe auf der rechten Seite sind hinter den Königen die Kapitäne und Matrosen zu sehen. Wenn von ihnen auch nur die Köpfe heraus schauen und nichts auf Seeleute schließen lässt, so ist die Zuordnung doch eindeutig, da der Text sagt, dass sie sich Staub auf den Kopf streuen als Zeichen der Buße und Umkehr (vgl. Offb 18,19) – mit genau dieser Geste sind zwei von ihnen gezeigt.

Diese Menschen klagen über die Stadt Babylon, über ihr Schicksal, mit dem sie selbst verbunden waren, weil sie ihre Vergnügungen geteilt haben und sich an ihrem Reichtum berei-

chert haben. Doch nun distanzieren sie sich von ihr, sie fliehen und wollen nicht in deren Abwärtsstrudel mit hineingezogen und mit ihr gemeinsam bestraft werden.

Das Handeln Gottes zur Vernichtung des Bösen ist das Zentrum dieser Miniatur. Gott ist nicht ohnmächtig, Gott schaut nicht zu. Er greift ein und er handelt. Er stürzt um und verändert die gewohnte Ordnung. Mich erinnert das an das Loblied der Maria, das Magnificat: „Er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen“ (Lk 1, 52).

Von der Freude der Heiligen, Apostel und Propheten darüber (vgl. Offb 18, 20) sehen wir allerdings nichts.

Heinz Detlef Stäps

Ewige Heimat

Ewigkeit ist ganzer und zugleich vollständiger Besitz unbegrenzten Lebens“, lautet die berühmte Definition des um 480 n. Chr. geborenen christlichen Römers Boëthius, Berater Theoderichs in Ravenna, ein bedeutender philosophischer Vermittler an der Schwelle von der Antike zum Mittelalter. Boëthius hob von einer unechten Ewigkeit, dem unendlichen Fluss der Zeit (*perpetuum*), die echte Ewigkeit ab (*aeternum*). Diese wird mit Gott in Verbindung gebracht, sie wird ihm allein zugesprochen, er ist ihr Ursprung. Gott besitzt die ganze, ungeteilte Fülle des Lebens in vollkommener Selbstgegenwart, seine Ewigkeit ist das konzentrierte, dichte Jetzt, nicht die zermürbende Zerdehnung, die leere Dauer, vielmehr unvorstellbare Fülle des Lebens. Leben von Gott her. Gott ist es, dem das Prädikat der Ewigkeit einzig gebührt.

Wenn das Vollkommene kommen wird

„Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und was in keines Menschen Herz aufgestiegen ist, das bereitet Gott denen, die ihn lieben“, so drückt es der Apostel Paulus aus (1 Kor 2, 9). Wie aber vom ewigen Leben sprechen, wenn es unser jetziges Erleben weit übersteigt? Wenn unser gegenwärtiges Erkennen bestenfalls „Stückwerk“ ist, das „abgetan werden wird, wenn das Vollkommene kommen wird“ (1 Kor 13, 9–12)? Lässt sich wenigstens andeuten, was Ewigkeit und ewiges Leben für uns bedeuten? Der katholische Systematiker Hans Kessler spricht von „Hoffnungsentwürfen, die wir aus der Erfahrung mit Gott in Jesus Christus gewinnen“. Der erste Schritt ist aber wohl der Schritt aus den furchtbar banalen und eigentlich furchtbaren Ewigkeitsvorstellungen heraus, die wir mit uns herumtragen.

Hinübertasten

„Ewigkeit ist ein religiöser Begriff an der Grenze. Er tastet hinüber.“ (Ottfried Reinke) Hans Kessler nimmt diesen Gedanken auf: Der Begriff Ewigkeit „tastet aus unserer zeitlichen Welt hinüber in eine ganz andere Dimension der Wirklichkeit, jener Dimension, die Urgrund und Ziel von allem ist“. In biblischer Sicht ist Gott allein ewig. Er ist der Ewige. „Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ (Ps 90) Während alles Geschaffene und Gewordene von anderem herkommt und von anderem abhängig ist (ab alio), so sagt es Thomas von Aquin, Zeit und Vergehen unterworfen, ist der Schöpfer und einzige Grund der Welt nur von sich her (a se), unerschöpfliches lebendiges Sein, ewig.

Ich bin da

Und doch will der Ewige nicht in „splendid isolation“ leben. Er will für uns der „Ich bin da“ (Ex 3, 14) sein. Gott ist der Ewige, aber auch der Bezug zu Raum und Zeit fehlt ihm, dem Schöpfer aller und von allem, so auch von Raum und Zeit, nicht. Die biblischen Schriften bezeugen dies eindringlich. „Wohin ich auch gehe, auch da bist du“, weiß der Beter des 139. Psalms, „keinem von uns ist Gott fern“ (Apg 17, 28); und „bis in euer Alter bin ich derselbe und trage ich euch“ (Jes 46, 3–4).

Der Ewige ist treu

Ewiges Leben für uns Menschen erhoffen, das bedeutet, Anteil an Gottes ewigem Leben erhoffen. Der göttliche Urgrund hält an seiner Beziehung zu seinen Geschöpfen fest, der Ewige ist treu. Durch Tod und Untergang verwandelt er sie und schenkt ihnen Anteil an seinem eigenen, unbegrenzbaren, ewigen Leben (Boëthius), an seinem „Leben in Fülle“ (Joh 10, 10). Mar-

tin Luther hat dies einmal so ausgedrückt: „Mit wem Gott ein Gespräch angefangen hat [...], der ist gewiss unsterblich“; Gott wolle mit seinen Geschöpfen „bis in Ewigkeit und unsterblicherweise reden“. Gott vergisst keines seiner Geschöpfe, auch nicht den wertlos scheinenden toten Sperling (Lk 12,6). So kann das Neue Testament von neuer Schöpfung sprechen und von der „Hoffnung auf ewiges Leben, das zugesagt hat der nicht lügende Gott“ (so in wörtlicher Übersetzung Tit 1,2).

Siehe, ich mache alles neu

Jesus selbst spricht vom ewigen Leben im vollendeten Gottesreich häufig in Bildern vom freundschaftlichen und festlichen Mahl, vom Gastmahl, vom Freundesmahl, vom Hochzeitsmahl. Da freut man sich miteinander und aneinander. Da werden die Kleinen und Erniedrigten nicht noch einmal kleingemacht, sondern hochgeschätzt und willkommen geheißen. Wo man so zusammenlebt, lässt sich schon etwas von der künftigen Freude spüren. „Selig, wer am Mahl im Reiche Gottes teilnehmen wird.“ (Lk 14, 15)

Erfahrung des Anderen

Menschlich-irdisch ist, in biblischer Perspektive, jegliche Heimat nur Heimat auf Zeit. Vorläufige, relative, nicht absolute, immer nur bedingte Heimat. Darum lässt sich die Verabsolutierung von Heimat in politischen Ideologien auch nicht mit dem christlichen Glauben vereinbaren. *Mia san mia*, aber das Leiden, das bedrohte Leben des fremden Bruders, der unbekannten Schwester, kann mich nicht gleichgültig lassen. Nur so werde ich ich selbst, so werden wir erst wir. Nicht durch Selbstbehauptung gegen die anderen, sondern durch vertrauensvoll-offene Erfahrung des Anderen leuchtet Heimat auf.

Hineingenommen in Gottes Lebendigkeit: ewige Heimat

Hans Kessler weist auf weitere biblische „universal-kommunikative Hoffnungsbilder“ ewigen Lebens hin, Bilder vom Daheimsein und Zusammensein mit Christus in Gottes Nähe (2 Kor 5,8; Phil 1,23), das Bild von den vielen Wohnungen im Haus des Vaters (Joh 14,2–3), das Bild vom paradiesischen Frieden zwischen Menschen und allen Geschöpfen (Lk 23,42–43), das Bild von der neuen Stadt Gottes, in der keiner mehr den anderen fürchten muss (Offb 21,1–22,5). Nur so geht ewige Heimat. Heimischwerden bei Gott, in seiner Lebensform. Bilder von einem Miteinander in Freude, vom Zusammensein ohne Angst und Hass und Schmerz, vom Leben ohne Hass, Neid, ohne Abwertung und ohne Dominanzwillen und aggressiven Ausschluss. Wie anders könnte Gott sonst „alles in allem sein“ (1 Kor 15,28)?

Susanne Sandherr

Seelenverwandt?

Philosophisch-theologische Schlaglichter auf Mensch und Tier

Im Freundeskreis erwiderte eine junge Frau auf meine tastenden Fragen nach dem Verhältnis von Mensch und Tier überlegen: „Also, ich halte es da mit der Wissenschaft. Menschen sind auch Tiere.“ Ich war verblüfft über ihre Selbstsicherheit, fragte aber nicht weiter, etwa nach dem Unterschied, den sie als Nicht-Vegetarierin offenbar doch mache zwischen Mensch und Tier. Ein weites Feld!

Ohne Logos

Seit 400 v. Chr., im Hellenismus und in der römischen Kaiserzeit, werden die Tiere gegenüber dem Menschen durch einen Mangel gekennzeichnet. Sie sind die Lebewesen ohne Logos. Tiere sind die „aloga zoa“, die sprach- und vernunftlosen Lebewesen.

Spürsinn

In den homerischen Epen ist der Blick auf das Tier vielfältig. Er richtet sich nicht auf *das* Tier, sondern auf einzelne Tiere. Im Kampf sind Menschen und Tiere von ähnlichen Gefühlen erfüllt, von Freude und Trauer, Zorn, Mut und Angst. Das vertraute Mensch-Tier-Verhältnis und zugleich der überlegene Spürsinn der Tiere kommen in der Szene zum Ausdruck, da der Hund Argos, anders als die Menschen, seinen Herrn Odysseus auch im Bettlergewand erkennt. Ein Gefühl menschlicher Überlegenheit prägt aber bereits den Blick auf die Tiere bei Homer.

Seelenwanderung

Der Philosoph Pythagoras geht von einer Seelenwanderung zwischen Mensch und Tier aus: Seelen könnten von Menschen in Tiere und von Tieren in Menschen übergehen. Im Rahmen dieser Lehre besteht kein grundlegender psychischer Unterschied zwischen Mensch und Tier; allerdings wird die menschliche Existenzform meist als überlegen angesehen.

Alles ist verständig

Empedokles sieht im 5. Jh. v. Chr. die Elemente, aus denen sich die ganze Welt zusammensetzt, als Träger des Erkennens, Denkens und Fühlens. Demnach ist alles, auch Tiere, Pflanzen

und Steine, irgendwie verständig. Zugleich wird der Vorrang des Menschen betont. Doch aus ihrer Überzeugung von der Mensch-Tier-Verwandtschaft wenden sich diese philosophischen Schulen gegen das Töten, Schlachten und Essen von Tieren. Auch Anaxagoras schreibt den Tieren eine Art Vernunft und Einsicht zu. Die Vernunft, nous, wirkt als weltgestaltende Macht in allem Lebendigen.

Menschliche Kulturleistung

Die Wende kommt um die Mitte des 5. Jh. Das erwachende Bewusstsein für die Einzigartigkeit menschlicher Kulturleistung führte zu der Behauptung, nur die Menschen besäßen Vernunft. Doch es gibt auch gegenläufige Tendenzen. Der Akademiker Xenokrates schreibt den Tieren unsterbliche Seelen und eine Art Bewusstsein vom Göttlichen zu und tritt darum für Vegetarismus ein.

Vernachlässigt oder bevorzugt?

Die Philosophie der Stoa betont einerseits die geistige, seelische und körperliche Überlegenheit des Menschen, den die göttliche Vorsehung so viel besser ausgestattet habe als das Tier, das nur zum Wohle des Menschen geschaffen sei. Dem vernunftlosen Tier gegenüber habe der Mensch keinerlei Rechtsverpflichtungen. Zugleich sehen die Stoiker, dass die göttliche Naturkraft weise und gütig für die Tiere und ihre Erhaltung gesorgt hat. Zudem stellen sie heraus, dass sich das Tier „von Natur aus“ zweckmäßig verhält. Andere antike Philosophen bestreiten die von der Stoa herausgestellte natürliche Bevorzugung des Menschen, die Natur verhalte sich zu ihm vielmehr wie eine missgünstige Stiefmutter, während sie den Tieren eine gütige Mutter sei.

Empfindungsfähige Seele

In der Philosophie des Mittelalters wird das Tier in Anknüpfung an antike Positionen und an eine oftmals einseitige Auslegung der biblischen Schöpfungserzählungen als dem Menschen unterlegen und untergeordnet, ja preisgegeben, bestimmt. Einzelne Versuche, die Gemeinsamkeiten von Mensch und Tier stark zu machen, werden abgewehrt. Erst im 11. Jh. und unter dem Einfluss der arabischen Aristoteles-Renaissance verstärkt sich die Tendenz, Tiere nicht einfach als vernunftlos, sondern als natürliche Wesen für sich zu betrachten. Albertus Magnus spricht den Pflanzen eine „anima vegetativa“ zu, die niedrigste Lebens- bzw. Seelenstufe, den empfindungsfähigen Tieren eine höher entwickelte „anima sensitiva“, dem Menschen jedoch eine „anima rationalis“: Seine Vernunftseele sichert ihm die oberste Stelle in der Pyramide der Geschöpfe. Der Renaissance-Philosoph Pico della Mirandola formuliert pointiert: „nicht das dicke Fell macht das Tier aus, sondern die unvernünftige und sinnliche Seele“. Das Tier und seine minderwertige Seele stehen in dieser dualistischen Sicht für das Körperliche, Sündige und Irrationale im Menschen.

Seelenlos

Doch die philosophischen und theologischen Stimmen, die die Seelenverwandtschaft von Mensch und Tier betonen, verstummen nie, auch wenn René Descartes (1596–1650) mit schwerwiegenden Folgen den Konsens einer gravierenden, aber zugleich graduellen Unterschiedenheit von Mensch und Tier sprengt. Das Tier gehört Descartes zufolge zu den seelen- und vernunftlosen „res extensae“, es ist ein Ding ohne echte Empfindungen, die es in seinem Verhalten bloß imitiert. Das Tier ist seelenlos, ein von Gott kunstvoll geschaffener, gut funktionierender Automat.

Als Menschen auf Erden

Sind Mensch und Tier seelenverwandt? Als seelenlose Automaten wird wohl kaum jemand die Tiere ansehen, auch wenn unser Umgang mit ihnen, ich denke nicht an geliebte Haustiere, anderes vermuten lässt. Wo liegt der Unterschied zwischen Tierseele und Menschenseele? Wäre die Unsterblichkeit der menschlichen Seele durch ihre Verwandtschaft bedroht? Wird die einzigartige Schöpfungsverantwortung des Menschen durch die Anerkennung einer Seelenverwandtschaft von Mensch und Tier geschwächt, oder, im Gegenteil, gekräftigt und gestärkt? Ein weites Feld! Tiere sind in christlicher Sicht jedenfalls keine beliebigen Sachen, sondern von Gott umfassend geliebte Mitgeschöpfe, und eine demütige und nicht-spaltende Sicht auf Mensch und Tier, geschaffen in der Einheit von Seele und Leib, könnte uns Wege weisen, als Menschen auf Erden Gottes Willen zu tun.

Susanne Sandherr

Wiederkunft Christi

In den Schriften des Neuen Testaments wird davon ausgegangen, dass Jesus Christus am Ende der Zeiten wiederkommen wird. Diese Ankunft (griechisch *parousia*, daher auch „Parusie“) wird als erneutes Kommen des erhöhten Christus (Apg 1, 1–8) verstanden: Wenn Jesus Christus wiederkommt, wird er Erde und Himmel vollenden. Er wird alle Menschen richten, das Böse vernichten und die ganze Welt erlösen. Dann wird nach biblischem Verständnis die Welt endgültig so sein, wie Gott sie gewollt hat.

Naherwartung in den ersten Gemeinden

Ausführlich wird die Wiederkunft Christi in den synoptischen Evangelien beschrieben (vgl. Mk 13, 1–37; Mt 25, 1–13; Lk 12, 35–46). Die Menschen werden danach einmal alle Christus sehen, wie er „auf den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit“ (Mt 24, 30) kommen wird. Diese Vorstellungen greifen die alttestamentlich-jüdischen Heilserwartungen auf, nach denen – in Analogie zum Erscheinen Gottes auf dem Sinai (Ex 19) – Gott selbst oder eine Heilsgestalt am Ende der Zeiten auftreten wird. Vor allem die frühjüdische Erwartung des kommenden „Menschensohns“ (vgl. Dan 7, 13) hat die christliche Erwartung der Wiederkunft Christi geprägt (Mt 24, 29–31; Apg 3, 20 f.; Phil 3, 20; 1 Thess 1, 10). In einer reichhaltigen Bildersprache verbindet sich das Kommen Christi mit der Erwartung des letzten Gerichts (Posaunen, Trompeten, Kommen auf den Wolken, Sitzen auf dem Thron usw.) und der Auferstehung der Toten (1 Kor 15, 20–28). Die Christen der biblischen Zeit rechneten noch damit, dass die Wiederkunft Christi zu ihren Lebzeiten geschehen würde. Und selbst als schon einige Christen gestorben waren, gingen die ersten Christen davon aus, dass sie die Wiederkunft Jesu Christi noch zu Lebzeiten erleben würden (1 Thess 4, 15). Ziemlich schnell aber wandelte sich diese Vorstellung. Die Christen stellten sich auf eine unbestimmte Zeit ein, in der sich die Menschen auf das Reich Gottes vorbereiten könnten (2 Petr 3, 4–9). Schließlich wurde deutlich, dass Gott selbst der Einzige ist, der den Zeitpunkt der Wiederkunft Christi kennt.

Hoffnung auf die Vollendung der Welt

In der Theologiegeschichte wurde die Wiederkunft Christi unterschiedlich interpretiert. Für die einen bleibt die Parusie weiterhin ein blitzartiges Geschehen am Ende der Zeiten, wobei die Identität des irdischen Jesus mit dem wiederkommenden

Christus im Mittelpunkt steht und so die Liebe und Barmherzigkeit des Gerichts betont wird. Damit wird auch einer Art „Pastoral der Einschüchterung“ entgegengewirkt, die in früheren Zeiten viele Menschen verstört hat und auch nicht den biblischen Erwartungen entspricht. Andere Theologen sehen die Wiederkunft in der Gegenwart der Kirche und den Sakramenten bereits verwirklicht. Dabei wird allerdings ein wesentlicher Aspekt der biblischen Hoffnung auf eine sichtbare Herrlichkeit und eine neue Schöpfung ausgeblendet. Schließlich wird die Parusie von einigen nicht als plötzliches Ereignis, sondern als Prozess verstanden, in dem die Schöpfung und die Menschheit nach und nach vollendet werden. Wie man letztlich auch die Wiederkunft Christi versteht, sie beschreibt eine wesentliche Hoffnung des christlichen Glaubens, nach dem diese Welt eben noch nicht an ihr Ende gekommen ist, sondern ihr eigentliches Ziel noch aussteht. Das neue Leben hat mit Christus schon begonnen (2 Kor 5, 14), an ihm haben alle Getauften teil. Und doch stehen wir als Christinnen und Christen in einer Spannung des „schon jetzt“ und des „noch nicht“ und ahnen, dass die eigentliche Vollendung dieser Welt noch aussteht.

Marc Witzenbacher

Herr, mach uns stark im Mut, der dich bekennt

Ein neues Lied vom ewigen Advent

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 338f.

Den Text des Liedes (GL 552, RG 865, EG 154) verfasste im Jahr 1972 die Journalistin, Lektorin und Dichterin Anna Martina Gottschick (1914–1995). Ihr lag das Allerheiligenlied

„For all the (ursprünglich: Thy) saints who from their labors rest“ des anglikanischen Pfarrers und Bischofs William Walsham How (1823–1897, das Lied entstand 1864) vor. Die Melodie hatte der bedeutende englische Komponist Ralph Vaughan Williams (1872–1958) 1906 beigesteuert. Auf Anregung des Kirchenmusikers und Komponisten Heinz Werner Zimmermann erschloss Anna Martina Gottschick R. V. Williams' Melodie für den deutschsprachigen kirchenmusikalischen Raum. Die letzte Strophe fügte Jürgen Henkys Gottschicks Text 1988 nach „For all (Thy) the saints“ hinzu. Sie wurde zuerst für das „Evangelische Gesangbuch“ geschrieben und ist nun auch im katholischen „Gotteslob“ zu finden, nicht aber im „Gesangbuch der Evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz“. Ein deutschsprachiges Lied nach Walsham Hows „For all the Saints“ steht, mit Williams' Melodie, unter der Rubrik „Heilige“ im GL mit der Nummer 548.

Lied zwischen Anfang und Ende des Kirchenjahrs

Anna M. Gottschicks Lied bietet Strophen aus drei identisch gebauten, miteinander reimenden Zeilen. Ein zweifaches „Halleluja“ ist als Refrain angehängt. So weit entspricht es der englischen Vorlage, doch wollte die evangelische deutsche Dichterin, anders als der anglikanische Bischof, nach eigener Auskunft kein Heiligenlied schaffen, sondern „ein Lied zwischen Ende und Anfang des Kirchenjahres“. Im GL findet sich das Lied trotz der später hinzugefügten sechsten, der „Allerheiligen“-Strophe, nicht unter der Rubrik „Heilige“, sondern unter der Rubrik „Die Himmlische Stadt“.

Tief liegt des Todes Schatten auf der Welt

Die Dichterin hatte als erste Strophe die schließlich in der Anordnung von EG, RG und auch GL zweite Strophe gesetzt: „Tief

liegt des Todes Schatten auf der Welt.“ Doch die Gesangbuchausschüsse des EG machten aus der bei Gottschick ursprünglich letzten eine Rahmenstrophe, wohl um den dunklen Eingangston der ersten Strophe zu vermeiden.

Kraftvoll und mutig

Der jetzt in EG, GL und RG übereinstimmend gewählte Beginn ist kraftvoll, affirmativ, mutig und leidenschaftlich aus Vertrauen. „Lass uns dich schaun im ewigen Advent“, so endet die erste Strophe, in der das Wortfeld des Schauens und der Sichtbarkeit (1 Kor 13, 12; Offb 22, 4; Mt 5, 15) ebenso bedeutsam ist wie das der festen Bekenntnisstärke (Mt 10, 32) und der Glaubensgewissheit.

Über denen, die im Todesschatten wohnten, strahlte ein Licht auf

Doch der erste Anfang von Gottschicks ursprünglichem Liedtext, die jetzige zweite Strophe, deren Ortswechsel der Dichterin aufgezungen werden musste, erinnert eher an das finstere Tal des 23. Psalms und ebenso, oder noch dringender, an das ganze adventliche neunte Kapitel des Propheten Jesaja. „Das Volk, das in der Finsternis ging, / sah ein helles Licht; / über denen, die im Todesschatten wohnten, / strahlte ein Licht auf.“ (Jes 9, 1)

Dein Lebenshauch bewegt das Totenfeld

Die Erinnerung an die machtvolle Auferweckungsszene von Ez 37 beschließt die zweite, Gottschicks erste Strophe, zugleich eine der Lesungen der Osternacht. Gottes Ruach, sein Lebensatem, seine Geistkraft, belebt und bewegt das tote, das totenstille Gebein, Gottes Ruach lässt sich nicht entmutigen, nicht abhalten, nicht fernhalten vom Bereich, vom vermeintlichen Reich des Todes.

Wenn wir von Angesicht dich werden sehn

In der dritten Strophe wird das Geheimnis unserer Verwandlung angedeutet (1 Kor 15, 51), das Ende von „Leid und Geschrei und Schmerz“ (Offb 21,4). Was für eine Aussicht. All das „muss dann vergehn“?! Der Schrei, den keiner hörte? Den keiner hören wollte? Geschrei, das nur nach innen ging, sodass diesem Innen Hören und Sehen verging? Diesem Innen, das nun einmal mein eigenes Inneres ist? Also Atomschlag, aber keiner sieht's, keiner merkt's? Verbergen. Gelernt ist gelernt. Und all die vielen und allzu vielen – war da was, da war doch nichts – hinausgesandten Signale, gesandt von den Missachteten und Misshandelten und Missbrauchten aller Orte und Zeiten. War da was? Geheimnis der Verwandlung? Dein Wort in Gottes Ohr.

Der Erde Kleid

Noch tragen wir der Erde Kleid; was soll das heißen? Wir sind eingehüllt, eingekleidet in Endlichkeit und Sterblichkeit, Fehlbareit und Versuchlichkeit. Mensch sein heißt bedürftig sein, heißt verlassen sein, „doch deine Treue hat uns schon befreit“. Der ewige Gott wollte uns nicht anders befreien als durch unsere Geschöpflichkeit, Bedürftigkeit, unsere Armseligkeit und Ambivalenz hindurch. Der Erde Kleid? Das nicht nur ein abzustreifendes Kleid ist, sondern schon berührt ist von jenem Lebensatem, Lebenshauch, der Leib und Leben wird, von Gott her. Gott ist treu. Schau'n wir mal? Wir schauen schon. Schon und noch nicht. Vor allem aber: schon: „Doch deine Treue hat uns schon befreit.“

Dass unser Licht vor allen Menschen brennt

Die fünfte Strophe nimmt die in der vorliegenden Fassung erste, rahmende Strophe wieder auf. Es geht nicht nur um uns. Es geht

um alle Welt. Wie wir als Kinder die Martinslaternen liebten! Wir dachten nicht an Mt 5, 15, aber wir waren so zufrieden mit dem, wie es uns schien, unvergleichlichen, hellen, heiteren, mit dem kunstvollen und kostbaren, kreativen Licht unserer selbst gestalteten „Martinsfackeln“, wie man im Rheinland sagt.

Mit allen Heiligen beten wir dich an

Das musste doch jedermann klar sein, das musste doch einem jeden, einer jeden, einleuchten, wofür Martin ritt, wofür er einstand, wofür er glühte – und wofür, worunter und für wen er litt. „Sie gingen auf dem Glaubensweg voran.“ Auch das EG lässt, in diesem Sinne, J. Henkys sechste Liedstrophe, die Allerheiligenstrophe, zu: „An Gedenktagen von Glaubenszeugen“. An Allerheiligen? Oder zu Sankt Martin vielleicht?

Susanne Sandherr

Letzte Ruhestätte in der Kirche: Kirchenkolumbarien

In früheren Jahrhunderten war es üblich, auch in Kirchen Gräber zu errichten. Doch blieb diese Form der Bestattung meist Bischöfen, Landesherren oder Adligen vorbehalten. Seit 15 Jahren gibt es in Deutschland nun auch sogenannte Kirchenkolumbarien. Dazu werden in der Regel liturgisch nicht mehr genutzte Kirchen als Ruhestätte für Urnen umgestaltet. Einige Kirchen werden auch weiterhin für Gottesdienste genutzt. Die Zahl der Urnenbestattungen hat in den letzten Jahren enorm zugenommen, viele Menschen suchen Begräbnisstätten, die wenig Aufwand und Pflege erfordern und dennoch eine wür-

dige Ruhestätte darstellen. Die wenigsten wollen aber anonym bestattet werden. So erweisen sich Kirchenkolumbarien als ein kirchennahes Umnutzungs- oder Nutzungserweiterungskonzept, mit dem die Kirchenbauten erhalten und zugleich in der Regel günstige Bestattungsmöglichkeiten in sakralem Ambiente geschaffen werden können.

Kolumbarien gab es schon in der Antike

Schon im antiken Rom gab es Kolumbarien. In Reihen und übereinander wurden Grabkammern angelegt, in die man Urnen mit sterblichen Überresten stellte. Meist wurde diese Bestattung für Sklaven und Freigelassene genutzt. Da sich die Gräber nach außen sehr ähnlich sahen, nannten die Römer sie „Columbarium“, was eigentlich „Taubenschlag“ bedeutet. Der Name hat sich für Urnengrablagen erhalten, obwohl in Europa über viele Jahrhunderte hinweg das Verbrennen von Leichen verboten war, da dies der leiblichen Auferstehung der Toten zu widersprechen schien. Als jedoch der Platz für Bestattungen knapp und die finanziellen Möglichkeiten für eine Grablegung bei vielen Menschen immer enger wurden, lockerte man das Verbot. In Deutschland wurde 1892 im thüringischen Gotha das erste Kolumbarium eröffnet. Bereits 1878 hatte man dort auch das erste Krematorium errichtet.

Immer mehr Urnenkirchen in Deutschland

Als im Jahr 2004 die alt-katholische Pfarrkirche Erscheinung Christi in Krefeld entwidmet und in ein Kolumbarium umgewandelt wurde, war die Skepsis noch groß. Doch mittlerweile gibt es schon rund 50 Kirchenkolumbarien in Deutschland, Tendenz steigend. Allein in den letzten sechs Jahren hat sich ihre Zahl fast verdoppelt. Die Not, angesichts geringer werden-

der Mitgliederzahlen Gebäude reduzieren zu müssen, bringt viele Kirchengemeinden dazu, ein Kolumbarium zu errichten. Als Träger fungieren dabei die Kirchengemeinden oder die Bistümer und Landeskirchen. Die Kirchen setzen damit auch die Tradition fort, dass in früheren Zeiten noch die meisten Friedhöfe in kirchlichem Besitz waren. Doch werden nicht nur liturgisch nicht mehr genutzte Kirchen in Kolumbarien umgewandelt. In einigen Kirchen wurde lediglich die Zahl der Sitzplätze verringert und mit Wänden oder anderen Konstruktionen Kolumbarien in der Kirche eingerichtet. Die Atmosphäre in diesen Kirchen ist besonders, und sie verleiht den Gottesdiensten einen eigenen Charakter. Denn in vielen Kirchenkolumbarien werden nicht nur Trauergottesdienste, sondern auch Taufen und Hochzeiten gefeiert. So beispielsweise in Osnabrück: die Pfarrkirche Heilige Familie wird als Kolumbarium und Kirchenraum zugleich genutzt. Die besondere Umgestaltung der Kirche wurde 2012 mit dem Niedersächsischen Staatspreis für Architektur gewürdigt. Die Erweiterung für Urnengräber hat im Jahr 2012 auch die Hamburger Domgemeinde beschlossen. Seitdem werden in der Hamburger Kathedrale nicht nur Bischöfe, sondern auch Gemeindeglieder beigesetzt. Im Dom St. Marien wurde Platz für 1 540 Urnengräber geschaffen. Das Kolumbarium ist überwölbt von einem Marienmosaik und wird bewusst nicht nur als Ort der Trauer, sondern vor allem als „Ort der Hoffnung“ verstanden.

„Memento Mori“ und die Botschaft der Auferstehung

In der Gestaltung von Kirchenkolumbarien verbindet sich das Bewusstsein des bevorstehenden eigenen Todes („Memento mori“: „Gedenke, dass du sterben wirst“) mit der Hoffnung auf die Auferstehung. So ist beispielsweise die „Grabkammer“ in der evangelischen Kirche St. Jakobi in Lübeck ein schlichter Raum in der sonst üppig ausgestalteten Seefahrerkirche. Das

Kolumbarium befindet sich direkt unter der „Pamir-Kapelle“, in der das zerbrochene Rettungsboot des 1957 gekenterten Großseglers „Pamir“ ausgestellt ist: wie die Boote auf dem Meer ist auch das Lebensschiff bedroht. Gleichzeitig wird in der Kirche Gottesdienst gefeiert und die Botschaft des Lebens verkündet. Diese Besonderheit wird für immer mehr Menschen attraktiv. Die meisten Verträge für Gräber in Kirchenkolumbarien werden schon zu Lebzeiten abgeschlossen, häufig von Menschen, die eine enge Verbindung zu den Kirchen haben, in der sie bestattet werden möchten. So berichtet es Reiner Sörries, ehemaliger Direktor des Museums für Sepulkralkultur in Kassel und Experte für das Bestattungswesen. Für viele habe die Bestattung in einer Kirche eine besondere Qualität, bei der sich zudem wirtschaftliche Vorteile nutzen lassen. Die Preise für eine Urnennische der Urnengräber in einer Kirche liegen im Schnitt bei 2 500 Euro, für eine Doppelkammer sind es rund 4 500 Euro. Weitere Kosten fallen meist für Abdeckplatten, Beschriftung, die Beisetzung und die Verwaltung an. In der Regel können die Urnengräber 20 Jahre oder länger genutzt werden, in vielen Kirchen wird danach die Asche im Boden eingelassen. Meist kann eine drei- bis vierstellige Zahl an Urnen bestattet werden, einige Kolumbarien wurden bereits erweitert.

Marc Witzenbacher

Veränderungen der Bestattungs- und Friedhofsformen

Wer bei Reisen in andere Länder auch einmal einen Friedhof besucht, ist nicht selten überrascht. Da gibt es neben Elementen, die einem bekannt vorkommen, solche, die man aus heimischen Regionen gar nicht kennt: Etwa die stark von

Marmorplatten und „Blumenschmuck“ aus Steingut geprägten französischen Friedhöfe oder die italienischen Friedhöfe mit ihren Mauerwänden, in denen bestattet wird, bieten ein anderes Bild als die im deutschsprachigen Bereich typischen Bestattungsorte. Bestatten ist also immer kulturell geprägt und somit ein Element der eigenen Beheimatung.

Wandel der Friedhöfe

Noch vor wenigen Jahrzehnten schienen sich, was das Bestattungsritual selbst und was die Gestaltung des Friedhofs anging, die Kirchen sicher, ein Monopol zu besitzen, das ihnen niemand streitig machen konnte. Man wähnte sich in eine alte Tradition eingebunden und musste dann doch erkennen, dass sich im Christentum die Bestattungsformen vielfach geändert hatten. Christliche Gräber der Antike lagen außerhalb der Städte an Zufahrtsstraßen zwischen den heidnischen, genossen aber ein „ewiges“ Ruherecht. Der mittelalterliche Kirchhof hingegen lag in den Städten und Dörfern um die Kirche herum, Gräber wurden auf Zeit belegt. Gekennzeichnet waren sie oft nur durch Pfosten, Bretter oder Kreuze aus Holz ohne Beschriftung: Die Angehörigen wussten, wo jemand begraben war. Der Kirchhof war nicht idyllisch bepflanzt, sondern eher ein Platz um die Kirche. Erst die abermalige Verlagerung des Friedhofs vor die Städte in napoleonischer Zeit und die Begrünung ließen allmählich das entstehen, was wir bislang als Friedhof kennen.

Feuerbestattung

Eine wesentliche Änderung der Bestattung ergab sich aus dem Aufkommen der Feuerbestattung im 19. Jahrhundert, die zunächst nicht antichristlich ausgerichtet war, sondern erst durch eine weltanschauliche Instrumentalisierung dazu zu werden drohte. In den 1960er-Jahren erlaubte auch die katholische

Kirche die Feuerbestattung, ohne dass diese sich zunächst sonderlich verbreitete. Erst die veränderten Lebensformen zu Ende des 20. Jahrhunderts mit anderen Familienstrukturen und deutlich höherer Mobilität führten zu einem Aufschwung. Es sind heute oft praktische Überlegungen wie die leichtere Grabpflege, aber auch Kostengründe, die die Feuerbestattung fördern. Auf diese Form muss aber auch der Ritus abgestellt werden. So findet heute die Verabschiedung durch die Angehörigen oftmals bei einer Feier mit Sarg vor der Kremation statt.

Als von Nordeuropa aus der Trend sich Richtung Süden ausbreitete, diese Urnen ohne erkennbare Grabstelle und ohne namentliche Kennzeichnung zu vergraben, wurde dies von kirchlicher Seite als unchristlich gebrandmarkt. Man benötigte einige Zeit, um zu erkennen, dass die alleinige Verurteilung nicht weiterhalf und auch die historische Basis für die Ablehnung nur bedingt stimmte. Heute wird deutlich differenzierter von kirchlicher Seite argumentiert: Das Bewusstsein von der unaufgebbaren Würde jedes Menschen ist eben erst mit den Jahrhunderten gewachsen und hat neben einer theologischen eine geistesgeschichtliche Komponente. Aber aus dem Wissen um die Gefährdung der Würde jedes Einzelnen plädiert die Kirche für eine namentliche Kennzeichnung zumindest auf einem zentralen Platz des Bestattungsfeldes. Kein Mensch soll einfach verscharrt werden!

Weitere rituelle Änderungen gingen damit einher. Weil Kommunen aus Kostengründen immer häufiger die anonyme Feuerbestattung für die Sozialbegräbnisse wählten (also bei Verstorbenen ohne Angehörige und Vermögen), bildeten sich Vereine, die in einer Mischung aus religiösem und bürgerschaftlichem Engagement für eine Trauerfeier sorgten. Niemand sollte namenlos, „unbedacht“ und ohne Gebet bestattet werden. Hier haben sich neue Formen einer kirchlichen Feier entwickelt, ohne dass die Verstorbenen religiös vereinnahmt werden.

Eine ähnliche Konfliktlinie bestand zunächst gegenüber Bestrebungen, sich in Wäldern naturnah bestatten zu lassen. Nicht zuletzt aus der Erkenntnis heraus, dass einfache Ablehnungen und Verbote von kirchlicher Seite wenig ändern, haben zu einem differenzierten Umgang geführt. Wieder ist die namentliche Kennzeichnung ein wesentlicher Punkt. Dies ist nicht nur der Würde der Verstorbenen geschuldet, sondern auch den Angehörigen. Denn diese bedürfen zumeist eines Ortes, wo sie trauern können, wo Trauer, Schmerzen, aber auch Dankbarkeit ihren „Platz“ haben. Entsprechend bedarf es einer Möglichkeit (z. B. an einem zentraleren Ort), um Blumen oder Erinnerungsstücke aufstellen zu können.

Rituelle Anreicherung

Betrachtet man den Bestattungs-Ritus entsprechend dem heutigen liturgischen Buch, so fällt die Vielzahl von Möglichkeiten für die liturgische Gestaltung auf. Auch diese Tendenz ist in den letzten Jahrzehnten gewachsen. Es sind dies einerseits die unterschiedlichen Formen der Erd- und der Feuerbestattung mit ihren jeweiligen Variationsmöglichkeiten. Immer ist die theologische Grundaussage, dass wir für unsere Verstorbenen aus dem Glauben den Übergang in eine neue, in Gott geborgene Existenz erbeten und erhoffen. Neben unsere Trauer tritt die Hoffnung, dass den Verstorbenen ihr je eigenes Ostern widerfährt – die ersten textlich belegten Begräbnisriten in der westlichen Liturgiegeschichte lassen die Nähe zur Osternacht erkennen.

Daneben fällt aber die Vielfalt von pastoralen Situationen auf, für die das liturgische Buch Vorlagen gibt. Diese orientieren sich an der Persönlichkeit des Verstorbenen und der Sterbesituation, ob jung oder alt, ob plötzlich oder nach langem Leiden verstorben, ob durch Gewalteinwirkung oder durch Suizid. Eine Feier zur Verabschiedung von Fehlgeburten, die kirchliche Begleitung der Angehörigen von Toten, die kirchlich nicht bestattet

werden können, oder auch Anregungen für Feiern bei Gewalttaten oder Katastrophen hätte man früher nicht im Begräbnisrituale gefunden.

Friedrich Lurz

Neue Bände des Lektionars

Im Dezember 2018 wurde der erste Band des neuen Lektionars für das Lesejahr C eingeführt. Nun sind zwei weitere Bände erschienen. Es ist dies zum einen der Band für die Sonntage und Festtage im Lesejahr A, das im nächsten Monat starten wird. Auch in MAGNIFICAT werden die Textfassungen dieses Lektionars an den Sonntagen die Grundlage bilden. Zum Zweiten ist der Band für die Sakramentenfeiern, Sakramentalien sowie die Feiern für Verstorbene erschienen.

Diese Lektionare überführen die neue Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift von 2016 in den gottesdienstlichen Gebrauch und sind in Format und Textlayout in gewohnt nutzerfreundlicher Weise gestaltet. Für die Wochentage liegen momentan noch keine neuen Lektionare vor.

Friedrich Lurz

LEKTIONAR. Für die Bistümer des deutschen Sprachgebiets. Authentische Ausgabe für den liturgischen Gebrauch. Bd. I: Die Sonntage und Festtage im Lesejahr A. Hg. v. Deutscher Bischofskonferenz, Österreichischer Bischofskonferenz, Schweizer Bischofskonferenz sowie den (Erz-)Bischöfen von Luxemburg, Bozen-Brixen und Lüttich. 2019, ca. 20 cm x 28,5 cm, ca. 592 Seiten, 68,00 € (D), 70,00 € (A), ca. 94,90 Fr (CH). Verlag Herder, Freiburg, ISBN 978-3-451-32211-2, Katholisches Bibelwerk, Stuttgart, ISBN 978-3-460-41201-9, Paulusverlag, Einsiedeln, ISBN 978-3-451-7228-1021-8, Pustet Verlag, Re-

gensburg, ISBN 978-3-7917-4000-3, Wiener-Dom-Verlag, ISBN 978-3-85351-272-2.

LEKTIONAR. Für die Bistümer des deutschen Sprachgebiets. Authentische Ausgabe für den liturgischen Gebrauch. Bd. VII: Sakramente und Sakramentalien. Für Verstorbene. Hg. v. Deutscher Bischofskonferenz, Österreichischer Bischofskonferenz, Schweizer Bischofskonferenz sowie den (Erz-)Bischöfen von Luxemburg, Bozen-Brixen und Lüttich. 2019, ca. 20 cm x 28,5 cm, 584 Seiten, 68,00 € (D), 70,00 € (A), ca. 94,90 Fr (CH). Verlag Herder, Freiburg, ISBN 978-3-451-32217-4, Katholisches Bibelwerk, Stuttgart, ISBN 978-3-460-41207-1, Paulusverlag, Einsiedeln, ISBN 978-3-451-7228-1027-0, Pustet Verlag, Regensburg, ISBN 978-3-7917-4005-8, Wiener-Dom-Verlag, ISBN 978-3-85351-273-9.

Diese Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 383) bestellen.

Heilige des Monats: Mechthild von Hackeborn

Mechthild von Hackeborn gehört mit Getrud von Helfta und Mechthild von Magdeburg zu den großen Frauengestalten des Klosters Helfta, die im 13. Jahrhundert gelebt haben. Sie wurde im Jahr 1241 geboren und entstammte einem der reichsten und mächtigsten Adelsgeschlechter Thüringens. Mit sieben Jahren kam sie als Schülerin in das Kloster Rossdorf bei Halberstadt, wo sie ihrer Schwester Gertrud anvertraut wurde. Gertrud stand dem Kloster seit 1251 als Äbtissin vor und verleiht der Spiritualität des Klosters eine besondere Prägung. Sie hegte eine besondere Vorliebe für die spirituelle Tradition des Bernhard von Clairvaux, die auch Mechthild faszinierte. 1258 wurde

Mechthild Nonne in dem Konvent, der in der Zwischenzeit nach Helfta übersiedelt war.

Die „Nachtigall Gottes“

Mechthild zeichneten nicht nur ein besonderer Eifer und eine tiefe Frömmigkeit aus, sie hatte auch eine hohe musikalische Begabung. Man nannte die hervorragende Sängerin gerne auch die „Nachtigall Gottes“. Schon als junge Nonne übernahm sie die Leitung der Klosterschule, wurde Chorleiterin und Novizenmeisterin. Sie machte zahlreiche mystische Erfahrungen und verfasste viele Gebete. Für viele war sie wichtige Ratgeberin, Vorbild und Lehrerin. Dabei schöpfte sie vor allem aus der Liturgie und dem persönlichen Gebet Kraft und Zuversicht für ihre Arbeit und ihr Leben.

Liber specialis gratiae

Im „Liber specialis gratiae“ (Buch der besonderen Gnade) hielten Mitschwestern die Erlebnisse und Worte Mechthilds fest. In ihren Visionen ist es immer wieder Christus selbst, der durch das Evangelium zu ihr spricht und sie die Größe seiner Liebe zu den Menschen ahnen lässt. In den Aufzeichnungen spielen vielfältige Allegorien eine Rolle, vor allem das Bild der Gemeinde als Braut Christi sowie intensive mystische Erfahrungen mit dem Jesuskind. Beispielsweise drückte sie in einer Vision das Jesuskind so stark an sich, dass sie seinen Herzschlag spüren konnte. Sie beschrieb in einer für damalige Zeiten ungewöhnlichen Präzision die Anatomie und die Funktionen des Herzens, wodurch sie auch die Herz-Jesu-Frömmigkeit weiter förderte. Mechthild starb im Jahr 1299 im Alter von 58 Jahren. In den letzten Jahren ihres Lebens war sie schwer von Krankheit gezeichnet. Schon zu Lebzeiten wurde sie als Heilige verehrt. Ihr Werk wurde vor allem im Mittelalter und in der frühen Neuzeit auf verschiedene

Weise aufgenommen und rezipiert. Ihr Gedenktag ist der 19. November. Dargestellt wird Mechthild von Hackeborn meistens als Zisterziensernonne mit einer Waage und einem Schwert.

Marc Witzenbacher

30 Jahre Mauerfall

Nach meiner Kenntnis ist das sofort, unverzüglich.“ Diese Worte des damaligen Politbürosprechers der DDR, Günter Schabowski, führten zum überraschenden Fall der Mauer am Abend des 9. November 1989. Nach der mehr zufällig sofort eingetretenen Reiseregulation stürmten Tausende DDR-Bürger an die Grenzübergänge, bis sich schließlich die Schlagbäume öffneten und die Mauer überwunden werden konnte. Auch wenn die Grenzöffnung die Menschen in Ost und West am Abend des 9. November 1989 überraschte, war sie eine logische Konsequenz der vorausgehenden Ereignisse. Tausende Bürger waren bereits aus der DDR geflohen, gelangten über die ungarische Grenze in den Westen, andere versammelten sich in den bundesdeutschen Botschaften in Prag und Warschau. Schließlich gab die DDR-Führung nach und ließ die Flüchtlinge in den Westen ausreisen. Rund 4000 Menschen waren es allein, als am 30. September Dietrich Genscher vom Balkon der bundesrepublikanischen Botschaft in Prag die nun mögliche Ausreise verkündete. Schon wenige Tage später waren in der Prager Botschaft erneut rund 7000 Menschen, die den Ausweg in die Bundesrepublik suchten.

Friedliche Revolution bahnte den Weg

Doch nicht alle waren bereit, ihr Land zu verlassen. Viele versuchten, die Zustände zu verbessern, und gingen dazu auf die Straßen – und in die Kirchen. Die Friedensgebete wurden zu

Keimzellen der friedlichen Revolution. In Bürgerrechtsbewegungen wie dem Neuen Forum schlossen sich viele zusammen, forderten demokratische Reformen und Reisefreiheit. Jeden Montag versammelten sich die Menschen, um gemeinsam zu beten und anschließend mit anderen zu demonstrieren, zuerst in Leipzig, dann im ganzen Land. Bald waren es Hunderttausende, die bei den sogenannten Montagsdemonstrationen auf die Straße gingen und mit Worten „Keine Gewalt!“ und „Wir sind das Volk!“ Veränderungen forderten. In dieser Zeit erschienen die Veranstaltungen zum 40. Jahrestag der DDR am 7. Oktober 1989 fast schon als Abgesang auf ein abgewirtschaftetes System. Während die Politprominenz auf die Errungenschaften des Arbeiter- und Bauernstaates anstieß, skandierten draußen Tausende ihre Forderungen nach Freiheit und versammelten sich zu Schweigemärschen.

Auch Rücktritt Honeckers änderte nichts

Die SED versuchte, den Demonstranten den Wind aus den Segeln zu nehmen, und drängte Erich Honecker zum Rücktritt als Staatsratsvorsitzender. Sein Nachfolger Egon Krenz kündete schließlich eine „politische Wende“ an, doch traute niemand mehr den leeren Versprechungen. Zehntausende reisten über die wieder geöffnete Grenze zur Tschechoslowakei in den Westen aus. Und es gingen immer mehr auf die Straße. Am 4. November 1989 versammelte sich eine halbe Million Demonstranten am Berliner Alexanderplatz. Vier Tage später trat das SED-Politbüro geschlossen zurück.

Nach dem Mauerfall folgte die Einheit

Danach überschlugen sich die Ereignisse. Hans Modrow wurde neuer Ministerpräsident und ernannte eine neue Regierung, die umfassende Reformen ankündigte. Dennoch wurde die

Forderung nach einer deutschen Einheit immer lauter. Auf den Montagsdemonstrationen hieß es nun „Wir sind ein Volk!“ und „Deutschland einig Vaterland“. Bundeskanzler Helmut Kohl legte schließlich ein Zehn-Punkte-Programm zur deutschen Wiedervereinigung vor, die am 3. Oktober 1990 besiegelt wurde.

Feierlichkeiten zum 30-jährigen Jubiläum

Ohne die Kirchen und das vielfältige und beharrliche Engagement der christlichen Gemeinden in der ehemaligen DDR wäre dieser Erfolg nicht möglich gewesen. Und ohne das christliche Bestehen auf gewaltfreier Veränderung hätte die Geschichte womöglich einen anderen Verlauf genommen. Dieses Jubiläum ist daher auch für die Kirchen ein Grund zu feiern, sich dankbar gemeinsam zu erinnern und darüber nachzudenken, was auch schwierig war in der Geschichte der Friedlichen Revolution. Beispielsweise lädt die Evangelische Kirche Berlin und Schlesische Oberlausitz (EKBO) dazu ein, ins Gespräch zu kommen darüber, wie der Umbruch erlebt wurde. Die Kirche stellt Logos, gedruckte Produkte und Webseiten zur Verfügung, mit denen Gemeinden und kirchliche Institutionen eigene Veranstaltungen und Projekte durchführen und bewerben können. Insgesamt finden zahlreiche Veranstaltungen, insbesondere in Berlin, statt, die an den friedlichen Fall der Mauer und auch die besondere Rolle der Kirchen erinnern.

Marc Witzenbacher

Vor 300 Jahren wurde Leopold Mozart geboren

Augsburg feiert in diesem Jahr ein besonderes Jubiläum einer seiner berühmten Söhne. Vor 300 Jahren wurde dort Leo-

pold Mozart geboren, der allerdings mehr durch seinen Sohn berühmt wurde. Am 14. November 1719 erblickte Leopold Mozart als Sohn eines Buchbindermeisters die Welt. Die Familie war schon über Generationen in Augsburg ansässig. Leopold besuchte zunächst die Vorbereitungsschule, wechselte dann auf das Gymnasium und ging bis 1736 in das Lyceum des Jesuitenkollegs St. Salvator.

Künstlerisches Talent

Leopolds künstlerisches Talent war schon früh aufgefallen. Er wirkte als Schauspieler, sang und spielte mehrere Instrumente. Doch führte ihn sein Weg zunächst nicht in die Musik. 1737 verließ er Augsburg und nahm an der Salzburger Benediktineruniversität das Philosophie- und Jurastudium auf. Leopold fiel aber nicht als fleißiger Student auf, im Gegenteil. 1739 wurde er wegen Faulheit von der Hochschule verwiesen und trat daher zunächst als Kammerdiener und später als Musiker in die Dienste des Grafen Johann Baptist von Thurn-Valsassina und Taxis. Es ist kaum etwas über seine musikalische Ausbildung bekannt, aber er konnte sich durchsetzen: 1743 wurde er in der Salzburger Hofkapelle vierter Violinist, schon ab 1747 erhielt er regelmäßige Einkünfte als Musiker. Er heiratete die aus St. Gilgen stammende Anna Maria Pertl und wurde 1763 in die Position des Vizekapellmeisters eingesetzt, die er bis zu seinem Tod innehatte.

Lehrer zweier Wunderkinder

1751 wurde Maria Anna und 1756 Wolfgang Amadeus geboren. Beide Kinder waren außerordentlich musikalisch begabt. Ihr erster und weitgehend einziger Lehrer war ihr Vater Leopold. Dieser blieb auch später meist im Schatten seiner genialen Kinder, insbesondere seines Sohnes, doch war er ein kritischer För-

derer und Erzieher seiner Kinder. Kaum eine Komposition seines Sohnes blieb ohne Korrektur seines Vaters. Leopold erarbeitete einen minutiösen Plan, wie seine Kinder berühmt werden konnten, und reiste mit ihnen an die Höfe Europas, um deren Talent zu präsentieren.

Leopold Mozart als Komponist

Doch Leopold Mozart war auch selbst Komponist. Bis heute werden Werke von ihm gespielt, insbesondere kirchenmusikalische Werke und Gelegenheitskompositionen. Darunter befinden sich u. a. knapp 50 Sinfonien, sechs Divertimenti, fünf Flötenkonzerte, ein Trompetenkonzert, ein Posaunenkonzert und vieles andere mehr. Er schrieb eine Violinschule, die bis heute für die Kenntnis der Aufführungs- und Musizierpraxis des 18. Jahrhunderts eine der wichtigsten Quellen darstellt. Als Wolfgang Amadeus Mozart Constanze Weber heiratete, kühlte das Verhältnis zwischen Vater und Sohn ab. Der Vater war gegen die Heirat gewesen und kritisierte den Lebensstil seines Sohnes. Leopold Mozart starb am 28. Mai 1787. Als Todesursache wurde „Magenverhärtung“ festgehalten, vermutlich starb er an einem Magengeschwür. Er wurde auf dem Sebastiansfriedhof in Salzburg beigesetzt. Auch wenn ihm heute oft wenig Wertschätzung entgegengebracht wird, da seine Musik meist im Schatten derer seines Sohnes steht, beherrschte Leopold Mozart das kompositorische Handwerk so souverän, dass eine seiner Sinfonien (die sogenannte „Neue Lambacher Sinfonie“) lange Zeit für ein Werk seines Sohnes gehalten wurde. Doch er hatte sein Leben letztlich in die Erziehung seiner Kinder investiert und dabei auch auf vieles verzichtet. Dabei stand er in Kontakt mit zahlreichen intellektuellen Größen seiner Zeit und bewies als Briefeschreiber hohe schriftstellerische Qualitäten. Die Stadt Augsburg feiert ihren berühmten Sohn mit einem ausgedehnten Programm, in dem auch zahlreiche Kompositionen Leopold Mozarts aufge-

führt werden. Informationen dazu sind unter *www.mozartstadt.de* zu finden.

Marc Witzenbacher

Begleiter durch den Advent

Für viele Menschen ist der Kalender aus dem Haus „Andere Zeiten“ bereits ein unentbehrlicher Begleiter für die Adventszeit geworden. Unter dem Titel „Der Andere Advent“ führt der Kalender vom Vorabend des ersten Advents bis zum 6. Januar mit Texten und Bildern durch die Advents- und Weihnachtszeit. Im letzten Jahr verschickte der Verlag mehr als 650 000 Exemplare in alle Welt, selbst nach Südafrika und Nordamerika gingen Exemplare. Mit den Texten, die Geschichten, Gedanken und Impulse enthalten und nachspüren, wie der christliche Glaube im Alltag gelebt werden kann, verbinden sich also weltweit jeden Tag zahlreiche Menschen in der Vorbereitung auf das Weihnachtsfest. Ab Mitte September ist der Andere Advent 2019/20 erhältlich. Er kostet im DIN-A4-Format 8,50 Euro plus Versandkosten und kann unter *www.anderezeiten.de*, Telefon (040) 47 11 27 27 oder E-Mail (*info@anderezeiten.de*) vorbestellt werden.

Marc Witzenbacher

Welttag der Armen

Am 17. November wird in der katholischen Kirche der Welttag der Armen begangen. Papst Franziskus hatte ihn zum Abschluss des Heiligen Jahres der Barmherzigkeit verkündet. 2017 wurde er erstmals gefeiert und wird seitdem jährlich am Sonntag vor dem Christkönigsfest begangen. Der Gedenktag soll nach dem Willen des Papstes das Thema Armut als „Herzensan-

liegen des Evangeliums“ stärker in den Blick rücken und zu einer Glaubenserneuerung in den Kirchengemeinden beitragen. Es kann, so der Papst, weder Gerechtigkeit noch sozialen Frieden geben, solange Arme vor den Türen der Christen liegen. Daher soll für Papst Franziskus der Tag in erster Linie eine Gelegenheit für konkrete Taten und Begegnungen sein. Kirchengemeinden und Verbände sollten arme Menschen einladen und ihnen zuhören. Franziskus selbst wird mit Flüchtlingen, Obdachlosen und Sozialhilfeempfängern im Petersdom eine Messe feiern. Anschließend lädt er die Gottesdienstbesucher in der benachbarten Audienzhalle zum Mittagessen ein.

Marc Witzenbacher

Gebetstag für Opfer sexuellen Missbrauchs

Der 18. November ist in der katholischen Kirche ein Gebetstag für Opfer sexuellen Missbrauchs. Papst Franziskus hatte angeregt, jährlich einen solchen Gebetstag zu begehen. In Deutschland haben die Bischöfe festgelegt, dass dieser Gebetstag von den Kirchengemeinden rund um den 18. November begangen werden sollte, da an diesem Tag auch der „Europäische Tag zum Schutz von Kindern vor sexueller Ausbeutung und sexuellem Missbrauch“ ist. Auf den Internetseiten der Deutschen Bischofskonferenz (www.dbk.de) können für den Gebetstag Fürbittenvorschläge und weitere Materialien auf einer speziellen Themenseite zum sexuellen Missbrauch heruntergeladen werden. Bischof Stephan Ackermann (Trier), Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für Fragen sexuellen Missbrauchs Minderjähriger im kirchlichen Bereich und für Fragen des Kinder- und Jugendschutzes, rief im Zusammenhang der Einrichtung des Gebetstages dazu auf, für die Opfer sexuellen Missbrauchs zu beten: „Indem wir öffentlich für die Opfer beten, wollen wir

unsere Solidarität mit ihnen zum Ausdruck bringen. Zugleich soll dadurch die Sensibilität für die Thematik wachgehalten und die Kultur der Achtsamkeit gefördert werden.“

Marc Witzenbacher

Im Anfang ...

Dunkel im Saal. Alle sitzen, gespannte Stille. Da plötzlich, der erste Ton, eine erste Folge von Tönen: Sofort entsteht Atmosphäre. Die quirligen Achtel von Mozarts *Figaro*, in denen die ganze Turbulenz der folgenden Handlung den Raum füllt, oder das Liebesmahl-Thema aus dem *Parsifal*, zu dem später die Worte „Nehmet hin meinen Leib“ erklingen werden: Ouvertüren tun eine Welt auf. „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“: ein Satz von ganz ähnlicher Wirkung. Nur fundamentaler, allumfassender. Wie eine „Stimme aus dem Nichts, die alles überschaut, sogar den Anfang von allem“ – so heißt es im Band 73 *Ouvertüren* über den Beginn der Genesis (25). Ein genialer Einfall, um in sämtliche Bücher der Bibel einzuführen: Ausgehend von den jeweils ersten Kapiteln wird der Bogen über das Ganze aufgespannt – über das einzelne Buch ebenso wie, in der Zusammenschau, über die komplette Bibel. Nicht einfach die Genese einer biblischen Schrift erklären, nein: der Leserin, dem Leser die Augen für sie öffnen, darum geht es. Immer je neu zu lesen, schreibt der Dichter Arnold Stadler in seinem Vorwort, das wäre die schönste Art, der Bibel zu begegnen. Oder wenigstens wie beim Wiedersehen mit dem besten Freund; denn die Bibel sei ein Buch, das Evangelium eine Botschaft, „die als Lebensbegleiter einen Menschen und Leser bis zum Ende seiner Zeit zu tragen vermag“ (23). Gegliedert ist der Band durch Einschaltkapitel, die jeweils *Bibel als Tora* (*Geschichte/Prophetie/Evangelium ...*) lesen überschrieben sind. Rückblicke, die das ihnen

vorausgehende Schriftenkorpus aufs große Ganze beziehen und damit anleiten, die Bibel insgesamt aus den Perspektiven wahrzunehmen, die durch ihre Teile in ihr angelegt sind. „Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland“ – der Vergleich mit Psalm 1 etwa zeigt, dass manch Bibeltext auswendig gelernt werden will: weil man mit ihm auch eine Weltsicht lernt, die Zeit (und Wiederholung) braucht, um sich zu erschließen (S. 257 f.).

Johannes Bernhard Uphus

Egbert Ballhorn, Georg Steins, Regina Wildgruber, Uta Zwingenberger (Hg.), 73 Ouvertüren. Die Buchanfänge der Bibel und ihre Botschaft. Mit einem Vorwort von Arnold Stadler, Gütersloher Verlagshaus 2018, 704 S., ISBN 978-3-579-08237-0, 39,00 € [D], 40,10 € [A]

Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 383) bestellen.

Auf Zeitreise in die Ewigkeit

Sie möchten einen Überblick gewinnen, wo die Wissenschaften vom All und vom Menschen heute stehen? Antwort finden auf die großen Fragen, die die Menschheit sich immer schon gestellt hat, die Ihnen aber stets viel zu komplex erschienen, um sie auch nur im Ansatz zu verstehen? Warum es keine einfache(n) Antwort(en) gibt, wie faszinierend aber zugleich die Beschäftigung mit den Fragen ist, das zeigt der Wiener Arzt und Theologe Johannes Huber. In *Woher wir kommen. Wohin wir gehen* lädt er zu nichts weniger ein als dazu, die *Ewigkeit* zu erforschen. Sein dreiteiliges Buch beginnt mit einem futuristischen Parforceritt durch die Entstehung des Universums. Rückwärts durch die Zeit geht es mit einem Warp-getriebenen Forschungsraumschiff *Arche Noah II*, das seine Passagiere – Wissenschaft-

ler aller Disziplinen, aber auch „einfache“ Frauen, Männer und sogar Kinder – durch Milliarden Jahre All-Entwicklung zur Planckschen Mauer bringt, dem absoluten Nullpunkt naturwissenschaftlicher Erkenntnis, um sie einen Blick über den Urknall zurück in die Ewigkeit werfen zu lassen. *Wer wir sind* ist der Mittelteil überschrieben. Darin zeichnet Huber ein faszinierendes Bild, wie der Mensch bei aller umstrittenen Komplexität der Forschung heute im Universum gesehen wird; stets unterstreicht der Autor dabei, wie sehr der Mensch in seiner Suche nach Antworten Spiegelbild des Schöpfers ist. Welche Gefährdungen, aber auch Chancen der Menschheit in Zukunft bevorstehen, umreißt er im letzten Drittel seines eloquent und äußerst unterhaltsam geschriebenen Werkes. Die schier endlos scheinenden Möglichkeiten von Digitalisierung und Biotechnologie nehmen breiten Raum ein, aber ebenso die Frage, wie sich eine offene Gesellschaft in der Konkurrenz der beiden chinesischen und europäischen Leitkulturen entfalten lassen wird. Huber wäre kein Theologe, wenn er nicht schliesse mit der Frage nach der Macht und dem Ziel des Individuums, und die Vision, die er entwirft, ist seines fulminanten Aufrisses der Wissensgeschichte durchaus würdig. In jungen Jahren hat der Autor den wegweisenden Konzilsvater und unvergessenen Wiener Erzbischof Franz Kardinal König als Sekretär begleitet; Hubers grundlegende Offenheit gegenüber allen Weltanschauungen bei gleichzeitig klarer christlicher Haltung lässt erkennen, wie prägend diese Zusammenarbeit gewesen sein muss.

Johannes Bernhard Uphus

Johannes Huber, Woher wir kommen. Wohin wir gehen. Die Erforschung der Ewigkeit, edition a, Wien 2018, 298 S., ISBN 978-3-99001-278-9, 24,90 € [D], 25,60 € [A]

Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 383) bestellen.